Hermann Hesse

Gesammelte Werke

Betrachtungen

Von

Hermann Hesse

S. Fischer / Verlag / Berlin

Druckleitung und Einbandentwurf: E. R. Weiß

1. bis 10. Auflage 1928. Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1928 by S. Fischer Verlag A.-G., Berlin

Printed in Germany

Betrachtungen

Dem
Gedächtnis meines Freundes
Hugo Ball

Am Ende des Jahres

(1904)

Die Post hat heute wieder viel gebracht. Zehn Zeitschriften, jede an die wahrhaft Gebildeten appellierend und jede nach ausschließlich künstlerischen Gesichtspunkten geleitet, empfehlen sich fürs neue Jahr, und zwanzig Verleger teilen mit, daß sie rüstig daran arbeiten, ihren rühmlichst bekannten Verlag in vornehmster Weise weiter auszubauen. Alle reden dieselbe hohe und todesernste Sprache, alle führen eine Liste „erster Namen" auf, alle tragen den führenden Zeitströmungen ausgiebigst Rechnung, und alle möchten gern noch ein bißchen mehr verdienen. Ein junger Romandichter wird empfohlen, dessen Werk, wie alle Jahre ein paar, dem „Grünen Heinrich" zur Seite gestellt zu werden verdient, und ein neuer Lyriker, welcher eigene Wege geht und welchen man ohne Zweifel bald neben Liliencron und Mörike nennen wird; sein Bild ist beigedruckt.

Das alles ist ja gar nicht neu und im Grunde vielleicht gar nicht so schlimm, und ich habe an ebendiesem Kulturjahrmarkt schon hundertmal meinen Spaß gehabt. Aber heute ist es mir gerade nicht zum Lachen, nicht einmal zum Schelten. Noch vor einer Stunde war ich draußen auf den Hügeln und sah den Wolken zu, und jede zog daher oder schritt oder schwamm oder

tanzte wie ein Wunder, wie ein Wort oder Lied oder Scherz oder Trost aus Gottes Mund, und strebte sehnlich ins Weite, wiegte sich im kühlen blassen Blau und war schöner und sang ergreifender als alle Lieder, die in Büchern stehen. Nun trat ich in den Kram- und Handelsmarkt der Dichter und Künstler und Verleger zurück wie in einen überfüllten Raum voll ängstlich schwüler Luft, und auf einmal schien es mir, ich wate hoffnungslos durch tiefen, toten Sand, und auf einmal war ich so müde wie von einem fruchtlos verhasteten Tag, legte den Kopf in die Hand und fühlte aus dem Gewirre von „Kultur", das vor mir lag, eine böse Traurigkeit wie ein Fieber gegen mich andringen. Da wehrte ich mich denn, tat den Plunder still beiseite und ging mit der Lampe in mein Zimmer hinauf, wo vor den Fenstern Spatzen und Möwen flattern und wo in engen Reihen meine vielen alten Bücher stehen. So ein altes Buch ist immer tröstlich, das redet so aus der Ferne her, man kann zuhören oder nicht, und wenn plötzlich mächtige Worte aufblitzen, so nimmt man sie nicht wie aus einem Buch von heute, nicht von einem so und so genannten Herrn Verfasser, sondern wie aus erster Hand, wie einen Möwenschrei und einen Sonnenstrahl.

Und ich las. Ich las in der Heisterbacher Chronik des Mönches Cäsarius, in einem wohlig milden, gutmütigen Latein, eine kleine Klosteranekdote:

Der Abt Gebhard hielt den Brüdern jeden Morgen eine Vorlesung über Gott, über das Wesen und die

Eigenschaften Gottes. Es muß sein, daß er das nicht nur als Gelehrter und Dogmenkenner, sondern auch mit dem Herzen und mit rechter Andacht tat, sonst wäre er strenger und kritischer gegen seine Schüler gewesen. Diese nämlich meinten, längst vom Wesen und den Eigenschaften Gottes genug zu wissen, sie merkten kaum mehr auf und trieben statt dessen Allotria, träumten auch und schliefen häufig ein — wie denn das Schlafen von Cäsarius als eine besondere, sehr häufige Versuchung in einem eigenen Kapitel de tentatione dormiendi dargestellt wird. Der Abt Gebhard redete weiter, vielleicht sah er seine Schüler kaum. Eines Morgens aber fiel während des Redens sein Blick auf die Bänke der Zuhörer, und da sah er seine Mönche träumen, starren, lächeln, schielen, nachdenken oder schlafen. Er schalt aber nicht, sondern brauchte eine kleine List, eine überaus harmlose kleine List, denn einer andern wäre dieser Mann gewiß nicht fähig gewesen. Er hielt nämlich inne, änderte den Ton seines Vortrages, als käme nun etwas ganz Neues, und sagte: „Einst geschah folgende seltsame Sache an dem berühmten Hofe des großen Königs Artus . . .“ Da wachten alle Schläfer auf, und die Schieler und Träumer machten plötzlich helle, scharfe Augen, alle Zuhörer beugten sich vor, blickten aufmerksam und brannten vor Lust und Begierde, eine Anekdote vom König Artus zu hören. Der Abt aber sah sie an und las in ihren Augen, und dann sagte er mit gütigem Vorwurf: „Ach, wenn ich euch eine Geschichte vom Hofe des Artus erzählen will, da

macht ihr die Ohren auf und seid begierig. Aber wenn ich mit euch von Gott reden will, dann schlafet ihr!"

Ich tat das alte Buch an seinen Ort zurück und ging ans Fenster. Da dämmerte unten im Nebelblau der glatte See, jenseits glänzten die Dörfer mit hellen Scheiben und auf den Thurgauer Bergen lagen blasse, lange, schmale Schneefelder zwischen den Wäldern. Diese Berge, durch den See von mir getrennt, stiegen so schön und schweigend und feierlich in die verschleierte Höhe und standen so still und selig rastend in der heran-dämmernden Winternacht, daß mir schien, ich könnte ein Seliger sein und alle Geheimnisse der Erde verstehen, wenn ich jetzt dort drüben wäre. Dort lag der bleiche Schnee so anders als auf meinem Dach, dort standen Buchenwälder und schwarze Föhren so unbegreiflich schön und entrückt, wie ich sie niemals in der Nähe sah; vielleicht wandelte dort Gott selber über die Hänge, und wer ihm dort begegnete, der könnte ihn berühren und ihn grüßen und ganz nah in seine Augen blicken.

Ja, dort drüben! Schon hier, in meinem schönen, stillen Dorf, auf meinem Hügel, in meinem Walde, wage ich Gott nicht zu denken, berühre nicht seine Hand, höre nicht seinen Schritt — ich suche ihn drüben, überm See, hinter dem leichten Nebel. Und wie erst, wenn ich nun in einer unserer Städte wäre, in München, in Zürich, in Stuttgart, in Dresden? Wo ist da ein Ort, an dem ich mich nicht schämte und erschräke, wenn dort Gott mir begegnete? Ist da nicht jedes

Haus und jeder Stein voll von lüsternem Verlangen — nach einer Geschichte vom König Artus? Es ist wenige Tage her, da fragte mich ein Freund, ein Künstler, in welcher Stadt es wohl schön und gut zu leben wäre. Wir hielten Rat, wir nannten viele Städtenamen, wählten und verwarfen, aber wir fanden die Stadt nicht, in der wir für immer oder nur für lange Zeit hätten wohnen mögen. Statt dessen leben wir, da einer und dort einer, in Dörfern, auf Bergen, in Landhäusern, der in Tirol und jener am Meer, der in der Heide und der am Bodensee, und wir wagen es nicht, zusammen an denselben Ort zu ziehen, und finden die Stadt nicht, die wir Heimat nennen möchten. Muß das so sein?

Oft besann ich mich: ist es wohl immer so gewesen? Allein das ist hoffnungslos. Wer jemals ehrlich das betrachtet hat, was wir Weltgeschichte nennen, muß ja wissen, daß jede gewesene Zeit und Art und Kultur für uns mit hundert Siegeln verschlossen und ewig rätselhaft ist.

Ich stand und dachte an den Abt von Heisterbach, an Gott und an den König Artus. Mein Blick lief über die Bücherreihen; viele von den Büchern, die sonst meine Lieblinge sind, waren tot und sagten nichts, aber da und dort sah mich ein alter, brauner Band und Lederrücken lebendig und durchdringend an. Da stehen sie geordnet und warten, und in jedem ist Gott, aber er redet nicht zu allen Stunden, und oft, wenn ich ihn meiden will, und irgendeine frohe Historie anfange, da

ist es wie bei dem Abt, und statt der ergötzlichen Geschichte, auf die ich lüstern war, sehe ich einen liebend-traurigen Blick und höre jemand sagen: Wenn ich aber von Gott rede, da schlafet ihr!

Die blaue Ferne

(1904)

In den Jahren meiner ersten Jugend bin ich oft auf hohen Bergen allein gestanden, und mein Auge hing lange an der Ferne, an dem verklärten Duft der letzten zarten Hügel, hinter denen die Welt in tiefe, blaue Schönheit versank. Alle Liebe meiner frischen, begehrlichen Seele floß in eine große Sehnsucht zusammen und trat mir feucht ins Auge, das mit verzaubertem Blick die milde ferne Bläue trank. Die heimatliche Nähe erschien mir so kühl, so hart und klar, so ohne Luft und Geheimnis, und dort jenseits war alles so mild getönt, so überflossen von Wohllaut, Rätsel und Lockung.

Ich bin seither ein Wanderer geworden und bin auf allen jenen duftig fernen Hügeln gestanden. Sie waren kühl, hart und klar, aber jenseits, weiter hinaus, lag wieder jene in Ahnung aufgelöste, selig blaue Tiefe — noch edler und sehnsuchtweckender.

Noch oft sah ich sie verlockend liegen. Ich widerstand ihrem Zauber nicht, ich ward heimisch in ihr und ward fremd auf den Hügeln der Nähe und Gegenwart. Und das nenne ich nun das Glück: sich hinüberneigen,

blaue Gefilde in weiter Abendferne erblicken und die kühle Nähe für Stunden vergessen. Das ist das Glück, etwas anderes als meine Jugend meinte, etwas Stilles und Einsames, schön, doch nicht fröhlich.

Aus meinem stillen Einsiedlerglück lernte ich die Weisheit, allen Dingen den Flaum des Fernen zu lassen, nichts in das kühle, grausame Licht der alltäglichen Nähe zu rücken und alles so zu berühren, als wäre es vergoldet, so leicht, so leise, schonend und hochachtend.

Kein kostbarstes Kleinod ist so unanfechtbar schön, daß ihm nicht Gewöhnung und Liebloſigkeit den Glanz des Wertvollen rauben könnte; kein Beruf ist so edel, kein Dichter so reich, kein Land so gesegnet. Darum erscheint es mir eine erstrebenswerte Kunst: die Andacht und Liebe, die wir gern den fernstehenden, entrückten Schönheiten gönnen, auch den nahen und gewohnten zu schenken. Ohne die Morgensonne und die ewigen Sterne minder heilig zu halten, können wir unserem Nächsten und Kleinsten einen zarten Duft und Schimmer verleihen, indem wir es schonen, sanft berühren und ihm die Poesie nicht rauben, die allem Bestehenden doch irgendwie eigen ist. Was man roh genießt, wird bitter und entwürdigt den Genießenden. Was man genießt, als sei man ein zu Gast geladener Fremder, bleibt uns wert und macht uns edler.

Das lernt man in keiner Schule so gut wie in der des Entbehrens. Du bist in deinem Lande nicht zufrieden? Du weißt von schöneren, reicheren, wärmeren? Und du reisest deiner Sehnsucht nach. Du wanderst in

andere Länder, die schöner und sonniger sind. Dein Herz geht dir weit auf, mildere Himmel überspannen dein neues Glück. Das ist nun dein Paradies — aber warte noch, ehe du es lobst! Warte wenige Jahre, nur ein wenig über die erste Freude und die erste Jugend hinaus! Und die Zeit kommt, da du Berge ersteigst, um von dort die Stelle des Himmels zu suchen, unter welcher deine alte Heimat liegt. Wie waren dort die Hügel weich und grün! Und du weißt und du fühlst, dort steht noch das Haus und der Garten deiner ersten Kinderspiele und dort träumen alle heiligen Erinnerungen deiner Jugend, und dort liegt das Grab deiner Mutter.

So ist dir die alte Heimat ungewollt lieb und fern geworden, und die neue Heimat fremd und allzu nah. Und so ist es mit allem Besitze und mit allen Gewöhnungen unseres armen, unruhigen Lebens.

Reiselust

(1910)

Es ist mitten im Winter, der Schnee wechselt mit Föhn und das Eis mit Schmutz, die Feldwege sind ungangbar, man ist von der nächsten Nachbarschaft abgeschnitten. Der See kocht an kalten Morgen weißen Dampf und setzt glasig brüchige Eisränder an, jedoch beim nächsten warmen Winde wogt er wieder schwarz und lebendig und verblaut gegen Osten wie an den schönsten Tagen im Frühjahr.

Und ich sitze in der wohlgeheizten Studierstube, lese unnötige Bücher, schreibe unnötige Artikel und habe unnötige Gedanken. Irgend jemand muß doch am Ende alle die Sachen lesen, die jahraus, jahrein geschrieben und verlegt werden, und da sonst es niemand tut, tue ich es eben, teils aus Interesse und Kollegialität, teils um mich dann als kritischen Schirm und Prellbock zwischen das Publikum und die Bücherlawinen zu stellen. Viele von den Büchern sind auch tatsächlich schön und klug und des Lesens wert. Dennoch scheint mir zuweilen mein Tun überaus überflüssig und mein Wollen auf ganz falsche Ziele gerichtet.

Ich trete häufig für einige Augenblicke ins Schlafzimmer, wo an der Wand die große Karte von Italien hängt, und streife mit begehrlichem Auge über den Po und Apennin hinweg, durch grüne toskanische Täler, an blau und gelben Strandbuchten der Riviera hin, schiele auch etwa nach Sizilien hinab und verirre mich dabei gegen Korfu und Griechenland hin. Lieber Gott, wie ist das alles nah beieinander! Und wie schnell kann man überall sein. Und pfeifend kehre ich in die Studierstube zurück, lese entbehrliche Bücher, schreibe entbehrliche Artikel und denke entbehrliche Gedanken.

Im vergangenen Jahre war ich sechs Monate auf Reisen, im vorhergehenden fünf Monate, und eigentlich ist das für einen Familienvater, Landmann und Gärtner ziemlich reichlich, und als ich neulich das letztemal heimkehrte, nachdem ich unterwegs in der Fremde krank geworden, operiert worden und eine gute Weile

gelegen war, da schien es mir an der Zeit, nun für lange hinaus, wenn nicht für ewig, Frieden zu schließen und heimisch und häuslich zu werden. Allein kaum war die ärgste Abmagerung und Müdigkeit überwunden und ersetzt, kaum hatte ich mich wieder ein paar Wochen mit Büchern befaßt und Schreibpapier verbraucht, da schien eines Tages die Sonne wieder so unheimlich gelb und jung auf die alte Landstraße, und über den See lief ein schwarzer Nauen mit einem großen schneeweißen Segel, und ich bedachte die Kürze des Menschenlebens, und plötzlich war von allen Vorsätzen und Wünschen und Erkenntnissen nichts mehr da als eine unheilbare, tolle Reiselust.

Ach, die echte Reiselust ist nicht anders und nicht besser als jene gefährliche Lust, unerschrocken zu denken, sich die Welt auf den Kopf zu stellen und von allen Dingen, Menschen und Ereignissen Antworten haben zu wollen. Die wird nicht mit Plänen und nicht aus Büchern gestillt, die fordert mehr und kostet mehr, man muß schon Herz und Blut daran rücken.

Vor meinem Fenster wühlt der weiche, laue Westwind im schwarzen See, ohne Zweck, ohne Ziel, in seiner Leidenschaft rasend und sich verzehrend, wild und unersättlich. So wild und unersättlich ist die wahre Reiselust, der Erkenntnis- und Erlebensdrang, den kein Erkennen stillt und kein Erleben sättigt. Der ist stärker als wir und als alle Ketten, und über wen er herrscht, von dem will er immer wieder Opfer haben. Gibt es nicht Menschen, die toll und wild bis zum äußersten

Wagnis und bis zum Untergang nach Geld jagen und nach Frauengunst und nach Fürstengunst? Nun, so jagen wir, wir Reiselustigen, nach einem Erfassen und Erleben der Mutter Erde, nach einem Einswerden mit ihr, nach einem so völligen Besitzen und Sichhingeben, wie es nicht zu haben und nicht zu erjagen, wie es nur zu träumen, zu begehren, zu ersehnen ist. Und vielleicht ist diese unsre Jagd und Leidenschaft nicht viel anders und um nichts besser als die des Spielers, des Spekulanten, des Don Juan, des Strebers. Im Hinblick auf die Abendstunde aber scheint mir unsre Leidenschaft doch besser und wertvoller zu sein als manche andre. Wenn uns die Erde ruft, wenn uns Wanderern die Heimkehr, uns Rastlosen die Ruhestatt winkt, so wird das Ende kein Abschiednehmen und zages Sichergeben sein, sondern ein dankbares und durstiges Schlürfen des tiefsten Erlebens. Wir sind neugierig auf Südamerika, auf unentdeckte Buchten der Südsee, auf die Pole der Erde, auf das Verstehen der Winde, Ströme, Blitze, Lawinen — aber wir sind noch unendlich viel neugieriger auf den Tod, auf das letzte und kühnste Erlebnis dieses Daseins. Denn wir glauben zu wissen, daß von allen Erkenntnissen und Erlebnissen nur die wohlverdient und befriedigend sein können, um die wir gern das Leben hingeben.

Alte Musik

(1913)

Vor den Fenstern meines einsamen Landhauses fiel zäh und hoffnungslos der graue Regen, und ich hatte wenig Lust, noch einmal die Stiefel anzuziehen und den weiten schmutzigen Weg in die Stadt zu machen. Aber ich war allein, und meine Augen schmerzten von langer Arbeit, und von allen Wänden meines Studierzimmers sahen mich die goldenen Bücherreihen mit ihren schweren Fragen und Pflichten unleidlich an, die Kinder lagen schon schlafend in ihren Betten, und mein kleines Kaminfeuer war ausgegangen. Ich entschloß mich also zu gehen, suchte das Konzertbillett hervor, zog die Stiefel an, legte den Hund an die Kette und machte mich im Regenmantel auf den Weg durch Schmutz und Nässe.

Die Luft war frisch und duftete bitter, schwarz kroch der Feldweg zwischen den hohen krummen Eichen in launigen Bogen um die Nachbargüter. Aus einem Portierhäuschen schimmerte Licht. Ein Hund schlug an, kam ins Zürnen, bellte höher und höher hinauf und mußte, sich überschlagend, plötzlich aufhören. Aus einem Landhause hinter schwarzen Gebüschen hervor tönte Klavierspiel. Nichts Schöneres und Sehnsüchtigeres, als so am Abend allein im Feld zu gehen und aus einem einsamen Hause Musik zu hören; eine Ahnung von allem Guten und Liebenswerten wacht da auf, von Heimat und Lampenlicht, Abendfeierlichkeit in

stillen Räumen, von Frauenhänden und alter häuslicher Kultur.

Da war schon die erste Laterne, stiller bleicher Vorposten der Stadt, und wieder eine, und nahe schimmernde Vorstadtgiebel, und dann plötzlich hinter der Mauerecke blendend in grellem Bogenlicht die Tramstation, wartende Menschen in langen Mänteln, plaudernde Kondukteure mit nassen, triefenden Mützen und matt auf feuchten Röcken schimmernden Uniformknöpfen. Ein Wagen knatterte heran, blaue Blitze unter sich, hell und warm mit breiten Glasscheiben. Ich steige auf, wir fahren, aus dem erleuchteten Glasgehäuse sehe ich nächtige Straßen breit und öde, an der Ecke da und dort eine Frau, die unterm Regenschirm auf unsern Wagen wartet, und jetzt hellere und lebendigere Straßen, und plötzlich strahlend jenseits der hohen Brücke die ganze Stadt im Abendglanz der Fenster und Laternen und unter der Brücke tief und fern das Flußtal mit dem dunkel heraufspiegelnden Wasser und den weißschaumigen Wehren.

Ich steige aus und gehe durch die Arkaden einer schmalen Gasse dem Münster entgegen. Auf dem kleinen Münsterplatz funkelt ein Laternenlicht schwach und kühl im nassen Steinpflaster, auf der Terrasse wehen die Kastanienbäume, über dem rötlich erleuchteten Portal verschwindet schmal in unendlicher Höhe der gotische Turm in die nasse Nacht. Ich warte ein wenig im Regen, werfe endlich die Zigarre weg, trete in den hohen Spitzbogen. Menschen in feuchten Kleidern

stehen gedrängt, hinter seiner hellen Scheibe sitzt der Kassierer, ein Mann fordert meine Karte, ich trete in den Dom, den Hut in der Hand, und alsbald weht aus schwach erhellten Riesengewölben mir erwartungsvolle heilige Luft entgegen. Kleine Ampeln senden zaghafte Lichtstrahlen an den Säulen und Pfeilerbündeln empor, Strahlen, die sich im grauen Gestein verlieren und hoch oben warm und zart in den Wölbungen versickern. Ein paar Bänke sind dicht besetzt, weiterhin steht Schiff und Chor fast leer. Ich schleiche auf Zehen — auch so noch hallt mein Schritt mir leisdröhnend nach — durch den großen feierlichen Raum, im dunklen Chor stehen alte, schwere Holzbänke mit geschnitzten Lehnen wartend, ich schlage einen Sitz herunter, der hölzerne Klang tönt dumpf in der steinernen Höhe wider.

Zufrieden nistе ich mich in dem weiten, tiefen Sessel ein, ich ziehe ein Programm hervor, es ist aber zu dunkel zum Lesen. Ich besinne mich, kann mich aber nimmer genau erinnern: es war ein Orgelstück eines verstorbenen französischen Meisters angekündigt, und eine alte italienische Geigensonate, wer weiß von wem, vielleicht von Veracini oder Nardini oder Tartini, und dann ein Vorspiel und eine Fuge von Bach.

Zwei, drei schwarze Gestalten kommen noch in den Chor geschlichen, setzen sich, jeder weit vom andern, graben sich tief in den alten Sitzen ein. Jemand läßt ein Buch fallen, hinter mir höre ich zwei Mädchenstimmen flüstern. Nun Ruhe, Ruhe. Fern auf dem beleuchteten Lettner, zwischen den beiden runden Lampen

und vor den kühl glänzenden hohen Orgelpfeifen steht ein Mann, er winkt, er setzt sich, ein erwartungsvoller Atemzug geht durch die kleine Gemeinde. Ich mag nicht hinsehen, ich schaue zurückgelehnt hoch in die Wölbungen hinauf und atme die verschwiegene Kirchenluft. Ich denke: Wie mag man nun Sonntag für Sonntag im hellen Tageslicht sich in diese heiligen Räume setzen, nah und eng aufeinander, und der Predigt zuhören, die, sie sei noch so schön und so gescheit, in diesem hohen Tempel nur nüchtern klingen und enttäuschen kann.

Da, ein hoher starker Orgelton. Er füllt, anwachsend, den ungeheuren Raum, er wird selber zum Raume, umhüllt uns ganz. Er wächst und ruht aus, und andere Töne begleiten ihn, und plötzlich stürzen sie alle in einem hastigen Davonfliehen in die Tiefe, beugen sich, beten an, trotzen auch und verharren gebändigt im harmonischen Baß. Und nun schweigen sie, eine Pause weht wie der Hauch vor einem Gewitter durch die Hallen. Und jetzt wieder: mächtige Töne erheben sich in tiefer, herrlicher Leidenschaft, schwellen stürmend hinan, schreien hoch und hingegeben ihre Klage an Gott, schreien nochmals und dringender, lauter, und verstummen. Und wieder heben sie an, wieder hebt dieser kühne und versunkene Meister seine mächtige Stimme zu Gott, klagt und ruft an, weint sein Leid in stürmenden Tonreihen gewaltig aus, und ruht und spinnt sich ein und preist Gott in einem Choral der Ehrfurcht und Würde, spannt goldene Bögen durch die hohe Dämmerung, läßt Säulen und tönende Säulenbündel hinansteigen und

baut den Dom seiner Anbetung empor, bis er steht und in sich ruht, und er steht noch und ruht und umschließt uns alle, als schon die Töne verklungen sind.

Ich muß denken: Wie miserabel kleinlich und schlecht führen wir doch unser Leben! Wer von uns dürfte denn so vor Gott und vor das Schicksal treten wie dieser Meister, mit solchen Rufen der Anklage und des Dankes, mit so emporgebäumter Größe eines tiefgesinnten Wesens? Ach, man sollte anders leben, anders sein, mehr unterm Himmel und unter den Bäumen, mehr für sich allein und näher bei den Geheimnissen der Schönheit und Größe.

Die Orgel hebt wieder an, tief und leise, ein langer, stiller Akkord; und über ihn hinweg steigt eine Geigenmelodie in die Höhe, in wundervoll geordneten Stufen, wenig klagend, wenig fragend, aber aus geheimer Seligkeit und Geheimnisfülle singend und schwebend, schön und leicht wie der Schritt eines jungen hübschen Mädchens. Die Melodie wiederholt sich, ändert sich, verbiegt sich, sucht verwandte Figuren und hundert feine, spielende Arabesken auf, windet sich flüssig auf engsten Pfaden und geht frei und gereinigt wieder hervor als ein stillgewordenes, geklärtes Gefühl. Hier ist keine Größe, hier ist kein Schrei und keine Tiefe des Leidens, noch auch hohe Ehrfurcht, hier ist nichts als die Schönheit einer begnügten, frohen Seele. Sie hat uns nichts anderes zu sagen, als daß die Welt schön und voll von göttlicher Ordnung und Harmonie ist, ach, und welche

Botschaft hören wir seltener und haben wir nötiger als diese frohe!

Man fühlt es, ohne es zu sehen, in der ganzen großen Kirche wird jetzt von vielen Gesichtern gelächelt, froh und rein gelächelt, und mancher findet diese alte schlichte Musik ein wenig naiv und veraltet, und lächelt doch auch und schwimmt mit in dem einfachen klaren Strom, dem zu folgen eine Wonne ist.

Man spürt es noch in der Pause, die kleinen Geräusche, Geflüster und Zurechtrücken in den Bänken, tönen froh und munter, man freut sich und geht befreit einer neuen Pracht entgegen. Und sie kommt. Mit großer, freier Gebärde tritt der Meister Bach in seinen Tempel, grüßt Gott mit Dankbarkeit, erhebt sich von der Anbetung und schickt sich an, nach dem Text eines Kirchenliedes seiner Andacht und Sonntagsstimmung froh zu werden. Aber kaum hat er begonnen und ein wenig Raum gefunden, so treibt er seine Harmonien tiefer, baut Melodien ineinander und Harmonien ineinander in bewegter Vielstimmigkeit, und stützt und hebt und rundet seinen Tönebau weit über die Kirche hinaus zu einem Sternenraum voll edler, vollkommener Systeme, als sei Gott schlafen gegangen und habe ihm seinen Stab und Mantel übergeben. Er wettert in zusammengeballten Wolken und öffnet wieder freie, heitere Lichträume, er führt Planeten und Sonnen triumphierend herauf, er ruht lässig im hohen Mittag und lockt zur rechten Zeit die Schauer des kühlen Abends hervor. Und er endet prächtig und gewaltig wie die

untergehende Sonne und hinterläßt im Verstummen die Welt voll Glanz und Seele.

Still gehe ich durch den hohen Raum und über den kleinen verschlafenen Platz, still über die hohe Flußbrücke und durch die Laternenreihen zur Stadt hinaus. Der Regen hat aufgehört, hinter einer ungeheuren Wolke, die das ganze Land bedeckt, ahnt man in wenigen Ritzen Mondlicht und schöne Nachthelle. Die Stadt verschwindet, und die Eichen an meinem Feldweg rauschen in einem sanften frischen Winde. Und ich steige sacht die letzte Höhe hinan und betrete mein schlafendes Haus, zu den Fenstern spricht die Ulme herein. Nun mag ich gern zur Ruhe gehen und wieder eine Weile das Leben erproben und sein Spielball sein.

Ein Achtzigjähriger
(1915)

Während wir mit fruchtlosem Kopfschütteln feststellen, daß seit dem Beginn dieses gräßlichen Krieges schon ein Jahr vergangen sei, rüstet sich still in einem kleinen schwäbischen Dorf der alte Bauer Christian Wagner, heute, am 5. August, seinen achtzigsten Geburtstag zu feiern. Er sitzt einsamer als je und verzauberter als je in seinem fernen Nest hinter den Wäldern; der Krieg, zu dem er völlig schweigt, ist wohl wenigen Seelen in der ganzen Welt so zum gefährlichen Prüfstein einer wahrhaft friedlichen

Weltanschauung geworden wie ihm. Er leidet, er leidet tief, wie nur ein Dichter und Seher mitleiden und mitbluten kann, aber sein Glaube ist unerschüttert.

Man unterbreche mich nicht mit der Frage: Ja, wer ist denn dieser merkwürdige Christian Wagner? Daß so wenige wissen, wer er ist, das ist nicht seine, sondern unsere Schande. Und ich habe nicht das Bedürfnis, über ihn Auskunft zu geben, die Neugierde der ewigen Frager zu stillen, ihrem leeren Hunger einen Dichter in den Rachen zu werfen. Viel eher will ich auf ihn neugierig machen, vor allem aber will ich ihm einen Gruß zurufen und ihm als einem von denen, denen ich Glauben, denen ich Leben, denen ich Wissen verdanke, zuwinken und zulächeln als einem Vater und Bruder, als einem Lehrer und Freunde, als einem Greise, der mich Kindheit lehrte.

Lieber, verehrter Christian Wagner! Ich kann nicht an Sie denken, ohne Sie wieder so zu sehen, wie Sie damals nach einem Besuch in Gaienhofen von mir Abschied nahmen. Ich hatte Sie eine kleine Stunde weit begleitet, bis zu jener Grenze, an welche ich besonders werte Gäste zu begleiten pflegte. Es war ein Waldrand, bei dessen Betreten man von den Schweizer Bergen Abschied nahm, um nach dem Durchschreiten des Gehölzes plötzlich dem Radolfzeller See und dem Hegau gegenüber zu stehen. Da gaben wir einander die Hände, und Sie standen noch einen Augenblick, mich mit Ihrem hellen Blick festhaltend, und Ihre greise,

kleine Gestalt ist mir seither für immer so im Gedächtnis geblieben: am Waldrande stehend, den Blick in meinen Blick gerichtet, ein Streif Sonnenlicht auf der hohen Stirn. Dann wandten Sie sich, schritten mit erstaunlicher Rüstigkeit und Schnelligkeit in den Wald hinein, ohne nochmals zurückzusehen, und der durchsonnte Wald verschlang den kleinen, vergeisteten Greis wie der Märchenwald einen Gnom. — Ich aber sah Ihnen noch eine Weile nach, auch als Sie schon ganz verschwunden waren, und ich empfand einen Hauch jener beschämenden Traurigkeit, die ich oft auch nach dem Lesen Ihrer Gedichte gespürt hatte: eine Traurigkeit über die eigene Schwäche und Unreinheit, neben welcher Sie in Ihrer siebzigjährigen Herzensfrische und besonnten Kindlichkeit so mahnend und beschämend standen.

Ich weiß noch, wie ich Ihre kurzen, raschen Schritte, die Schritte eines Wanderers, der nichts von Alter weiß, hügelabwärts in den Wald hinein verklingen hörte. Ich dachte dabei an Ihre Wachsamkeit, an Ihr feines Ohr, an Ihre seltsame Empfindlichkeit für die kleinen, wirren Stimmen der Natur, und dachte an jenen Vers von Ihnen:

Unheimlich hört sich an im Wald das Knarren
Der Tannen, die, von andern überhangen,
Hinauf zum grauen Abendhimmel starren.
So stört in Nächten oft, in kummerbangen,
Der Schlafende den andern durch ein Schnarren
Und seltsam Rufen, wirr im Traum begangen.

Wie ich damals, im frischen Eindruck Ihrer Nähe, beim Heimgehen durch die Sommerlandschaft an Sie dachte, so denke ich heute wieder an Sie, nicht als an einen Kollegen und Literaten, mit dem man kluge Gespräche führen kann, sondern als an einen Dichter von der alten, heiligen Art, einen Seher und Gläubigen. Je mehr ich mit den Jahren dazu kam, über Sie und über die Art Ihres Dichtertums nachzudenken, desto klarer wurde mir, daß das das Herz Ihres Wesens sei: die Gläubigkeit, das lebendige Atmen und Wandeln in einem Lebensgefühl, das niemals vereinzelt und vereinsamt im Dunkel irrt, sondern immer und in jeder Stunde die Gemeinschaftlichkeit alles Lebens empfindet.

Vielleicht ist es nur ein schöner Zufall, daß Sie, der aus einer geringen Dorfschule der dreißiger Jahre hervorgegangene Bauer, irgendeinmal in einer wachen Stunde Ihrer Jugendzeit etwas von dem indisch-pantheistischen Gedanken vernommen haben, dem Sie Ihr Leben lang so standhaft treu geblieben sind. Vielleicht war es aber auch notwendig, vielleicht hätte keine andere Gedankenwelt, kein anderes geistiges Klima Ihr eigentümliches Wesen so entfalten, Ihrem Suchen so die Erfüllung geben können. Wie es zugegangen ist, daß in Ihre ländliche Bildungslosigkeit einmal der Strahl aus Osten fiel, das haben Sie mir nie erzählt. Aber ich weiß, daß schon in Ihrem ersten Buche dieser indische Gedanke und Seelenglaube herrscht, der Glaube an die durch alle Verwandlungen unzerstörbare Wesenhaftigkeit der Seele. Seither hatten Sie für das

innerste Bedürfnis Ihrer Seele die rechtfertigende Form, für das rege Leben Ihrer Phantasie die führende Mythologie gefunden. Und seither gehen Sie Ihren stillen, seltenen Weg unwandelbar in diesem Glauben. Sie sehen in Tier und Stein, in Baum und Schilf, in Blume und Schmetterling verwandte und geliebte Seelen, Sie atmen Seelengruß und fernste Seelengeschichte in jedem Duft des Feldes, im Rauschen jedes Baches. Blaue Wiesenblume, grünes Moos im Walde, wehendes Herbstlaub im Winde ist Ihnen nicht nur, wie den Bildungsdichtern, Sinnbild und hübscher Anklang, es ist Ihnen in Wahrheit Mahnung und Erinnerung, es mahnt Sie an Ehemals und an ferne Zukunft, sein Schicksal ist das Ihre, denn Sie leben nicht als ein abgetrennter „Mensch" zwischen fremden Dingen, sondern als Moos und Laub mit dem Laub und Moose.

Jugendgedächtnis und zarte Kindheitserinnerung weht Ihnen entgegen aus Gras und Blüte, in hundert feinen Spuren finden Sie Wünsche, Träume, Erlebnisse der Vergangenheit aufbehalten. So wurde Ihnen im Schwinden der Jahrzehnte das Leben niemals ärmer, niemals haben Sie auf Trümmerstätten, auf Leichenfelder der eigenen Vergangenheit zurückgeblickt, sondern alles, was Sie je erlebt, je gefühlt, je gelitten, war zu Gott zurückgekehrt und aus dessen Schoß erneut in die Welt der Sinnbilder getreten, die wir Wirklichkeit heißen.

Es gibt ein Gedicht von Ihnen, wohl ein frühes, das beginnt:

Laß hinter dir die Heimat, die dich quält
Und nicht den Geist begreift, der dich beseelt!

Ich habe immer beim Lesen dieses Gedichtes an die Qualen der Absonderung, der Vereinsamung, des Zweifels, des feindseligen Unverstandenseins gedacht, die Sie zwischen Ihren Dorfgenossen in allen den vielen Jahren mögen erlitten haben. Dennoch haben Sie Ihr Dorf nie verlassen, sind treu und schweigend bei Ihrer Arbeit geblieben und haben Jahr für Jahr Ihr Feld bestellt.

Laß hinter dir die Arbeit, die dich bückt,
Und deine Frone, die dich niederdrückt!
Laß hinter dir das Dorf, wo du geweilt,
Das nichts mit dir als Irdisches geteilt!

Dadurch, daß Sie dennoch in dem Dorf geblieben sind, haben Sie das Dorf und die Fron, die Armut und die Einsamkeit gründlicher und männlicher überwunden, als wenn Sie geflohen und in der Ferne suchen gegangen wären. Sie haben Jahre und Jahrzehnte als ein verkannter Dichter, als ein heimlicher Fürst und Reicher mitten im dumpfen Alltag gelebt, und von Tag zu Tag den Alltag neu überwunden, ihn neu durchschaut in seiner Wesenlosigkeit, ihn neu verzaubert und erhöht, indem Sie still über die schmale Brücke gingen, die ins Jenseits führt. Da war das Dorf nimmer Dorf, die Fron nimmer Fron, da war überall Gott, überall strahlende Schöpfung. Und immer wieder spürten Sie in Ihren seherhaften Stunden jene „Erinnerung hinter

der Erinnerung", jene aufdämmernden Mahnungen aus vorweltlichen, vormenschlichen Existenzen, die Ihnen oft so viel näher standen als das Hier und Heute. Ihre schönsten Gedichte sprechen davon.

Wahrhaftig, Sie sind nie ein „Bauerndichter" gewesen! Sie haben nie den Stolz Ihres Handwerks, Ihrer Kaste gefühlt und besungen, Sie haben auch nie, wie die schlechteren Bauerndichter es immer tun, sich abseits Ihres Tages eine aus gelesenen Romanen genährte Phantasiewelt geschaffen. Sie haben immer in der höchsten, in der einzigen Wirklichkeit gelebt, im Unzerstörbaren, und in Ihren guten erhabenen Stunden haben Sie nicht Ruhm oder Reichtum geträumt, sondern waren daheim bei Ihrem Gott, als dessen armer Sänger und geheimer Gesandter Sie über die Erde gingen gleich dem heiligen Franz, von welchem Sie nichts wußten und wohl auch nichts wissen wollten, denn Sie hatten sich von der Christlichkeit längst weit entfernt in ein frommes Heidentum, dessen Gott jenseits der Konfessionen stand.

Was konnte Ihnen da unsere Literatur bedeuten! Das Beste, was unsere neuere Dichtung hat, das verfeinerte Einfühlungsvermögen, das besaßen Sie vertieft und verzehnfacht schon längst. Wir von der Zunft machten zuweilen die besseren Verse, die feineren Reime, wir hüteten uns ängstlicher vor den Entgleisungen. Sie aber blieben in gewissem Sinne ein Dilettant, während Sie viel tiefer und kräftiger die Magie der wahren Dichtung atmeten als wir. Es gibt von Ihnen ein

Gedicht „Blühender Kirschbaum", es zeigt das freudige Leben der Bienen, Fliegen, Ameisen, Käfer im blühenden Baum; darin ist so viel Leben, eine solche Ehrfurcht vor der Natur, eine so heilige Berauschtheit von der Fülle der lebendigen Gestaltungen auf Erden und zugleich so viel Fröhlichkeit und gute Laune, daß es mich immer an ein chinesisches oder japanisches Gebilde erinnert. Und ein andermal haben Sie die Sonne angeredet und ihr kosmische Schicksale prophezeit. Ein anderes, wenig bekanntes Gedicht von Ihnen handelt von den Nelken auf einem Fensterbrett, und die blühenden Nelkenhäupter werden mit den am Fenster horchenden Mädchenköpfen und mit den Abendgesängen der Spinnerinnen in geheimnisvoller Farbenglut so eins und verschmolzen, daß ich wenig Ähnliches in unserer Dichtung weiß.

Zu Ihrem achtzigsten Geburtstag wünsche ich Ihnen nichts mehr von dem, was irdisch ist, nicht mehr Leser und Ruhm und Ehren. Ich wünsche mehr für uns Freunde als für Sie selbst, Sie möchten noch eine Weile in Ihrem Dorfe leben. Aber unsere Gedanken werden Sie finden, wenn Sie auch nicht mehr dort wohnen, und Sie werden uns begegnen und nahe sein, auch wenn Sie einmal Ihr Dorf und die Erde werden verlassen haben. Es wird Ihnen zu diesem Geburtstage viel Ehre und Liebe zuströmen, und Sie werden für eine Stunde Freude daran haben. Aber Sie bedürfen dessen wenig mehr. Sie blicken still und mit Grauen in die blutig und wild gewordene Menschenwelt,

und Sie sehnen sich vielleicht schon nach der Verwandlung, die Sie diesem Anblick entrücken wird. Sie fürchten die Verwandlung nicht, denn Sie wissen, daß sie Ihnen nicht Leere, nicht Enttäuschung, nicht Wesensänderung bringen kann. Wie müssen Sie zuweilen unter dem Kampf der Völker gelitten haben, Sie, der so ernst und besorgt uns immer wieder ermahnt hat, kein Wesen in der Blüte zu brechen, keinen unnützen Tod, keine vermeidbare Pein zuzufügen! Aber Ihr Glaube weiß auch, daß keines der tausend Leben ins Leere fiel, daß jedes wiederkehrt. Und damit steht Ihr Glaube hoch über den unkräftigen Tröstungen der Vernunft, deren Schiffbruch wir heute zu erleben meinen.

Brief an einen Philister

(1915)

An Herrn M. in Z.

Sie werden sich wundern, Herr M., daß ich Ihnen schreibe, und werden sich noch mehr wundern, wenn Sie erfahren, daß es in der Erinnerung an unser letztes Zusammensein und Gespräch geschieht, denn vermutlich haben Sie dies Zusammensein und Gespräch längst vergessen. Mir ist es indessen damit umgekehrt gegangen, das heißt, ich legte jenen Augenblicken und Worten damals zunächst gar keinen Wert bei, ich vergaß Sie, Herr M., und das, was Sie mir damals sagten, sozusagen noch während unseres Gespräches

selbst und ging weg, ohne irgendeinen fühlbaren Eindruck davon in mir behalten zu haben. Nachher aber, noch am selben Tage, fiel unsere kleine dumme Unterhaltung mir plötzlich wieder ein, schon mit einem kleinen bösen Stachel, und dann kam die Erinnerung daran öfter und öfter wieder und wurde immer mahnender und unangenehmer. Es sind seither Monate vergangen, ja fast ein ganzes Jahr, aber ich habe in jedem dieser Monate mindestens zwei-, dreimal an Sie denken müssen, Herr M., und habe jenes Gespräch in mir wiederholt und habe lange Auseinandersetzungen mit Ihnen daran geknüpft, Auseinandersetzungen, deren Sie vermutlich nicht wert sind und die ich mich hüten werde, Ihnen mitzuteilen.

Beginnen wir von vorn, da Sie wahrscheinlich doch alles längst vergessen haben! Also, es war vor etwa zehn oder elf Monaten, ich war gegen Mittag in Ihrer Stadt angekommen, trug eine kleine gelbe Ledertasche und einen Regenschirm bei mir, und ich traf mit Ihnen in der Trambahn jenseits vom Tunnel zusammen. Ich wollte nach der Vorstadt hinausfahren, wo ein Freund von mir wohnt, und Sie fuhren vermutlich von Ihren mir nicht näher bekannten Geschäften zum Mittagessen nach Hause, denn Sie besitzen, wie ich damals sah, dort draußen in der schönsten Gegend ein prächtiges Haus mit einem großen Garten.

Ich grüßte Sie, weil ich mich Ihrer von mehreren früheren Zusammentreffen her erinnerte. Bei literarischen Vorlesungen, bei Konzerten und ähnlichen

Veranstaltungen war ich Ihnen mehrmals begegnet, ich glaube, Sie gehörten auch irgendeiner Kunst- oder Literaturkommission an. Jedenfalls hatten wir beide mehrmals miteinander gesprochen. Sie hatten ein gewisses Interesse für mich gezeigt, und ich hatte von Ihnen den Eindruck eines angenehmen Weltmannes, gebildet genug, um eine Ahnung von der Kunst zu haben, doch immerhin zu viel Geschäftsmann, zu sehr am Geld, zu sehr am Nichts interessiert, um je ganz frei zu kommen und die Luft atmen zu können, in der das Schöne selbstverständlich gedeiht. Sie kannten das Schöne, so schien mir, wohl, aber nur als Sklavin, als eine heimlich geschätzte, heimlich bevorzugte Sklavin. Sie empfanden, so schien mir, je und je Sehnsucht nach einer Verklärung des Lebens, nach einem Klang aus der Welt, in der es kein Geld und keine Geschäfte gibt. Darum saßen Sie ja auch in Kunstkommissionen und besuchten literarische Abende, und gewiß hatten Sie in den Zimmern Ihres schönen Hauses manches gute Gemälde hangen.

Ich grüßte Sie also mit der Freundlichkeit und harmlosen Freude, die man beim Wiedersehen von Menschen empfindet, an die man nur leichte, arglose, angenehme, unverbindliche Erinnerungen hat. Sie dankten ebenso, mit einem kleinen erfreuten Lächeln des Wiedererkennens und mit jenem kleinen, mir keineswegs etwa widerlichen Zug von Herablassung, den fast alle reichen oder einflußreichen Leute Künstlern und ähnlichen abseitigen Existenzen gegenüber haben.

Unterhalten konnten wir uns nicht, wir saßen nicht nebeneinander, und der mittägliche Trambahnwagen war überfüllt.

Aber Sie stiegen an derselben Haltestelle aus wie ich, und Sie schlugen dieselbe bergan führende Seitenstraße ein, und so kamen wir dazu, einander noch die Hand zu geben und ein paar Worte miteinander zu plaudern. Sie fragten mit Freundlichkeit, was mich nach Z. führe, und ich gab Auskunft; ich war zu einer musikalischen Aufführung hergereist, die ein Freund von mir dirigieren sollte und von der wir nun sprachen. Ein dritter Herr, den Sie mir soeben vorgestellt hatten, ging nebenher, und wenn ich mich recht erinnere, war es dieser Dritte, der die recht schwachflüssige Unterhaltung (wir stiegen bergan und waren alle hungrig) auf das brachte, was mich seither so oft beschäftigt hat. Er sprach von einem neuen Buch von mir und fragte mich, ob diesen Winter eines erscheinen werde, und knüpfte daran halb scherzhaft eine kleine Bemerkung über den materiellen Ertrag literarischer Arbeit, über Honorare und Auflagen. Ich suchte lächelnd abzuwehren, und das war nun der Augenblick, den ich vom ganzen Gespräch allein noch genau im Gedächtnis habe.

Nämlich Sie wurden plötzlich lebhaft, und Ihre Stimme wurde laut und etwas gehässig, als Sie mich mit einem boshaften Lächeln ansahen und riefen: „Ach was, Ihr Künstler und Dichter seid auch nicht anders als andere Leute! Ihr denket ans Geld und ans Verdienen, an weiter nichts!“

Das war es. Ich gab keine Antwort mehr und war im Augenblick zwar über die seltsam aggressive Unhöflichkeit Ihrer dummen Worte leicht erstaunt, blieb aber mit den Gedanken nicht daran hangen, wehrte mich darum auch gar nicht. Immerhin war ich unangenehm berührt und war froh, daß Sie schon Ihr Haus erreicht hatten. Ich zog den Hut und sagte guten Tag, gab aber, schon in einem Gefühl von Mißstimmung, Ihnen nicht mehr die Hand, trennte mich auch sofort kurz von jenem zweiten Begleiter und ging allein den kurzen Rest meines Weges.

Die Begrüßung mit meinem Freund, seiner Frau und seinen Kindern, das Mittagessen, Gespräche und Musik nachher löschten die Begegnung mit Ihnen völlig in mir aus, bis sie am Abend plötzlich wieder sich meldete. Ich empfand ein Gefühl von Mißvergnügen und Störung, ja etwas wie das häßliche Gefühl von Ungewaschenheit, mir lief der vage Schatten einer Erinnerung nach, als sei ich heute beleidigt worden, als habe ich heute etwas Unwürdigem beigewohnt und mich selber unwürdig dabei betragen. Und plötzlich war mir klar, das waren Ihre Worte, Herr M., Ihre dummen und rohen Worte über mich und die Künstler überhaupt.

Indessen merkte ich bald, daß nicht die kleine Beleidigung, die in Ihren Worten etwa mich treffen konnte, mir Qual bereitete, sondern ein Gefühl von Reue, von schlechtem Gewissen. Ich hatte zugehört, wie ein Mensch, den ich gewohnt war ziemlich ernst zu

nehmen und zu achten, sich roh und häßlich über alle Künstler aussprach, und ich hatte dazu geschwiegen. Ich hatte den Augenblick verpaßt, wo diesen Mann vielleicht ein ernstes Wort doch in die Seele getroffen hätte, wo dieser Herr M. vielleicht doch einen Augenblick stutzig geworden wäre und sich innerlich vor einer Welt gebeugt oder doch geschämt hätte, die er als reiner erkannte als die seinige.

Seither habe ich, wie gesagt, jene Worte viele Male in Gedanken wieder gehört. Und immer mehr kam es so, daß der Ärger über Ihre Person, Herr M., zurücktrat und der Ärger über mich selbst zur Hauptsache wurde. Daß ich Sie nicht mehr kennen und Ihnen nicht mehr die Hand geben würde, das war eine kleine Angelegenheit, die mit einem einmaligen Entschluß erledigt war. Mein Fehler war damit nicht gut gemacht, meine Läßlichkeit dadurch nicht entschuldigt. Das Gefühl von Unbehagen, Ärger und Scham, das ich im Gedanken an mein stummes Hinnehmen Ihrer törichten Worte empfand, war ganz genau dasselbe, das ich zwei oder drei Jahre vorher schon einmal empfunden hatte. Und nun fiel auch diese Geschichte, die ich vergessen glaubte, mir wieder ein und begann mich, zusammen mit der Ihrigen, eine Zeitlang ordentlich zu quälen.

Jene andere Geschichte war diese. Auf einer Seereise ging ich einst, während das Schiff im Hafen lag und Kohlen faßte, in Begleitung eines Herrn an Land. Er kannte sich in jener exotischen Hafenstadt schon aus und

machte den Führer, und es gelang ihm, mir in zwei oder drei Stunden alles zu zeigen, was an Tingeltangeln, Tanzlokalen, Animierkneipen und anderen übeln Vergnügungsorten dort zu finden war. Ich aber, der ich vom Betreten der ersten Bude an heftigen Ekel fühlte und nicht nur diese mir unsympathischen Orte, sondern namentlich den Mann, seine Reden, sein Zwinkern und Lachen im höchsten Grade als häßlich, widerlich und unanständig empfand, ich ging verbissen und ärgerlich nebenher und fand einfach nicht den Mut, mich loszumachen, dem anderen laut oder schweigend meine Mißbilligung kundzutun und fortzugehen. Nein, das ging einfach nicht; seine fette, lustige, naiv robuste Natur hatte meine schwächere überwältigt, ich folgte ihm wie meinem Henker, und während ich mich über ihn und mich auf das wildeste ärgerte, hörte ich schweigend seine Reden mit an.

Ja, das war es. Mich beleidigte nicht, daß es in der Welt Häßlichkeit und Schweinerei gab; ich konnte daran vorbeisehen, konnte darüber lachen. Aber daß ich einmal diese Seite der Welt, die ich verachte und ablehne, ruhig hatte gelten lassen, so daß es scheinen konnte, ich billige diese Dinge und billige meinen Begleiter, der sie suchte und liebte, das war als Stachel in mir geblieben. Und dazu war nun dies kleine Erlebnis mit Ihnen, Herr M., als zweiter kleiner Stachel hinzugekommen.

Ich schreibe Ihnen das nicht, um mich etwa nachträglich zu rechtfertigen, ganz im Gegenteil. Ich

schreibe dies für mich, nicht für Sie, und ich schreibe es, um eine Schuld zu bekennen. Es war damals meine Pflicht, Ihre unschönen Worte über die Künstler nicht ohne Protest anzuhören. Vielleicht waren sie ja nicht so gemeint! Vielleicht hatten Sie, der reiche Geldmann, mit dem heimlichen Hunger nach Kunst, eigentlich nur mich reizen, eigentlich nur meine Rechtfertigung hören, eigentlich nur meine Antwort provozieren wollen, die Ihrem eigenen zweifelnden Herzen das Vorhandensein der Ideale, das Dasein jener reineren Welt, bestätigte. Und indem ich schwieg, sank auch in Ihnen die heimliche Bestätigung, die heimliche Lust zum Glauben nieder und erlosch, und indem ich verstimmt weiterging und schwieg, gab ich Ihre schwankende Seele vollends dem Unglauben und jener dummen, billigen Skepsis preis, die der Kunst und dem seelischen Leben überhaupt feindlicher und gefährlicher ist als jedes Laster.

Wenn ich Ihnen nach beinahe einem Jahre dieses Bekenntnis mache, so will ich damit keineswegs das rückgängig machen, was ich mir Ihnen gegenüber im stillen vorgenommen habe. Ich habe nicht mehr das Bedürfnis, mit Ihnen zu reden oder Ihnen die Hand zu geben. Ach, es wäre so leicht, Ihren dummen Vorwurf von damals zu widerlegen, ohne alle Sentimentalitäten, einfach mit Tatsachen, Zahlen und Rechnungen. Aber auch damit ist jetzt nimmer gedient. Nicht Sie klage ich ja an, wenn ich Sie auch nicht sonderlich mehr schätze, sondern mich selbst, der mitschuldig wurde, der durch sein Schweigen und vielleicht sogar durch ein leicht zu

mißdeutendes Lächeln den Anschein erweckte, er sei mit Ihnen einverstanden, er teile Ihre Gesinnung, die ich doch aus voller Seele ablehne und verabscheue.

Denken Sie von mir, was Sie mögen! Denken Sie von mir, ich habe damals tatsächlich Ihnen zugestimmt! Denken Sie meinetwegen, ich sei immer dieser Meinung gewesen und sei es heute noch! Halten Sie mich für einen von den Künstlern, die mit der Kunst nur durch Zufall und Handwerk verbunden sind ... Einerlei, ich kann auf Ihre Achtung sehr gut verzichten. Aber, Herr M., Sie reicher Mann in Ihrem schönen Garten und Haus, glauben Sie nun ja nicht, daß man ungestraft solche kleinen Morde begehen könne, wie Sie ihn mit Ihren Worten damals begingen! Ich weiß, Sie spüren die Strafe schon längst, und ich weiß, sie wird zunehmen und fühlbarer werden, sie wird Ihnen mehr und mehr das Leben verderben. Und ehe Sie nicht einen Schritt tun, den Glauben in Ihrer Seele wieder aufzurichten, ehe Sie nicht den Gedanken an das Vorhandensein des Guten ernstlich aufs neue denken, so lange wird Ihre Seele krank sein und leiden. Sie werden stets alles haben, was man mit Geld kaufen kann, aber Sie werden dazu verurteilt sein, zu sehen, wie man immer und überall gerade das Beste, gerade das Schönste, gerade das Begehrenswerteste nicht mit Geld kaufen kann! Das Beste, das Schönste, das Begehrenswerteste auf der Welt kann man nur mit der eigenen Seele bezahlen, wie man Liebe niemals kaufen kann, und wessen Seele nicht rein, nicht des Guten

fähig, nicht wenigstens des Glaubens an das Gute fähig ist, dem klingt auch das Beste und Edelste nicht mehr rein und voll entgegen, und er muß sich für immer mit dem verkleinerten, verdorbenen, getrübten Bilde der Welt begnügen, das seine Gedanken sich zur eigenen Qual und Verarmung geschaffen haben.

Sprache

(1917)

Ein Mangel und Erdenrest, an dem der Dichter schwerer als an allen andern leidet, ist die Sprache. Zu Zeiten kann er sie richtig hassen, anklagen und verwünschen — oder vielmehr sich selbst, daß er zur Arbeit mit diesem elenden Werkzeug geboren ist. Mit Neid denkt er an den Maler, dessen Sprache — die Farben — vom Nordpol bis nach Afrika gleich verständlich zu allen Menschen spricht, oder an den Musiker, dessen Töne ebenfalls jede Menschensprache sprechen und dem von der einstimmigen Melodie bis zum hundertstimmigen Orchester, vom Horn bis zur Klarinette, von der Geige bis zur Harfe so viel neue, einzelne, fein unterschiedene Sprachen gehorchen müssen.

Um eines aber beneidet er den Musiker besonders tief und jeden Tag: daß der Musiker seine Sprache für sich allein hat, nur für das Musizieren! Der Dichter aber muß für sein Tun dieselbe Sprache benutzen, in der man Schule hält und Geschäfte macht, in der man telegraphiert und Prozesse führt. Wie ist er arm, daß

er für seine Kunst kein eigenes Organ besitzt, keine eigene Wohnung, keinen eigenen Garten, kein eigenes Kammerfenster, um auf den Mond hinaus zu sehen — alles und alles muß er mit dem Alltag teilen! Sagt er „Herz" und meint damit das zuckende Lebendigste im Menschen, seine innigste Fähigkeit und Schwäche, so bedeutet das Wort zugleich einen Muskel. Sagt er „Kraft", so muß er um den Sinn seines Wortes mit Ingenieur und Elektriker kämpfen, spricht er von „Seligkeit", so schaut in den Ausdruck seiner Vorstellung etwas von Theologie mit hinein. Er kann kein einziges Wort gebrauchen, das nicht zugleich nach einer andern Seite schielte, das nicht im selben Atemzug mit an fremde, störende, feindliche Vorstellungen erinnerte, das nicht in sich selber Hemmungen und Verkürzungen trüge und sich an sich selber bräche wie an zu engen Wänden, von denen eine Stimme unausgeklungen und erstickt zurückkehrt.

Wenn also der ein Schelm ist, der mehr gibt als er hat, so kann ein Dichter niemals ein Schelm sein. Er gibt ja kein Zehntel, kein Hundertstel von dem, was er geben möchte, er ist ja zufrieden, wenn der Hörer ihn so ganz obenhin, so ganz von ferne, so ganz beiläufig versteht, ihn wenigstens im Wichtigsten nicht gröblich mißversteht. Mehr erreicht er selten. Und überall, wo ein Dichter Lob oder Tadel erntet, wo er Wirkung tut oder verlacht wird, wo man ihn liebt oder ihn verwirft, überall spricht man nicht von seinen Gedanken und Träumen selbst, sondern nur von dem Hundertstel, das

durch den engen Kanal der Sprache und den nicht weiteren des Leserverständnisses dringen konnte.

Darum wehren sich auch die Leute so furchtbar, so auf Leben und Tod, wenn ein Künstler, oder eine ganze Künstlerjugend, neue Ausdrücke und Sprachen probiert und an ihren peinlichen Fesseln rüttelt. Für den Mitbürger ist die Sprache (jede Sprache, die er mühsam gelernt hat, nicht bloß die der Worte) ein Heiligtum. Für den Mitbürger ist alles ein Heiligtum, was gemeinsam und gemeinschaftlich ist, was er mit vielen, womöglich mit allen teilt, was ihn nie an Einsamkeit, an Geburt und Tod, an das innerste Ich erinnert. Die Mitbürger haben auch, wie der Dichter, das Ideal einer Weltsprache. Aber die Weltsprache der Bürger ist nicht wie die, die der Dichter träumt, ein Urwald von Reichtum, ein unendliches Orchester, sondern eine vereinfachte, telegraphische Zeichensprache, bei deren Gebrauch man Mühe, Worte und Papier spart und nicht am Geldverdienen gehindert wird. Ach, durch Dichtung, Musik und solche Dinge wird man immer am Geldverdienen gehindert!

Hat nun der Mitbürger eine Sprache gelernt, die er für die Sprache der Kunst hält, so ist er zufrieden, meint die Kunst zu verstehen und zu besitzen, und wird wütend, wenn er erfährt, daß diese Sprache, die er so mühsam gelernt hat, nur für eine ganz kleine Provinz der Kunst gültig sei. Zur Zeit unsrer Großväter gab es strebsame und gebildete Leute, die sich dazu durchgerungen hatten, in der Musik neben Mozart und Haydn

auch Beethoven gelten zu lassen. So weit „gingen sie mit". Aber als nun Chopin kam, und Liszt, und Wagner, und als man ihnen zumutete, nochmals und abermals eine neue Sprache zu lernen, nochmals revolutionär und jung, elastisch und freudig an etwas Neues heranzugehen, da wurden sie tief verdrossen, erkannten den Verfall der Kunst und die Entartung der Zeit, in der zu leben sie verurteilt waren. So wie diesen armen Menschen geht es heut wieder vielen Tausenden. Die Kunst zeigt neue Gesichter, neue Sprachen, neue lallende Laute und Gebärden, sie hat es satt, immerzu die Sprache von gestern und vorgestern zu reden, sie will auch einmal tanzen, sie will auch einmal über die Schnur hauen, sie will auch einmal den Hut schief aufsetzen und im Zickzack gehen. Und die Mitbürger sind darüber wütend, fühlen sich verhöhnt und an der Wurzel in ihrem Wert angezweifelt, werfen mit Schimpfworten um sich und ziehen sich die Decke ihrer Bildung über die Ohren. Und derselbe Bürger, der wegen der leisesten Berührung und Beleidigung seiner persönlichen Würde zum Richter läuft, wird jetzt erfinderisch in furchtbaren Beleidigungen.

Gerade diese Wut und fruchtlose Erregung befreit aber den Bürger nicht, entladet und säubert sein Inneres nicht, hebt in keiner Weise seine innere Unruhe und Unlust. Der Künstler hingegen, der über den Mitbürger nicht minder zu klagen hat als der über ihn, der Künstler nimmt sich die Mühe und sucht und erfindet und lernt für seinen Zorn, seine Verachtung, seine

Erbitterung eine neue Sprache. Er fühlt, daß Schimpfen nichts hilft, und sieht, daß der Schimpfende im Unrecht ist. Da er nun in unsrer Zeit kein andres Ideal hat als das seiner selbst, da er nichts will und wünscht als ganz er selbst zu sein und das zu tun und auszusprechen, was Natur in ihm gebraut und bereitgelegt hat, darum macht er aus seiner Feindschaft gegen die Mitbürger das möglichst Persönliche, das möglichst Schöne, das möglichst Sprechende, er spricht seinen Zorn nicht im Geifer heraus, sondern siebt und baut und zieht und knetet sich einen Ausdruck dafür zurecht, eine neue Ironie, eine neue Karikatur, einen neuen Weg, um Unangenehmes und Unlustgefühle in Angenehmes und Schönes zu verwandeln.

Wie unendlich viele Sprachen hat die Natur, und wie unendlich viele haben sich Menschen geschaffen! Die paar tausend simplen Grammatiken, die sich die Völker zwischen dem Sanskrit und dem Volapük gezimmert haben, sind verhältnismäßig ärmliche Leistungen. Sie sind ärmlich, weil sie sich immer mit dem Notwendigsten begnügten — und das, was Mitbürger untereinander für das Notwendigste halten, ist immer Geldverdienen, Brotbacken und dergleichen. Dabei können Sprachen nicht gedeihen. Nie hat eine menschliche Sprache (ich meine Grammatik) halbwegs den Schwung und Witz, den Glanz und Geist erreicht, den eine Katze in den Windungen ihres Schweifes, ein Paradiesvogel im Silbergestäube seiner Hochzeitskleider verschwendet.

Dennoch hat der Mensch, sobald er er selbst war und nicht die Ameisen oder Bienen nachzuahmen strebte, den Paradiesvogel, die Katze und alle Tiere oder Pflanzen übertroffen. Er hat Sprachen ersonnen, die unendlich viel besser mitteilen und mitschwingen lassen als Deutsch, Griechisch oder Italienisch. Er hat Religionen, Architekturen, Malereien, Philosophien hingezaubert, hat Musik geschaffen, deren Ausdrucksspiel und Farbenreichtum weit über alle Paradiesvögel und Schmetterlinge geht. Wenn ich denke „Italienische Malerei" — wie klingt das reich und tausendfach, Chöre voll Andacht und Süßigkeit, Instrumente jeder Art tönen selig auf, es riecht nach frommer Kühle in marmornen Kirchen, Mönche knien inbrünstig, und schöne Frauen herrschen königlich in warmen Landschaften. Oder ich denke „Chopin": Töne perlen sanft und wehmütig aus der Nacht, einsam klagt Heimweh in der Fremde beim Saitenspiel, feinste, persönlichste Schmerzen sind in Harmonien und Dissonanzen inniger und unendlich viel richtiger und feiner ausgedrückt als der Zustand eines anderen Leidenden durch alle wissenschaftlichen Worte, Zahlen, Kurven und Formeln ausgedrückt werden kann.

Wer glaubt im Ernst daran, daß der Werther und der Wilhelm Meister in derselben Sprache geschrieben seien? Daß Jean Paul dieselbe Sprache gesprochen habe wie unsere Schullehrer? Und das sind bloß Dichter! Sie mußten mit der Armut und Sprödigkeit der Sprache, sie mußten mit einem Werkzeug arbeiten, das für ganz anderes gemacht war.

Sprich das Wort „Ägypten" aus, und du hörst eine Sprache, die Gott in mächtigen, ehernen Akkorden preist, voll Ahnung des Ewigen und voll tiefer Angst vor der Endlichkeit: Könige schauen aus steinernen Augen unerbittlich über Millionen Sklaven hinweg, und sehen über alle und alles hinweg doch immer nur dem Tod ins dunkle Auge — heilige Tiere starren ernst und erdhaft — Lotosblumen duften zart in den Händen von Tänzerinnen. Eine Welt, ein Sternhimmel voll Welten ist allein dies „Ägypten", du kannst dich auf den Rücken legen und einen Monat lang über nichts anderes phantasieren als darüber. Aber plötzlich fällt dir etwas anderes ein. Du hörst den Namen „Renoir" und lächelst und siehst die ganze Welt in runde Pinselbewegungen aufgelöst, rosig, licht und freudig. Und sagst „Schopenhauer" und siehst dieselbe Welt dargestellt in Zügen leidender Menschen, die in schlaflosen Nächten sich das Leid zur Gottheit machten und mit ernsten Gesichtern eine lange, harte Straße wallen, die zu einem unendlich stillen, unendlich bescheidenen, traurigen Paradiese führt. Oder es fällt dir der Klang „Walt und Vult" ein, und die ganze Welt ordnet sich wolkig und jeanpaulisch-biegsam um ein deutsches Spießernest, wo die Seele der Menschheit, in zwei Brüder gespalten, unbekümmert durch den Angsttraum eines schrulligen Testamentes und die Intrigen eines toll wimmelnden Philister-Ameisenhaufens wandelt.

Gern vergleicht der Bürger den Phantasten mit dem Verrückten. Der Bürger ahnt richtig, daß er selbst

sofort wahnsinnig werden müßte, wenn er sich so wie der Künstler, der Religiöse, der Philosoph auf den Abgrund in seinem eigenen Inneren einließe. Wir mögen den Abgrund Seele nennen oder das Unbewußte oder wie immer, aus ihm kommt jede Regung unsres Lebens. Der Bürger hat zwischen sich und seiner Seele einen Wächter, ein Bewußtsein, eine Moral, eine Sicherheitsbehörde gesetzt, und er anerkennt nichts, was direkt aus jenem Seelenabgrund kommt, ohne erst von jener Behörde abgestempelt zu sein. Der Künstler aber richtet sein ständiges Mißtrauen nicht gegen das Land der Seele, sondern eben gegen jede Grenzbehörde, und geht heimlich aus und ein zwischen Hier und Dort, zwischen Bewußt und Unbewußt, als wäre er in beiden zu Hause.

Weilt er diesseits, auf der bekannten Tagesseite, wo auch der Bürger wohnt, dann drückt die Armut aller Sprachen unendlich auf ihn, und Dichter zu sein, scheint ihm ein dorniges Leben. Ist er aber drüben, im Seelenland, dann fließt Wort um Wort ihm zauberhaft aus allen Winden zu, Sterne tönen und Gebirge lächeln, und die Welt ist vollkommen und ist Gottes Sprache, darin kein Wort und Buchstabe fehlt, wo alles gesagt werden kann, wo alles klingt, wo alles erlöst ist.

Die Zuflucht

(1917)

Durch manche Jahre hat ein Lieblingswunsch mich begleitet — vielmehr nicht mich „begleitet", sondern in mir gewurzelt, sich aus mir genährt, Kraft aus mir gezogen, so wie gewisse Verwandte und Freunde uns „begleiten", indem sie sich von uns lieben und verehren lassen, unser Haus zu ihrem und unsere Kraft zu ihrer machen.

Jener Lieblingswunsch war schön und nicht allzu unbescheiden, wenn man ihn von außen ansah. Sein Inhalt war: eine Zuflucht. Die Zuflucht sah zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden aus. Bald war sie ein Häuschen am Vierwaldstätter See mit einem Ruderboot an der Lände. Bald war es eine Holzknechthütte in den Alpen mit einem Schragen zum Schlafen, vier Stunden vom nächsten bewohnten Hause entfernt. Dann war es eine Höhle oder eine kleine Ruine in den Felsen des Süd-Tessins, nah am lichten Kastanienwald, so hoch gelegen wie die höchsten Reben, mit oder ohne Fenster und Tür. Ein anderes Mal war die Zuflucht ein Schiffsbillett, gültig für eine kleine Kabine auf einem Schiff ohne andere Passagiere, für eine Seefahrt von drei Monaten, einerlei wohin. Und manchmal war es noch bescheidener, war nur ein Loch in der Erde, ein kleines Grab, gut oder schlecht geschaufelt, mit oder ohne Blumen drüber, mit oder ohne Sarg.

Der Sinn und die Hauptsache aber waren immer genau dieselben. Ob Landhaus oder Schiffskabine, ob

Alpenhütte oder Garten in Toskana, ob Felsenhöhle im Tessin oder Erdloch im Friedhof — der Sinn war stets: eine Zuflucht! Als Überschrift über diesem Wunsche stand immer der Vers des schwäbischen Pfarrers, jenes lieben, kränklichen Sonderlings, der weltabgeschieden und mit nichts zu tun in einem Dörflein saß und dort dichtete:

„Laß, o Welt, o laß mich sein!"

Damit schien mir alles gewonnen: wenn ich irgendwo einen Unterschlupf und eine Zuflucht hätte, ein Versteck wüßte, sicher und still, Wald oder See dabei, jedenfalls aber keine Menschen, keine Sorgenboten und Gedankendiebe, keine Briefe, keine Telegramme, keine Zeitungen, keinerlei Handlungsreisende der Kultur. Es mochte ein Bach dort rauschen oder ein Wasserfall oder Sonne still auf braune Felsen brennen, es mochten dort Schmetterlinge fliegen oder Ziegen weiden, Eidechsen brüten oder Möwen nisten — einerlei, aber meinen Frieden wollte ich dort haben, mein Alleinsein, meinen Schlaf und Traum. Niemand durfte diese Zuflucht betreten, den ich nicht rief, niemand sie nur wissen, niemand dort mich kennen, niemand etwas von mir wollen, niemand mich zu etwas zwingen. Ich durfte dort in keiner Adressenliste, in keiner Steuerrolle stehen.

Er war hübsch, mein Wunsch und Traum, er klang süß und bescheiden, er hatte Vorbilder und Dichter von Namen für sich. Und wie berechtigt war er! Gab es für einen Menschen, der nicht nach Macht strebte, der

die Ansprüche der Welt an ihn so gerecht wie möglich zu erfüllen suchte, der ein Dichter und stiller Bürger war — gab es für mich einen richtigeren, begreiflicheren Wunsch, als den nach meiner Zuflucht, nach der Ecke im Süden, dem Felsenwinkel im Gebirge, nach Höhle, Versteck, Unterschlupf, Grab? Wenn je das Landhaus, die Schiffskabine zu anspruchsvoll war — vom Streulager in der Hütte, vom kleinen namenlosen Grab konnte man das gewiß nicht sagen.

Viele Stunden in vielen Jahren habe ich an meinem Traum gebaut, viele Stunden auf Spaziergängen, bei der Gartenarbeit, vor dem Einschlafen, nach dem Erwachen, auf der Eisenbahn, auch schlaflose Nächte wandte ich ihm zu. Ich baute an ihm, malte und pinselte an ihm, musizierte ihn schöner, zarter, holder, tuschte am Waldschatten, phantasierte am Ziegengeläut, wob Sehnsucht, strömte Liebe hinein. Zärtlich beleuchtete ich meinen Liebling, streichelte ihn mütterlich, liebkoste ihn werbend. Wenn ich mich besinne, so kann ich sagen, daß ich vielleicht an kein Ding auf Erden oder an wenige so viel Liebe gewendet habe, so viel Sorgfalt, so viel Wärme vom eigenen Blut, so viel Kraft des Verlangens.

Und wie hat er zuzeiten mir geleuchtet, aufreizend und tröstend, wie klang er innig und vertieft, wie glühte er rosenhaft, mein Lieblingstraum! Wie war er in zärtlichste Goldfäden eingesponnen, mit tausendmal abgewogenen Farben innig und schmelzend gemalt!

Hin und wieder mit den Jahren geschah es, daß andere Stimmen mich ergriffen, daß hier und dort eine Mahnung mich traf, eine Einsicht mich streifte, die dem Traume schadeten, die kleine Sprünge in seine kostbare Farbenfläche zogen, eine Saite in ihm verstimmten, ein welkes Blatt in seinem Laube zeigten. Schnell flickte ich nach, goß neue Liebe zu, bereute tief die Störung, gab dem Wunsche neues Blut zur Nahrung. Bald war er wieder schön und ganz. Und, um es gleich zu sagen, noch heute kann er sich erholen, kann wieder strahlen, kann zurückgewinnen, was er verlor.

Aber immer häufiger traten mich Erkenntnisse an, die sich mit dem Traume nicht vertrugen. Ein Wort im Gespräch mit Freunden, ein Satz in einem Buch, ein Vers in der Bibel, eine Zeile bei Goethe faßten mich zwingend an, Vereinsamungen, Verluste von Freunden, Einbußen an Freuden sprachen ihre rauhe Sprache zu mir, Schmerzen nisteten sich bei mir ein. Lauter Zurufe, lauter Mahnungen, jede im einzelnen wenig beachtet, alle aber immer wieder auf denselben wunden Fleck treffend. Und alle waren gegen meinen Traum. Shakespeare verhöhnte ihn, Kant griff ihn an, Buddha verneinte ihn. Nur die Schmerzen führten mich oft und oft wieder zu ihm zurück. Würden sie nicht sich beruhigen und fliehen, wenn ich meine Zuflucht einmal hätte? Würden nicht Schlaf und Hunger, Lächeln und freier Blick, fester Atem und Tatenlust wiederkommen, dort, in der Höhle am Bach, am Herzen der Natur, fern vom Lärm, fern vom Betrieb?

Aber auch die Schmerzen wurden energischer, wurden dauernder und richteten sich gegen meinen Traum; es kamen die Stunden, wo ich sah: er war nichts wert. Die „Zuflucht“ würde mich nicht heilen, die Schmerzen würden im Wald und in der Hütte nicht vergehen, ich würde dort nicht mit der Welt eins werden und mit mir selber nicht in Ordnung kommen.

Das ging alles langsam und in vielen engen Spiralen, und hundertmal war der Wunschtraum wieder da, der Bach lief trostvoll über goldenbraune Kiesel, und der See wiegte innigste Farbenträume. Aber die Mahnungen nahmen zu, und vor allem die Schmerzen, und oft schien Hiob mir mein Bruder zu sein.

Und einmal klopfte eine neue Erkenntnis mir an die Stirn, die war schlimmer, war deutlicher, feindlicher, drohender. Sie hieß so: „Dein Wunschtraum ist nicht bloß falsch gewesen, nicht bloß ein Irrtum, nicht bloß eine hübsche Kinderei und Seifenblase. Es war viel mehr, viel ärger, viel gefährlicher. Er hat an dir gefressen, er hat dein Blut getrunken, er hat dein Leben bestohlen. Hast du jemals dem Freunde, hast du der Frau, dem Kinde, hast du dir selber jemals auch nur halb so viel Liebe gegönnt, wie ihm, so viel Sorgfalt, Wärme, so viel Tage, Nächte, Schöpferstunden? Erschrickst du jetzt? Siehst du jetzt, wen du genährt hast, wen du am Herzen trugst? Und deine Müdigkeit und deine Schmerzen, dein Altern, deine Schwächung — wem verdankst du sie? Ihm, ihm, alles ihm, alles diesem Traum, diesem Blutsauger, dieser Schlange!“

Auch diese Einsicht siegte nicht beim erstenmal, und heute noch, so fest sie sitzt, ist sie Zweifeln und Niederlagen ausgesetzt. Aber sie ist dageblieben.

Und wieder kam ein Tag; der stieß dem Traum das Herz ein.

Der Traum wurde auf seine letzte Probe gestellt — er sollte erfüllt werden. Es war eine Zuflucht da, ein Häuschen, klein, still, fern, schön, hoch am Berg überm südlichen See, Zuflucht und Versteck, Ausruheneſt und Traumwiege. Es war zu haben, es wurde mir angeboten.

Siehe, da war der Traum ertappt! Ertappt in seiner ganzen schönen Verlogenheit. Nämlich er — erschrak, als er sich erfüllen sollte. Er wollte nicht erfüllt werden, er wurde feig, er suchte Einwände, er wußte Ausreden, er rief ab, er schauderte zurück.

Ach, er konnte nicht anders. Er hatte so lange gelogen, er hatte so lange versprochen, viel zu viel versprochen. Immer hatte er empfangen und empfangen, und nun sollte er einmal geben. Und nun war nichts, was er zu geben hatte. Er zuckte zurück wie ein Schwindler, der einen falschen Wohnort angegeben hat und jetzt dorthin gebracht wird, wo niemand ihn kennen will, wo er verstummen muß, wo er entlarvt wird.

Das war sein Todesstoß.

Aber Vampire ertragen manchen Todesstoß und leben doch auf einmal wieder, sind wieder da, wollen wieder fressen, wieder mit lebendem Blut gefüttert sein. Auch dieser lebt noch, hat noch Schliche und Möglichkeiten. Aber ich weiß jetzt, daß er mein Feind ist.

Ich weiß es seit dem Tage, an dem ich meine letzte Erkenntnis fand.

Sie kam wie alle Erkenntnisse in einer wohlbekannten, oft gesehenen Gestalt. Es war ein Spruch, den ich in einem Buch zufällig las, ein alter Satz, ein Wort aus der Bibel und eines, das ich seit vielen Jahren kannte und auswendig wußte. Aber heute war es neu, heute klang es inwendig:

„Das Reich Gottes ist inwendig in euch."

Jetzt habe ich wieder etwas, dem ich nachgehe, das mich leitet, dem ich Blut opfere. Es ist kein Wunsch und Traum, es ist ein Ziel.

Dies Ziel ist wieder — eine Zuflucht. Nicht eine Höhle, nicht ein Schiff. Ich suche und begehre eine Zuflucht inwendig in mir, einen Raum oder Punkt, wo nur Ich ist, wohin die Welt nicht reicht, wo Ich allein zu Hause bin, sicherer als Gebirge und Höhle, sicherer und verborgener als Sarg und Grab. Das ist mein Ziel. Dorthin soll nichts eindringen können, es werde denn ganz zu Ich.

Dann mögen Stürme sein, mögen Schmerzen sein, möge Blut fließen.

Noch bin ich lange nicht dort, noch bin ich am ersten Anfang des Weges, aber es ist nun mein Weg. Nicht mehr mein Traum.

O tiefe Zuflucht! Dich erreicht kein Sturm, dich brennt kein Feuer, dich zerstört kein Krieg. Kleine Kammer im Inneren, kleiner Sarg, kleine Wiege, du bist mein Ziel.

Von der Seele

(1917)

Unrein und verzerrend ist der Blick des Wollens. Erst wo wir nichts begehren, erst wo unser Schauen reine Betrachtung wird, tut sich die Seele der Dinge auf, die Schönheit. Wenn ich einen Wald beschaue, den ich kaufen, den ich pachten, den ich abholzen, in dem ich jagen, den ich mit einer Hypothek belasten will, dann sehe ich nicht den Wald, sondern nur seine Beziehungen zu meinem Wollen, zu meinen Plänen und Sorgen, zu meinem Geldbeutel. Dann besteht er aus Holz, ist jung oder alt, gesund oder krank. Will ich aber nichts von ihm, blicke ich nur „gedankenlos" in seine grüne Tiefe, dann erst ist er Wald, ist Natur und Gewächs, ist schön.

So ist es mit den Menschen und ihren Gesichtern auch. Der Mensch, den ich mit Furcht, mit Hoffnung, mit Begehrlichkeit, mit Absichten, mit Forderungen ansehe, ist nicht Mensch, er ist nur ein trüber Spiegel meines Wollens. Ich blicke ihn, wissend oder unbewußt, mit lauter beengenden, fälschenden Fragen an: Ist er zugänglich oder stolz? Achtet er mich? Kann man ihn anpumpen? Versteht er etwas von Kunst? Mit tausend solchen Fragen sehen wir die meisten Menschen an, mit denen wir zu tun haben, und wir gelten für Menschenkenner und Psychologen, wenn es uns glückt, in ihrer Erscheinung, in ihrem Aussehen und Benehmen das zu deuten, was unseren Absichten dient oder widerstrebt. Aber diese Einstellung ist eine ärmliche,

und in dieser Art Seelenkunde ist der Bauer, der Hausierer, der Winkeladvokat den meisten Politikern oder Gelehrten überlegen.

Im Augenblick, wo das Wollen ruht und die Betrachtung aufkommt, das reine Sehen und Hingegebensein, wird alles anders. Der Mensch hört auf, nützlich oder gefährlich zu sein, interessiert oder langweilig, gütig oder roh, stark oder schwach. Er wird Natur, er wird schön und merkwürdig wie jedes Ding, auf das reine Betrachtung sich richtet. Denn Betrachtung ist ja nicht Forschung oder Kritik, sie ist nichts als Liebe. Sie ist der höchste und wünschenswerteste Zustand unserer Seele: begierdelose Liebe.

Haben wir diesen Zustand erreicht, es sei nun für Minuten, Stunden oder Tage (ihn immer innezuhalten, wäre die vollkommene Seligkeit), dann sehen die Menschen anders aus als sonst. Sie sind nicht mehr Spiegel oder Zerrbilder unseres Wollens, sie sind wieder Natur geworden. Schön und häßlich, alt und jung, gütig und böse, offen und verschlossen, hart und weich sind keine Gegensätze, sind keine Maßstäbe mehr. Alle sind schön, alle sind merkwürdig, keiner mehr kann verachtet, kann gehaßt, kann mißverstanden werden.

Wie, vom Standpunkt der stillen Betrachtung aus, alle Natur nichts anderes ist als wechselnde Erscheinungsform ewig zeugenden, unsterblichen Lebens, so ist des Menschen Rolle und Aufgabe im besonderen, Seele darzustellen. Unnütz, zu streiten, ob „Seele“ etwas Menschliches sei, ob sie nicht auch dem Tiere,

der Pflanze innewohne! Gewiß ist Seele überall, ist überall möglich, überall vorbereitet, überall geahnt und gewollt. Aber wie wir nicht den Stein, sondern das Tier als Träger und Ausdruck der Bewegung empfinden (obwohl auch im Stein Bewegung, Leben, Aufbau, Zerfall, Schwingung ist), so suchen wir Seele vor allem bei den Menschen. Wir suchen sie da, wo sie am sichtbarsten da ist, leidet, handelt. Und der Mensch erscheint uns als die Weltecke, als die spezielle Provinz, deren derzeitige Aufgabe es ist, Seele zu entwickeln — wie es einst seine Aufgabe war, zweibeinig zu werden, den Tierpelz abzustreifen, Werkzeug zu erfinden, Feuer zu schaffen.

So wird uns die gesamte Menschenwelt zu einer Darstellung der Seele. Wie ich in Berg und Fels die Urkräfte der Schwere, im Tier die Beweglichkeit und angestrebte Freiheit sehe und liebe, so sehe ich im Menschen (der jenes alles ja auch mit darstellt) vor allem jene Form und Äußerungsmöglichkeit des Lebens, die wir „Seele" nennen und die uns Menschen nicht nur eine beliebige Lebensstrahlung unter tausend anderen zu sein scheint, sondern eine besondere, eine auserwählte, hochentwickelte, ein Endziel. Denn einerlei, ob wir materialistisch oder idealistisch oder sonstwie denken, ob wir die „Seele" als Göttliches oder als verbrennende Materie uns denken — wir kennen sie doch alle und werten sie hoch; für jeden von uns ist beseelter Menschenblick, ist Kunst, ist Seelengestaltung die oberste, jüngste, wertvollste Stufe und Welle alles organischen Lebens.

So wird der Mitmensch uns zum edelsten, obersten, wertvollsten Gegenstand der Betrachtung. Nicht jeder übt diese selbstverständliche Wertung natürlich und ungehemmt — ich weiß das von mir selbst. Ich habe in der Jugendzeit nähere und innigere Beziehungen zu Landschaften und Kunstwerken als zu Menschen gehabt, ja, ich träumte jahrelang von einer Dichtung, in der nur Luft, Erde, Wasser, Baum, Berg und Tier vorkämen und keine Menschen. Ich sah den Menschen so von der Bahn der Seele abgelenkt, so von Wollen beherrscht, so roh und wild hinter tierischen, äffischen, urweltlichen Zielen her, so auf Tand und Schund erpicht, daß mich vorübergehend der schlimme Irrtum beherrschen konnte, vielleicht sei der Mensch, als Weg zur Seele, schon verworfen und im Rückgange begriffen, als müsse anderswo aus der Natur diese Quelle sich ihren Weg suchen.

Wenn man zusieht, wie zwei moderne Durchschnittsmenschen, die sich eben erst durch Zufall kennenlernen und eigentlich gar nichts Materielles voneinander begehren — wie diese zwei sich gegeneinander benehmen, dann fühlt man es beinahe sinnlich, wie dicht jeder Mensch von einer zwingenden Atmosphäre, von einer Schutzkruste und Abwehrschicht umgeben ist, von einem Netz gewoben aus lauter Ablenkungen vom Seelischen, aus Absichten, Ängsten und Wünschen, die alle auf unwesentliche Ziele gerichtet sind, die ihn von allen anderen trennen. Es ist, als dürfe die Seele nur ja nicht zu Wort kommen, als sei es notwendig, sie ganz mit

hohen Zäunen zu umgeben, mit Zäunen der Angst und der Scham. Nur die wunschlose Liebe vermag dies Netz zu durchbrechen. Und überall, wo es durchbrochen wird, blickt Seele uns an.

Sitze in der Eisenbahn und beachte zwei junge Herren, die einander begrüßen, weil der Zufall sie für eine Stunde zu Nachbarn gemacht hat. Ihre Begrüßung ist unendlich merkwürdig, ist beinahe ein Trauerspiel. Aus Urfernen der Fremde, Kälte, aus einsamen vereisten Polen her scheinen diese harmlosen Leute einander zu begrüßen — ich denke natürlich nicht an Malaien oder Chinesen, sondern an moderne Europäer — sie scheinen jeder für sich in einer Festung von Stolz, gefährdetem Stolz, von Argwohn und Kühle zu wohnen. Was sie reden, ist vollkommener Unsinn, wenn man es äußerlich betrachtet, ist verkalkte Hieroglyphe aus der seelenlosen Welt, der wir beständig entwachsen und deren durchbrochene Eisränder beständig an uns hangen. Selten, überaus selten sind die Menschen, deren Seele auch schon im täglichen Reden sich äußert. Sie sind schon mehr als Dichter, sind fast schon Heilige. Wohl hat auch das „Volk" Seele, der Malaie und Neger, und zeigt in Gruß und Anrede mehr Seele als der Durchschnittsmann bei uns. Aber seine Seele ist nicht die, die wir suchen und wollen, obwohl auch sie uns lieb und nah verwandt ist. Die Seele des Primitiven, der noch keine Entfremdung, keine Mühsal einer entgötterten und mechanisierten Welt kennt, ist eine kollektive, schlichte, kindliche Seele, etwas Schönes und

Liebliches, aber nicht unser Ziel. Unsere beiden jungen Europäer im Bahnwagen sind schon weiter. Sie zeigen wenig Seele oder gar keine, sie scheinen ganz aus organisiertem Wollen, aus Verstand, Absicht, Plan zu bestehen. Sie haben ihre Seele verloren in der Welt des Geldes, der Maschinen, des Mißtrauens. Sie sollen sie wiederfinden, und sie werden krank werden und leiden, wenn sie die Aufgabe versäumen. Aber was sie dann haben werden, wird nicht die verlorene Kinderseele mehr sein, sondern eine weit feinere, weit persönlichere, weit freiere und verantwortungsfähigere. Nicht zum Kinde, zum Primitiven zurück sollen wir, sondern weiter, vorwärts, zu Persönlichkeit, Verantwortlichkeit, Freiheit.

Von diesen Zielen und ihrer Ahnung ist hier noch nichts zu spüren. Die zwei jungen Männer sind weder primitiv, noch sind sie Heilige. Sie sprechen die Sprache des Alltags, eine Sprache, die zu den Zielen der Seele so wenig paßt wie eine Gorillahaut, die wir aber nur langsam und in hundert tastenden Versuchen abstreifen können.

Diese urweltliche, rohe, stammelnde Sprache lautet etwa so:

„Morgen", sagt der eine.

„Tag", sagt der andere.

„Gestatten?" der eine.

„Bitte", der andere.

Damit ist gesagt, was gesagt werden mußte. Bedeutung haben die Worte nicht, sie sind reine Schmuckformen des primitiven Menschen, ihr Zweck und Wert

ist derselbe wie der des Ringes, den sich ein Neger durch die Nase zieht.

Äußerst seltsam aber ist der Ton, in dem die rituellen Worte gesprochen werden. Es sind Höflichkeitsworte. Ihr Ton aber ist sonderbar kurz, knapp, sparsam, kühl, um nicht zu sagen böse. Es ist kein Grund zu Streitigkeiten da, im Gegenteil, und keiner von den beiden denkt Böses. Aber Miene und Ton sind kühl, sind gemessen, schroff, fast wie gekränkt. Der Blonde zieht bei seinem „Bitte" die Brauen hoch mit einem Ausdruck, der an Verachtung grenzt. Er empfindet nicht so. Er übt eine Formel aus, die in Jahrzehnten eines seelenlosen Verkehrs zwischen Menschen sich als Schutzform ausgebildet hat. Er meint sein Innerstes, seine Seele, verbergen zu müssen; er weiß nicht, daß sie nur im Aufzeigen und Hingeben gedeiht. Er ist stolz, er ist eine Persönlichkeit, kein naiver Wilder mehr. Aber sein Stolz ist jammervoll unsicher, er muß sich verschanzen, muß Wälle von Abwehr und Kälte um sich ziehen. Dieser Stolz wäre vernichtet, wenn man ihm ein Lächeln abgewänne. Und diese ganze Kälte, dieser ganze böse, nervöse, stolze und dabei unsichere Ton des Verkehrs zwischen „Gebildeten" zeigt Krankheit an, notwendige und darum hoffnungsvolle Krankheit der Seele, die sich gegen Vergewaltigung nicht anders zu wehren weiß als durch solche Zeichen. Wie ist diese Seele scheu, wie ist sie schwach, wie jung und wenig anerkannt fühlt sie sich auf Erden! Wie verbirgt sie sich, wie hat sie Angst!

Wenn jetzt einer von den beiden Herren das täte, was er eigentlich will und fühlt, so böte er dem andern die Hand hin oder streichelte seine Schulter und würde etwa sagen: „Lieber Gott, ist das ein schöner Morgen, alles wie Gold, und ich habe Ferien! Gelt, meine neue Krawatte ist fein?! Du, ich habe Äpfel im Koffer, willst du einen?“

Wenn er wirklich so spräche, so würde der andere etwas ungemein Freudiges und Rührendes fühlen, etwas von Lachen und etwas von Schluchzen. Denn er würde genau spüren, daß hier die Seele des andern sprach, daß es nicht auf die Äpfel und nicht auf die Krawatte und überhaupt auf nichts anderes ankommt als darauf, daß hier ein Durchbruch stattgefunden hat, daß etwas ans Licht gekommen ist, was dahin gehört und was wir alle auf Grund einer Vereinbarung zurückhalten — ach, auf Grund einer Vereinbarung, deren Zwang noch gilt und deren einstigen Zusammenbruch wir doch schon fühlen!

Also er würde so empfinden, aber er würde das nicht äußern. Er würde zu einem mechanischen Schutzmittel greifen, einen sinnlosen Redebrocken hinwerfen, eines unserer tausend Ersatzworte. Er würde ein wenig mekkern und sagen: „Ja ... häm ... sehr schön“, oder etwas dergleichen, und würde wegblicken mit einer Kopfbewegung voll beleidigter und gefolterter Geduld. Er würde mit seiner Uhrkette spielen, durch das Fenster starren und durch zwanzig solcher Hieroglyphen zum Ausdruck bringen, daß er seine innere Freude

keineswegs zu äußern gesonnen sei, daß er nichts zeigen, nichts zugestehen könne als höchstens ein gewisses Mitleid mit diesem zudringlichen Herrn.

Indessen, dies alles geschieht nicht. Der Dunkle hat tatsächlich Äpfel im Koffer und hat tatsächlich eine riesige Bubenfreude über den schönen Tag und seine Ferien, über seine Krawatte und die gelben Schuhe. Aber wenn der Blonde jetzt beginnen würde: „Üble Sache das mit der Valuta", dann wird der Dunkle nicht tun, wie seine Seele will, er wird nicht rufen: „Ach was, lassen Sie uns vergnügt sein, was geht uns jetzt die Valuta an!" sondern er wird mit sorgenvollem Gesicht und einem Seufzer sagen: „Tja, es ist scheußlich!"

Es ist wunderbar zu sehen: diese beiden Herren haben (wie wir alle) scheinbar gar keine Mühe, sich so zu benehmen, sich so ungeheuern Zwang anzutun. Sie können mit lachendem Herzen seufzen, mit mitteilungsbedürftiger Seele Kälte und Abwehr heucheln.

Aber du beobachtest weiter. Ist die Seele nicht in den Worten, nicht in den Mienen, nicht im Ton der Stimme, irgendwo wird sie doch sein. Und du siehst: Der Blonde hat sich jetzt vergessen, er fühlt sich unbeobachtet, und wie er zum Wagenfenster hinaus auf die fernen zackigen Wälder blickt, ist sein Blick frei und unverstellt und ist voll von Jugend, von Sehnsucht, von naiven, heißen Träumen. Er sieht ganz anders aus, jünger, einfacher, harmloser, vor allem hübscher. Der andere aber, der ebenfalls so tadellose und unnahbare Herr, er steht auf und greift mit der Hand nach seinem

Koffer über sich ins Netz. Er tut so, als wolle er dessen Lage prüfen, sein Herabfallen verhindern, allein der Koffer liegt sehr gut und fest und hat keine derartige Sorge nötig. Der junge Mann will ihn auch gar nicht festhalten, er will ihn nur anfühlen, sich seiner vergewissern, ihn zärtlich berühren. Denn in dem tadellos sachlichen Lederkoffer ist außer den Äpfeln und außer der Wäsche noch etwas Wichtiges, noch ein Heiligtum, ein Geschenk für seinen Schatz daheim, ein Dachshund aus Porzellan oder ein Kölner Dom aus Marzipan, einerlei was, aber jedenfalls etwas, woran dieser junge Mann zur Zeit hängt, womit seine Träume spielen, was sie lieben und vergöttern, was er am liebsten beständig in Händen halten, streicheln und bewundern würde.

Während einer Stunde Bahnfahrt hast du nun zwei junge Leute beobachtet, einigermaßen gebildete Durchschnittsleute von heute. Sie haben Worte gesprochen, haben Grüße getauscht, Meinungen getauscht, haben mit den Köpfen genickt und geschüttelt, sie haben tausend kleine Dinge getan, Handlungen verrichtet, Bewegungen ausgeführt, und an nichts davon war ihre Seele beteiligt, an keinem Wort, an keinem Blick, alles war Maske, alles war Mechanik, alles, mit Ausnahme des einen vergessenen Blickes aus dem Fenster nach dem bläulich fernen Wald und des kurzen, ungeschickten Griffes nach dem Lederkoffer.

Und du denkst: O ihr scheuen Seelen! Werdet ihr einmal hervorbrechen? Vielleicht schön und freundlich

in einem erlösenden Erlebnis, im Bund mit einer Braut, im Kampf für einen Glauben, in Tat und Opfer — vielleicht jäh und verzweifelt in einer hastigen Tat des vergewaltigten, verdeckten, verdüsterten Herzenswillens, in einer wilden Anklage, in einem Verbrechen, einer Schreckenstat? Und ich und wir alle: wie werden wir unsere Seelen durch diese Welt bringen? Wird es uns gelingen, ihnen zum Recht zu helfen, sie in unsere Gebärden, in unsere Worte einzulassen? Werden wir resignieren, werden wir der Menge und Trägheit folgen, den Vogel immer wieder einsperren, uns immer wieder Ringe durch die Nase ziehen?

Und du fühlst: Überall, wo Nasenringe und Gorillahäute abgeworfen werden, da ist Seele am Werk. Wäre sie ungehemmt, wir würden miteinander reden wie die Menschen Goethes und würden jeden Atemzug als einen Gesang empfinden. Arme, herrliche Seele, wo du bist, da ist Revolution, ist Bruch mit Verkommenem, ist neues Leben, ist Gott. Seele ist Liebe, Seele ist Zukunft, und alles andere ist nur Ding, nur Stoff, nur Hindernis, unsere göttliche Kraft im Formen und im Zerbrechen daran zu üben.

Weiter kommen Gedanken: Leben wir nicht in einer Zeit, wo Neues sich laut verkündet, wo Bindungen der Menschheit umgerüttelt werden, wo in ungeheurem Umfang Gewalt geschieht, Tod wütet, Verzweiflung schreit? Und ist nicht Seele auch hinter diesen Vorgängen?

Frage deine Seele! Frage sie, die Zukunft bedeutet, die Liebe heißt! Frage nicht deinen Verstand, suche nicht

die Weltgeschichte nach rückwärts durch! Deine Seele wird dich nicht anklagen, du habest dich zu wenig um Politik gekümmert, habest zu wenig gearbeitet, die Feinde zu wenig gehaßt, die Grenzen zu wenig befestigt. Aber sie wird vielleicht klagen, du habest allzu oft vor ihren Forderungen Angst gehabt und dich geflüchtet, du habest nie Zeit gehabt, dich mit ihr, deinem jüngsten und hübschesten Kinde, abzugeben, mit ihr zu spielen, ihren Gesang anzuhören, du habest sie oft um Geld verkauft, um Vorteile verraten. Und so sei es Millionen gegangen, und wohin man blicke, da machen die Menschen nervöse, gequälte, böse Gesichter, hätten keine Zeit außer fürs Unnützeste, für Börse und Sanatorium, und dieser häßliche Zustand sei nichts anderes als ein warnender Schmerz, ein Mahner im Blut. Nervös und lebensfeindlich — so sagt deine Seele — wirst du, wenn du mich vernachlässigst, und wirst es bleiben und wirst daran untergehen, wenn du dich mir nicht mit ganz neuer Liebe und Sorgfalt zuwendest. Auch sind es keineswegs die Schwachen, die Wertlosen, die an der Zeit krank werden und die Fähigkeit zum Glück verlieren. Es sind vielmehr die Guten, die Keime der Zukunft; es sind die, deren Seele nicht zufrieden ist, die sich nur noch aus Scheu dem Kampf wider eine falsche Weltordnung entziehen, die aber vielleicht morgen schon Ernst machen werden.

Von hier aus betrachtet, sieht Europa aus wie ein Schläfer, der in Angstträumen um sich haut und sich selber verletzt.

Ja, da erinnerst du dich, daß ein Professor dir einmal Ähnliches gesagt hat, daß die Welt am Materialismus und am Intellektualismus leide. Der Mann hat recht, aber er wird dein Arzt nicht sein können, so wenig wie sein eigener. Bei ihm redet die Intelligenz bis zur Selbstvernichtung weiter. Er wird untergehen.

Möge der Weltlauf gehen, wie er wolle, einen Arzt und Helfer, eine Zukunft und neuen Antrieb wirst du immer nur in dir selber finden, in deiner armen, mißhandelten, geschmeidigen, nicht zu vernichtenden Seele. In ihr ist kein Wissen, kein Urteil, kein Programm. In ihr ist bloß Trieb, bloß Zukunft, bloß Gefühl. Ihr sind die großen Heiligen und Prediger gefolgt, die Helden und Dulder, ihr die großen Feldherrn und Eroberer, ihr die großen Zauberer und Künstler, sie alle, deren Weg im Alltag begann und in seligen Höhen endete. Der Weg der Millionäre ist ein anderer, und er endet im Sanatorium.

Kriege führen auch die Ameisen, Staaten haben auch die Bienen, Reichtümer sammeln auch die Hamster. Deine Seele sucht andere Wege, und wo sie zu kurz kommt, wo du auf ihre Kosten Erfolge hast, blüht dir kein Glück. Denn „Glück" empfinden kann nur die Seele, nicht der Verstand, nicht Bauch, Kopf oder Geldbeutel.

Indessen, hierüber kann man nicht lange denken und reden, so stellt das Wort sich ein, das alle diese Gedanken längst zu Ende gedacht und gesagt hat. Es ist vor

langer Zeit gesprochen und gehört zu den wenigen Menschenworten, die zeitlos und ewig neu sind: „Was hülfe es dir, wenn du die ganze Welt gewännest, und nähmest doch Schaden an deiner Seele!“

Bei Christian Wagners Tod
(1918)

Zweiundachtzig Jahre alt ist Christian Wagner gestorben. Man erschrickt oder klagt nicht, wenn man den Tod eines Freundes in diesem Alter erfährt, und gar den Tod dieses Mannes, der zeitlebens mit dem Jenseitigen in so gutem Einvernehmen lebte.

Er nimmt wenig Raum in der Erde ein, der kleine magere Greis, und sie wird ihn nicht drücken. Er stand sehr gut mit dem Tode. Er gehörte zu den braven, hellen, mannhaften Geistern, die den Tod weder fürchten noch hassen können, weil sie nicht an ihn glauben. Der stille alte Bauer Wagner hat schon in seinen frühesten Gedichten und Geschichten die uralte, frohe Botschaft vom Tode verkündet, der nichts ist als Wandlung, als Formenwechsel, als Übergang zu neuem Leben. Er war ein Gläubiger der Lehre vom Leben. Zuweilen hat er seinen Glauben in Worten geäußert, welche sehr nahe an die indische Lehre anklingen. Häufiger aber hat er eigene, neue, schöne Mythen und Gleichnisse dafür gefunden. Er begrüßte liebe ferne Tote in den Blumen, er sah in jedem Klang und Lichtblitz der lebendigen Welt neu aufklingendes Leben, das zuvor schon einmal,

schon vielmal in anderen Formen über die Erde gegangen war.

Ehrfurcht vor dem Leben war der Grund seiner Dichtung und seiner Lehre. Er war ein Lehrer und Prediger, der immer von neuem lehrte, bat und mahnte, zu Güte, Mitleid und Schonung, zu Verständnis und Liebe für das Lebende. Er konnte Tiere, die für den Schlächter bestimmt waren, kaufen und im eigenen Hause pflegend aufnehmen.

Seine schönsten Dichtungen sind jahrzehntelang nur von wenigen Einzelnen verstanden worden. Noch weniger verstanden wurde das Ganze dieses Lebens, der stille Protest gegen verödete und verkalkte Ordnungen unseres Lebens, der in dieser einsamen und rührenden Figur des Bauerndichters lag. Überaus selten habe ich diesen reinen und zarten Mann schelten und polemisieren hören. Geschah es einmal, so galt seine Entrüstung stets der Veräußerlichung und Bureaukratisierung des Lebens, dem Servilismus der Menge. Literarisch hat diese Seite seiner Gesinnung sich kaum geäußert. Überhaupt — wie viel von dem, was in ihm war, hat dieser schlichte Mann zurückbehalten müssen! Außer der ländlichen Volksschule der vierziger Jahre hat er keine Schulung genossen, als die er sich selber geben konnte, und er hat sich zeitlebens in den literarischen Formen, die er für seine Äußerungen wählte, mit einer gewissen Fremdheit bewegt. So findet man denn auch in seinen Büchern genug Dilettantisches und Halbes.

Aber daneben stehen Perlen. Von Wagners Büchern ist ohne Vergleich das lebendigste und glühendste das, das er „Neue Dichtungen" nannte. Vor fünf Jahren habe ich eine kleine Auswahl seiner Gedichte herausgegeben, und ich erinnere mich wohl an das Erstaunen und Aufhorchen mancher unserer Dichter und Kritiker, wenn ich ihnen Proben aus diesem Buche vorlas.

Für die, welche tiefer lauschen, war dieser einsame Sonderling nicht nur ein Dichter, dem je und je ein kleines herrliches Stück gelang, sondern auch ein Zeuge und Vertreter eines Geistes, einer besonderen Art deutschen Wesens und Denkens, die zur Zeit wenig geachtet ist, deren Auswirkung aber noch in der Zukunft liegt. Er gehörte zu der Gemeinde, deren Bekenntnis man am besten und knappsten etwa in der wundervollen Vorrede Adalbert Stifters zu den „Bunten Steinen" ausgesprochen findet. Der Strom dieses besonderen Geistes, dieses innigen deutschen Menschentums, ist eine lange Zeit nur noch unterirdisch geflossen. Dagewesen ist er immer, und er wird nicht aufhören zu fließen, ob hell am Tage oder verborgen.

Das liebe Bild des ehrwürdigen Alten zu zeichnen, wird später Zeit sein. Heute sollen nur die Freunde seiner Dichtung an dies stille frische Grab im schwäbischen Dorfkirchhof gemahnt sein. Denen, die seine Gedichte kennen, wird es bei der Todesnachricht gehen wie mir: sie werden allsofort an Wagners Gedicht „Tausendmale" denken müssen:

Tausendmale werd ich schlafen gehen,
Wandrer ich, so müd und lebenssatt:
Tausendmale werd ich auferstehen,
Ich Verklärter in der seligen Stadt.

Tausendmale werde ich noch trinken,
Wandrer ich, aus des Vergessens Strom;
Tausendmale werd ich niedersinken,
Ich Verklärter in dem seligen Dom.

Tausendmale werd ich von der Erden
Abschied nehmen durch das finstre Tor;
Tausendmale werd ich selig werden,
Ich Verklärter, in dem seligen Chor.

Ein Stück Tagebuch
(1918)

Heut nacht träumte ich sehr viel, ohne doch etwas Deutliches davon noch im Gedächtnis zu haben. Nur das weiß ich noch, daß die Erlebnisse und Gedanken dieser Träume in zwei Richtungen liefen: die einen waren ganz beschäftigt und erfüllt mit allerlei Leid, das mir widerfuhr — die andern waren voll Sehnsucht und Streben, dieses Leides durch vollkommenes Verständnis, durch Heiligkeit Herr zu werden.

So zwischen Elend und Selbstbesinnung, so zwischen Jammer und innigstem Streben liefen stundenlang bis zur schmerzlichen Ermüdung meine Gedanken, Wünsche und Phantasien sich an steilen Wänden wund, sie

verwandelten sich zu Zeiten in halbdunkle körperliche Gefühle: seltsam genau umschriebene, äußerst differenzierte Zustände von Trauer, von Qual, von Herzensmüdigkeit stellten sich in Bildern und Anklängen sinnlich dar, und gleichzeitig traten in einer andern Schicht der Seele Regungen von mehr geistiger Energie auf: Mahnung zu Geduld, zu Kampf, zur Fortsetzung des Weges, der kein Ende hat. Einem Seufzer hier entsprach ein mutiger Schritt dort; ein Qualgefühl auf der einen Stufe fand Antwort in einer Mahnung, einem Antrieb, einer Selbstbesinnung auf der andern Stufe.

Wenn es überhaupt einen Sinn hat, bei solchen Erlebnissen zu verweilen und sich lauschend über den Rand von Wassern und Schluchten zu bücken, die man in sich trägt, dann kann dieser Sinn sich nur ergeben, wenn wir möglichst treu und genau den Regungen unserer Seele zu folgen suchen — viel weiter und viel tiefer, als Worte reichen. Wer das aufzuzeichnen versucht, der tut es mit dem Gefühl, mit dem man in fremder, kaum flüchtig erlernter Sprache über zarte, heikle, persönliche Dinge reden würde.

Mein Zustand und Erlebniskreis war also dieser: einerseits Erleben schweren Leides, anderseits bewußtes Streben nach Überwindung des Leides, nach reinem Einklang mit dem Schicksal. So etwa urteilte mein Bewußtsein oder doch eine erste Stimme in meinem Bewußtsein. Eine zweite Stimme, leiser, doch tiefer und nachtönender, stellte die Lage anders dar. Diese Stimme (die ich gleich der ersten im Schlaf und Traum

deutlich, doch ferne hörte) gab nicht dem Leiden unrecht, und dem geistig-energischen Streben nach Vervollkommnung recht, sondern verteilte Recht und Unrecht auf beide. Diese zweite Stimme sang von der Süßigkeit des Leidens, sie sang von seiner Notwendigkeit, sie wollte nichts von Überwindung oder Abschaffung des Leidens wissen, sondern von seiner Vertiefung und Beseelung.

Die erste Stimme sagte, grob in Worte übersetzt, etwa so: „Leid ist Leid, daran ist nicht zu markten. Es tut weh. Es peinigt. Es gibt Kräfte, die das Leid überwinden können. Also suche diese Kräfte, pflege sie, übe sie, rüste dich mit ihnen! Du wärest ein Narr und Schwächling, wenn du ewig weiter leiden und leiden wolltest."

Die zweite Stimme aber sagte, grob übersetzt, etwa so: „Leid tut nur weh, weil du es fürchtest. Leid tut nur weh, weil du es schiltst. Es verfolgt dich nur, weil du vor ihm fliehst. Du mußt nicht fliehen, du mußt nicht schelten, du mußt nicht fürchten. Du mußt lieben. Du weißt ja alles selbst, du weißt in deinem Innersten ganz wohl, daß es nur einen einzigen Zauber, eine einzige Kraft, eine einzige Erlösung und ein einziges Glück gibt und daß es Lieben heißt. Also liebe das Leid! Widersteh ihm nicht, entflieh ihm nicht! Koste, wie süß es im Innersten ist, gib dich ihm hin, empfange es nicht mit Widerwillen! Nur dein Widerwille ist es, der weh tut, sonst nichts. Leid ist nicht Leid, Tod ist nicht Tod, wenn nicht du sie dazu machst! Leid ist herrlichste Musik — sobald

du sie anhörst. Aber du hörst sie ja niemals an, du hast ja immer eine andere, eine eigene, eigensinnige Musik und Tonart im Ohr, die du nicht loslassen willst und zu der die Musik des Leides nicht stimmt. Höre mich! Höre mich und erinnere dich: Leid ist nichts, Leid ist Wahn. Nur du selbst schaffst es, nur du selbst tust dir weh!"

Und so lagen, außer dem Leid und dem Erlösungswillen selbst, auch noch die beiden Stimmen beständig in Widerstreit und Reibung. Die erste, näher dem Bewußtsein, hatte vieles für sich. Sie setzte dem dumpfen Reich des Unbewußten ihre Klarheit entgegen. Auf ihrer Seite waren die Autoritäten, waren Moses und die Propheten, war Vater und Mutter, war die Schule, war Kant und Fichte. Die zweite Stimme klang ferner, klang wie aus dem Unbewußten und aus dem Leide selber heraus. Sie schuf nicht eine trockene Insel im Chaos, sie schuf nicht ein Licht in der Finsternis. Sie war selbst dunkel, sie war selbst Urgrund.

Unmöglich ist es nun, auszudrücken, wie das Konzert der beiden Stimmen sich entwickelte. Jede von den beiden anfänglichen Stimmen nämlich teilte sich, und jede neue Unterstimme teilte sich wieder, und zwar nicht so, daß einfach zwei Chöre geworden wären, die einander gegenüberstanden, etwa ein heller und ein dunkler, ein hoher und ein tiefer, ein männlicher und ein weiblicher oder wie immer. Nein, sondern jede neue Stimme enthielt etwas von b e i d e n Oberstimmen, enthielt Schwingungen des Chaos und Schwingungen des gestaltenden

Willens, enthielt Tag und Nacht, Männlich und Weiblich in neuer, eigener Mischung. Überall hatte jede Stimme den gegensätzlichen Charakter jener Stimme, deren Kind und Teilung sie zu sein schien. Eine neue Unterstimme der chaotischen Mutterstimme klang immer mehr männlich und klar, wollend und beschränkend und umgekehrt. Aber jede war eine Mischung, jede war entstanden aus Sehnsucht nach dem andern Prinzip.

So entstand eine Polyphonie und Vielfältigkeit, in der mir die ganze Welt mit sämtlichen Millionen Möglichkeiten enthalten schien. Sie hielten alle einander die Wage; es schien die ganze Welt unter beständigem leisem Schmerz sich in meiner träumenden Seele abzuspielen. Es war Kraft und Schwung in ihrem Ablauf, aber auch viel Reibung, Gegensätzlichkeit und schmerzvolle Hemmnis. Die Welt drehte sich, sie drehte sich schön und leidenschaftlich, aber die Achse knarrte und rauchte.

Wie gesagt, weiß ich nichts mehr von dem, was ich träumte. Die Noten sind weg, nur die Vorzeichen der Tonarten und Stimmen stehen noch in mir aufgeschrieben. Ich weiß nur: ich erlebte viel Schlimmes, und an jedem neuen Schmerz entzündete sich neu der sehnliche Gedanke an Befreiung und Erlösung. So war ein ewiger Ablauf gegeben, ein Kreis von Antrieb und Empfänglichkeit, von Formung und Duldung, von Tun und Leiden, ohne Ende.

Ich empfand mich dabei nicht wohl. Das Ganze schmeckte mehr nach Schmerz als Lust, und wo die

Traumzustände sich in Körpergefühlen äußerten, waren es peinliche; ich fühlte Kopfweh, Schwindel, Bangigkeit.

Mannigfach war, was mir widerfuhr, und auf jedes neue Erlebnis oder Leid gab eine neue Stimme Antwort, auf jeden Ansturm folgte eine innere Mahnung. Vorbilder tauchten auf, unter andern sah ich den Staretz Sossima aus den „Brüdern Karamasoff" als Vorbild und Lehrer auftreten. Aber jene mütterliche Urstimme, ewig und immer neu gestaltet, widersprach jedesmal, vielmehr sie widersprach nicht, sondern es war, als wende ein teures Wesen sich von mir ab oder schüttle schweigend den Kopf.

„Nimm kein Vorbild!" schien diese Stimme zu sagen. „Vorbilder sind etwas, was es nicht gibt, was du dir nur selber schaffst und vormachst. Vorbildern nachstreben ist Tuerei. Das Rechte kommt von selber. Leide nur, mein Sohn, leide nur und trink den Becher aus! Je mehr du dich um ihn zu drücken suchst, desto bitterer schmeckt der Trank. Schicksal trinkt der Feige wie Gift oder wie Medizin, du aber sollst es wie Wein und Feuer trinken. Dann schmeckt es süß."

Aber es schmeckte bitter, und die ganze lange Nacht hindurch rollte das Weltrad ächzend auf rauchender Achse. Hier war die blinde Natur, dort der sehende Geist — aber der sehende Geist verwandelte sich immer wieder in blinde, tote, öde Dinge: in Moral, in Philosophie, in Rezepte, und die blinde Natur tat immer da oder dort wieder ein Auge auf, ein wunderbares feuchtes Seelenauge, scheu und hell. Nichts blieb seinem

Namen treu. Nichts blieb seinem Wesen treu. Alles war nur Name, alles war „nur" Wesen, und hinter allem wich das Lebensheiligtum und Sendungsgeheimnis in immer neue, fernere, bangere Spiegeltiefen zurück. So mochte meine Welt sich rauchend weiter drehen, solang die Achse hielt.

Als ich erwachte, war die Nacht schon fast ganz vergangen. Ich sah nicht nach der Uhr — so weit wach war ich nicht, aber ich hielt kurze Zeit die Augen offen und sah bleiches Morgenlicht auf dem Sims, auf dem Stuhl und auf meinen Kleidern liegen. Ein Ärmel des Hemdes hing lose und etwas verdreht herab und forderte zu gestaltenden Phantasiespielen auf — nichts in der Welt ist ja fruchtbarer und anregender für unsere Seele als die Dämmerung: ein zerfließender Fleck Weiß im Finstern, ein zerrinnendes System von grauen und schwarzen Dunkelheiten auf nebelhaftem Grunde.

Aber ich folgte der Anregung nicht, aus dem hangenden weißen Fleck schwebende Tänzerinnen, kreisende Milchstraßen, Schneegipfel und heilige Standbilder zu formen. Ich lag noch im Bann der langen Traumfolge, und mein Bewußtsein tat nichts weiter als feststellen, daß ich wach und der Morgen nahe sei, daß ich Kopfweh habe und hoffentlich nochmals werde schlafen können. Der Regen trommelte sanft auf Dach und Fensterbrett. Trauer, Schmerz und Nüchternheit erhoben sich in mir, fliehend schloß ich die Augen und kroch in die Nähe des Schlafs und der Träume zurück.

Doch fand ich sie nicht völlig wieder. Ich blieb in einem dünnen, gebrechlichen Halbschlaf, in dem ich weder Müdigkeit noch Schmerz empfand. Und jetzt erlebte ich wieder etwas, etwas wie Traum und nicht Traum, etwas wie Gedanken und doch kein Denken, etwas wie Vision, etwas wie flüchtiges Beleuchten des Unbewußten mit Strahlenwellen des Bewußtseins.

In meinem leichten Morgenhalbschlaf erlebte ich einen Heiligen. Halb war es so, daß ich selbst der Heilige war, seine Gedanken dachte und seine Gefühle empfand; halb auch war es, als sähe ich ihn als einen Zweiten, von mir getrennt, aber von mir durchschaut und innigst gekannt. Es war, als sähe ich ihn, und es war auch, als höre oder läse ich von ihm. Es war, als erzähle ich mir selbst von diesem Heiligen, und es war zugleich auch so, als erzähle er mir von sich oder als lebe er mir etwas vor, das ich wie mein Eigenstes empfand.

Der Heilige — einerlei nun, ob er ich war oder wie sonst — der Heilige erlebte ein großes Leid. Aber ich kann das nicht schildern, als wäre es einem andern als mir selbst begegnet, ich selbst erlebte und fühlte es. Ich fühlte: das Liebste war mir genommen, meine Kinder waren gestorben oder starben soeben unter meinen Augen. Und sie waren nicht nur meine leibhaftigen, wirklichen Kinder, mit ihren Augen und Stirnen, ihren kleinen Händen und Stimmen — es waren außerdem meine geistigen Kinder und Besitztümer, die ich da sterben und von mir gehen sah, es waren meine eigensten,

persönlichsten Lieblingsgedanken und Gedichte, es war meine Kunst, mein Denken, mein Augenlicht und Leben. Mehr konnte mir nicht genommen werden als dies. Schwereres und Grausameres konnte ich nicht erleben, als daß diese lieben Augen erloschen und mich nicht mehr kannten, daß diese lieben Lippen nicht mehr atmeten.

Dies erlebte ich — oder erlebte der Heilige. Er schloß die Augen und lächelte, und in seinem kleinen Lächeln war alles Leid, das sich irgend ersinnen läßt, war das Eingeständnis jeder Schwäche, jeder Liebe, jeder Verwundbarkeit.

Aber es war schön und still, dieses kleine schwache Lächeln des Schmerzes, und es blieb unverändert und schön in seinem Gesicht stehen. So sieht der Baum aus, wenn in der Herbstsonne ihn die letzten goldenen Blätter verlassen. So sieht die alte Erde aus, wenn in Eis oder Feuer ihr bisheriges Leben untergeht. Es war Schmerz, es war Leid, tiefstes Leid — aber es war kein Widerstreben, kein Widerspruch. Es war Einverstandensein, Hingebung, Zuhören, es war Mitwissen, Mitwollen. Der Heilige opferte, und er pries das Opfer. Er litt, und er lächelte. Er machte sich nicht hart und blieb doch am Leben, denn er war unsterblich. Er nahm Freude und Liebe und gab sie hin, gab sie zurück — aber nicht einem Fremden, sondern dem Schicksal, das sein eigenes war. Wie ein Gedanke im Gedächtnis untersinkt und eine Gebärde in der Ruhe, so sanken dem Heiligen seine Kinder und alle Besitztümer seiner Liebe dahin, unter

Schmerzen dahin — aber unverloren, aber ins eigene Innere. Sie waren verschwunden, nicht getötet. Sie waren verwandelt, nicht vernichtet. Sie waren ins Innere zurückgekehrt, ins Innere der Welt und in das des Dulders. Sie waren Leben gewesen und waren Gleichnisse geworden, wie alles Gleichnis ist und einmal unter Schmerzen erlischt, um als neues Gleichnis anderes Kleid zu tragen.

Phantasien

(1918)

Gelegentlich ist es interessant und wertvoll, wenn man versucht, dem Entstehen dessen zuzusehen, was man eine „Gedankenreihe" nennt, was aber meistens vielmehr eine Kette von Einfällen, von frei aus dem Chaos aufschießenden Vorstellungen und Phantasien ist. Man „denkt" ja eigentlich den ganzen Tag (und sogar die ganze Nacht dazu), nur gibt es viele Stunden, in denen unsere Einfälle gar nicht bis zum Bewußtsein reichen, sondern schon vor dessen Schwelle wieder stumm werden und ermüden. Die Psychoanalyse schreibt das der „Zensur" des Bewußtseins zu.

Nachstehender „Gedankengang" vollzog sich in mir gestern morgen, während ich im Garten arbeitete, Unkraut jätete und mit dem Bewußtsein der Hoffnung lebte, es möge die Morgenpost mich möglichst wenig in dieser Tätigkeit stören — unbewußt, in einer tieferen Schicht freilich wünschte ich gerade, durch die Post

recht intensiv gestört und mit neuen Aufgaben und Anregungen beschenkt zu werden.

Meine „Gedanken" begannen, soweit ich es noch finden kann, mit der Erinnerung daran, daß eine gewisse wissenschaftliche Kritik jede künstlerische Betätigung und Begabung als eine Art Krankheit erkläre, was wieder auf ein Gespräch zurückgeht, das ich gestern abend mit meiner Frau hatte.

Also, dachte ich, wenn Genie Irrsinn ist, und wenn jede Leistung eines Dichters oder Malers oder Komponisten nichts anderes ist als der krampfhafte Versuch, auf anderem, geistigem Gebiet einen Mangel seines Wesens, seines Lebens, seines Charakters auszugleichen, dann ist der „normale" Mensch also der von solchen Zwängen freie, also der unbegabte. Ja, der normale Mensch kann und darf keinerlei „Begabung" haben außer der allgemeinen, zu leben und sich möglichst lang am Leben zu erhalten. Einen Augenblick dachte ich das mit einem Beiklang von Ironie, mit einer Schadenfreude gegen die Normalen, denen ich mit meiner Auffassung weh tat. Sofort aber fühlte ich, daß das nur ein Witz sei, und mit dem Augenblick des Einfalls schon wieder absterbe und fad werde, daß aber hinter dem Witz „der normale Mensch ist der unbegabte" sehr ernste und positive Gedanken lägen.

Bisher war meine Rolle die des Dichters und „Geistigen" gewesen, der nicht ohne Schadenfreude und nicht ohne geheime Angst seine Art, sein Wesen, sein Talent, sein geistiges Bedürfnis verteidigte, auf Kosten des

Normalen. Es lag aber doch auch Neid und Sorge dahinter, ich weiß Stunden und Tage genug, an denen ich gar zu gerne auch „normal“ wäre. Mit dem neuen Gedanken nun schlug meine Parteinahme um, sie neigte sich jetzt dazu, dem Normalen recht zu geben und den „Begabten“ kritisch, ja feindselig zu betrachten.

Aus mancherlei Lektüre der letzten Zeit war mir der Gedanke der „Politisierung des Geistes“ geläufig, und an ihn, der mir stets tief unsympathisch war, hängte sich nun meine Stimmung. Ich begann, statt wie bisher den Normalen zu beargwöhnen, jetzt den „Geistigen“ unter die Lupe zu nehmen, und als Ausgangspunkt diente mir die Frage nach der Politisierung der Geister. Aufrufe und Artikel der neuesten Zeit fielen mir ein — ja, diese „Intellektuellen“ hatten es bei Gott nötig, sich zu politisieren! Schon wenn Dichter sich selbst „Intellektuelle“ nennen! Konnte man sich selbst und seine Aufgabe tiefer und dümmer mißverstehen und mißdeuten? Richtig war an all dem bloß das eine, daß auch die „Intellektuellen“ eine Mitschuld am Krieg und am Leid der Welt fühlten. Allerdings waren sie mitschuldig, sogar sehr, sogar gründlich, diese Herren „Intellektuellen“. Sie waren ja längst keine Dichter mehr, sie waren Journalisten und Geschäftemacher oder Klugredner. Und nun kamen sie und forderten die Politisierung des Dichters! Als ob ihre Schuld darin bestünde, daß sie bisher zu wenig politisch gewesen, daß sie zu wenig an den Bürger, ans Gesetz, an den Markt, an die sogenannte „Wirklichkeit“ gedacht hätten! Mein

Gott, eben diese fade Wirklichkeit war ja ihre Welt und ihre Zuflucht gewesen, sie hatten sich längst darum gedrückt, das zu tun, wozu ein Dichter allein auf der Welt ist, nämlich um den heiligen Dienst in der Welt, die mehr als wirklich, die ewig ist. Darum nannten sich diese Leute, wenn sie öffentlich gemeinsam auftraten, niemals Dichter, sondern „Intellektuelle", was etwa so klang, wie wenn ein Liebender sich „Spekulant in Aktien des Herzens" nennen würde. Und darum kamen sie jetzt, wo alles schief stand und ihr Karren gänzlich verfahren war, darauf, sich zu politisieren. Wenn nur genug von ihnen da wären, dachten sie, um einen großen Verein zu bilden, sich im Reichstag vertreten zu lassen und damit den „Geist" neben der Industrie und Landwirtschaft als politischen Interessenten etablieren zu können, dann war schon viel gewonnen.

Nachdem auf diese Seite hinüber sich einige Bosheit und Mißstimmung Luft geschafft hatte, blieb ich wieder beim Gedanken an den Dichter und das Talent hängen. Wozu waren sie da? Was wollte die Natur mit ihnen? Warum schätzte man sie, wenn doch das Gesunde und Normale eigentlich die Talentlosigkeit war?

Auf dem Wege vom Fisch, Vogel und Affen bis zu dem kriegführenden Tier unserer Zeit, auf dem langen Wege, auf dem wir mit der Zeit Menschen und Götter zu werden hoffen, konnten es nicht die „Normalen" sein, die von Stufe zu Stufe vorwärts gedrängt hatten. Die Normalen waren konservativ, sie blieben gern

beim Gesunden, Bewährten. Eine normale Eidechse kam nie auf den Gedanken, es einmal mit dem Fliegen zu versuchen. Ein normaler Affe dachte nie daran, den Baum zu verlassen und aufrecht auf der Erde zu wandeln. Der das zuerst getan, der das zuerst probiert, zuerst davon geträumt hatte, der war unter den Affen ein Phantast und Sonderling, ein Dichter und Neuerer gewesen, und kein Normaler. Die Normalen, so sah ich, waren dazu da, die gefundene Form einer Lebensweise, einer Rasse und Art festzuhalten, zu schützen und zu befestigen, damit Rückhalt und Lebensvorrat da sei. Die Phantasten aber waren dazu da, ihre Sprünge zu machen und das nie Erdachte zu träumen, damit vielleicht einmal aus dem Fisch ein Landtier und aus dem Affen ein Affenmensch werden könne.

Also war „normal" eigentlich auch nichts Ideales, es war auch nur der Name für eine Funktion, nämlich für die konservative, arterhaltende. „Begabt" oder „Phantast" aber war der Name für die Funktion des Spielens und Probierens, des Ballspielens mit Problemen. Man konnte dabei kaputt gehen, wahnsinnig werden, dem Selbstmord verfallen. Man konnte aber unter Umständen auch Flügel erfinden, Götter schaffen. Kurz: während der Normale dafür sorgte, daß die Art, wie sie war, erhalten bleibe, war es Amt des „Geistigen", dafür zu sorgen, daß der andere, gegenteilige Besitz der Menschheit, nämlich ihr Ideal, ebenfalls erhalten bleibe und nicht eingehe. Zwischen beiden Polen spielte das Leben der Menschheit: Festhalten, was man

erreicht hat, und Erreichtes wegwerfen, um Weiteres anzustreben! Das war es. Und des Dichters Funktion war die, auf der idealen Seite mitzutun, Ahnungen zu haben, Ideale zu schaffen, Träume zu haben.

Und daher kam es, daß es jene „Wirklichkeit" gab, an die der Dichter nie glauben konnte, jene unsäglich wichtige Welt von Geschäften, Parteien, Wahlen, Geldkursen, Ehrentiteln, Orden, Hausordnungen und so weiter. Und wenn der Dichter sich politisierte, so wandte er sich von seinem menschheitlichen Amt des Vorausträumens und vom Dienst am Ideal ab und pfuschte den Praktikern ins Handwerk, die mit Wahlreformen und dergleichen den Fortschritt zu machen meinen, während sie nur um Jahrhunderte hinter den Gedanken der Geistigen nachhinken und im Kleinen das eine oder andere von deren Ahnungen und Gedanken zu verwirklichen streben. So ist ein Politiker, welcher den ewigen Frieden erstrebt, eine von den tausend Ameisen, die am Wahrwerden eines uralten Traumes arbeiten. Schöpfer des Traums aber war jener Geist, der vor einigen tausend Jahren zum ersten Male die mächtigen Worte träumte: „Du sollst nicht töten!" — etwas, was es in all den Millionen von Jahren auf Erden nie gegeben hatte, und was seither wie Sauerteig in der Menschheit wirkt, bis sie auch das einmal erreicht hat, so wie sie den aufrechten Gang und die glatte Haut erreichte.

Bis zu diesem Punkt war die „Gedankenreihe" mühelos und glatt abgerollt, aus dem spielenden Unbewußten

heraufgeperlt wie die Luftbläschen in einem Quellwasser. Jetzt gab es einen kleinen Bruch, irgendein Glied entglitt mir, ich war plötzlich gestört, sah die Reihe von eben gehabten Vorstellungen wesenlos hinter mir zerflattern und war in keiner Verbindung mehr mit ihr. Statt dessen stand jetzt ein unbehagliches Gefühl, ein unbehaglicher Gedanke da, der hieß etwa so: „Warum hast du das alles gedacht? Das sind ja nicht Gedanken, das sind ja lauter Masken und Verkleidungen, hinter denen ein Trieb sich verbirgt!“ Ich fühlte, daß von jenem gestrigen Abendgespräch mit meiner Frau ein Haken in mir geblieben war, daß ich das Bedürfnis hatte, mich vor mir selber als Dichter zu rechtfertigen, denn wir hatten gestern gerade davon gesprochen, wie seltsam und eigentlich schauerlich es ist, daß die Künstler fast alle nichts oder wenig von dem Edlen, Herrlichen, Idealen, das in ihren Werken steht, im eigenen Leben verwirklichen können. Also da steckte der Pfeil. Nur um diesen Stachel auszuziehen, hatte ich diese hundert Gedankenumwege gemacht, von denen hier kein Hundertstel aufgeschrieben steht, war in lebhaften Phantasien zum Affen und zur Eidechse zurückgekehrt.

Und nun der Stachel beseitigt war, indem ich die heimliche eigensüchtige Quelle meiner Gedankenfolge gefunden hatte, konnte ich lächeln und konnte unbelastet noch ein wenig weiter träumen.

Ich träumte: das Ideal von Mensch wäre etwa so beschaffen: ein „Normaler“, der es für gewöhnlich

nicht nötig hat, irgendwelche Verdrängungen ins Geistige vorzunehmen, der in sich selber sicher und glücklich wohnt. Aber dieser Mann, den keine Not zur Tugend, den keine innere Schwäche zur Kompensation durch Kunstwerke treibt, er müßte diese Not freiwillig in sich erzeugen können. Er würde je und je, als Spiel und Luxus, Spezialtalente, Spezialnöte in sich ausbilden, etwa nur so, wie wenn man sich zur Abwechselung einmal das Haar andersherum kämmt. Und er würde die Wonne des Träumens, die Qual des Schaffens, die Angst und Wonne des Gebärens fühlen und erproben, ohne ihren Fluch zu kennen, denn er würde von jedem solchen Spiel gesättigt heimkehren und durch eine einfache Willenstat die Strebungen in sich wieder verlagern und verschieben, so daß ein anderes, anders betontes Gleichgewicht entstände. Dieser ideale Mensch würde zuweilen dichten, zuweilen musizieren, er würde zuweilen die Erinnerung an den Affen, zuweilen die Ahnung künftiger Bildungen und Hoffnungen in sich hervorholen und spielen lassen, wie ein geschulter Athlet seine einzelnen Muskelgruppen genießend durchprobt und spielen läßt. Alles das käme in ihm nicht zwanghaft, nicht unter Nöten, sondern wie bei einem sehr gesunden und gutgearteten Kinde. Und, das wäre das Schönste, dieser ideale Mensch würde sich, wenn eine neue Forderung des Ideals an ihn erginge, nicht gegen die Verwandlung seiner selbst so bitter und blutig wehren wie wir armen Burschen, sondern er wäre mit sich selbst, mit dem Ideal, mit dem Schicksal absolut und

völlig einverstanden, er änderte sich leicht, er stürbe leicht.

Damit war ich wieder beim Mißlichen. Ich selber änderte mich nicht gerne, ich selber würde nicht leicht sterben. Ich wußte, wußte gut und sicher, daß jedes Sterben auch eine Geburt sei, aber ich wußte das doch nicht so ganz mit meinem vollen Wesen, eine Menge von Fasern sträubte sich dagegen, ein Teil von mir glaubte an den Tod, war Schwäche und Angst. Und daran war ich nicht gern erinnert. Darum freute ich mich, als der Postbote an der Haustür läutete, und lief ihm gleich begierig entgegen.

Schlechte Gedichte
(1918)

Als ich etwa zehn Jahre alt war, lasen wir eines Tages in der Schule ein Gedicht, ich glaube es hieß „Speckbachers Söhnlein". Es erzählte von einem heldenhaften kleinen Knaben, der mitten im Kugelregen einer Schlacht mitfocht und für die Großen Kugeln auflas und ein bedeutender Held war. Wir Buben waren begeistert, und als uns der Lehrer, mit einem Beiklang von Ironie, nachher fragte: „War das nun ein gutes Gedicht?", da riefen wir alle heftig: „Ja." Er aber schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Nein, es ist ein schlechtes Gedicht." Er hatte recht, das Gedicht war nach den Regeln und dem Geschmack unserer Zeit und Kunst nicht gut, nicht fein, nicht echt, es war ein

Machwerk. Trotzdem hatte es uns Knaben mit einer herrlichen Welle von Begeisterung erfüllt.

Zehn Jahre später, im Alter von zwanzig Jahren, hätte ich mich ohne weiteres von jedem Gedichte getraut, nach dem ersten Lesen zu sagen, ob es ein gutes oder schlechtes sei. Nichts war einfacher. Ein Blick, das halblaute Sprechen zweier Verszeilen genügte.

Inzwischen sind wieder einmal zehn Jahre vergangen, und mir sind so viele Gedichte durch die Hände und an den Augen vorübergegangen — und heute nun bin ich wieder ganz im unklaren darüber, ob ich einem Gedicht, das man mir zeigt, Wert zusprechen soll oder nicht. Es werden mir oft Gedichte gezeigt, meist solche von jungen Menschen, die ein „Urteil" darüber haben und einen Verleger dafür finden wollen. Und immer sind die jungen Dichter erstaunt und enttäuscht, wenn sie sehen, daß dieser ältere Kollege Hesse, dem sie doch Erfahrung zugetraut hatten, gar keine Erfahrung hat, sondern unschlüssig in den Gedichten blättert und über ihren Wert sich nichts zu sagen getraut. Was ich als Zwanzigjähriger in zwei Minuten mit dem Gefühl voller Sicherheit vollbracht hätte, das ist jetzt schwierig, vielmehr nicht schwierig, sondern unmöglich geworden. (Übrigens, „Erfahrung", das ist auch so ein Ding, von dem man in der Jugend meinte, es müsse ganz von selber kommen. Aber es kommt nicht von selber. Es gibt Leute, die sind für die Erfahrung begabt, die haben Erfahrung, und sie haben sie schon von der Schulbank, wenn nicht vom Mutterleibe an — und dann gibt es

andere, zu denen auch ich gehöre, die können vierzig oder sechzig oder hundert Jahre leben und schließlich sterben, ohne recht gelernt und begriffen zu haben, was „Erfahrung" nun eigentlich sei.)

Meine Sicherheit im Beurteilen von Gedichten, wie ich sie mit zwanzig Jahren hatte, beruhte darauf, daß ich damals eine Anzahl von Gedichten und Dichtern so stark und fast ausschließlich liebte, daß ich jedes Buch und Gedicht sofort mit ihnen verglich. War es ihnen ähnlich, so war es gut, andernfalls zog ich seinen Wert in Zweifel.

Heute habe ich ebenfalls meine paar Dichter, die ich besonders liebe, und einige davon sind sogar noch dieselben wie damals. Aber heute bin ich gerade gegen die Gedichte am meisten mißtrauisch, die mich im Klang sofort an einen dieser Dichter mahnen.

Ich will indessen nicht von Dichtern und Gedichten im allgemeinen reden, sondern nur von „schlechten", nämlich von solchen, die so ziemlich jedermann, außer dem Dichter selbst, ohne weiteres für mäßig, für geringwertig, für entbehrlich ansieht. Ich habe im Laufe der Zeit nicht wenige hundert von solchen Gedichten gelesen, und einst, in jüngeren Jahren, wußte ich auch genau, daß sie schlecht waren, und warum sie schlecht waren. Heute aber bin ich dessen nicht mehr so recht sicher. Auch diese Sicherheit, auch dieses Wissen, hat sich mir, wie jede Gewohnheit und jedes Wissen irgendeinmal in einem zweifelhaften Licht gezeigt, es war auf einmal langweilig, trocken, unerlebt, hatte Lücken, es rebellierte in mir dagegen, und allmählich war es kein Wissen

mehr, sondern eine überlebte Sache, etwas, was hinter mir lag und dessen einstigen Wert man nimmer begriff.

Jetzt geht es mir mit Gedichten oft so, daß ich gerade bei unzweifelhaft „schlechten" eine Lust verspüre, sie zu billigen, ja, zu rühmen, während die guten, ja die besten, mir oft verdächtig scheinen. Es ist das gleiche Gefühl, das man zuzeiten einem Professor oder einem Oberamtmann und einem Irrsinnigen gegenüberhaben kann: Für gewöhnlich weiß man genau und ist tief davon überzeugt, daß der Herr Beamte ein einwandfreier Bürger, ein gerechtfertigtes Kind Gottes, ein richtig numeriertes Staatsglied und ein nützliches und anerkennenswertes Mitglied der Menschheit ist, während der Irre eben ein armer Kerl ist, ein unglücklicher Kranker, den man duldet, den man bedauert, der aber keinen Wert hat. Aber dann kommen Tage oder doch Stunden, etwa wenn man ungewöhnlich viel mit Professoren oder mit Irren verkehrt hat, wo plötzlich das Gegenteil wahr ist: dann sieht man in dem Irren einen stillen, in sich sichern Glücklichen, einen Weisen, unabhängig vom äußeren Leben, charaktervoll in sich selbst und in seinem Glauben von sich selbst begnügt — der Professor oder Oberamtmann aber scheint einem entbehrlich, von mäßigem Charakter, eine Schachfigur, von welcher zwölf aufs Dutzend gehen.

Also ähnlich ergeht es mir zuweilen mit schlechten Gedichten. Sie scheinen mir plötzlich nimmer schlecht, sie haben plötzlich einen Duft, gerade ihre Schwächen und sichtlichen Fehler sind rührend, sind originell, sind lieb und entzückend und daneben wird das schönste

Gedicht, das man sonst liebte, ein wenig blaß und schablonisiert.

Bei einem Teil unserer jüngsten Dichter sehen wir übrigens etwas ganz Ähnliches am Werk: sie machen grundsätzlich keine „guten" Gedichte mehr. Wenn einer von ihnen, der noch aus der alten Zeit her Erinnerungen hat, etwa Werfel, zuweilen sich vergißt und seine Worte prachtvoll im alten klassischen Faltenwurf hinrollen läßt, dann wird man seltsam mißtrauisch. Jene Jüngsten, welche solche Entgleisungen nicht mehr kennen, finden geradezu, es gebe schöne Gedichte genug, und sie seien keineswegs dazu geboren und in die Welt gesetzt, noch weitere hübsche Verse anzufertigen und ein von früheren Generationen begonnenes Geduldspiel weiter zu spielen. Sie haben damit ungeheuer recht, und ihre Gedichte klingen auch manchmal genau so rührend, wie man es sonst nur bei den „schlechten" Gedichten fand.

Der Grund ist ja leicht zu finden. Ein Gedicht ist in seinem Entstehen etwas ganz Eindeutiges. Es ist eine Entladung, ein Ruf, ein Schrei, ein Seufzer, eine Gebärde, mit welcher die Seele sich einer Wallung zu erwehren oder sich ihrer bewußt zu werden sucht. In dieser ersten, ursprünglichsten, wichtigsten Funktion ist überhaupt kein Gedicht beurteilbar. Es spricht ja lediglich zum Dichter selbst, ist sein Schrei, sein Traum, sein Umsichschlagen, sein Lächeln. Wer wollte die nächtlichen Träume der Menschen auf ihren ästhetischen Wert, und unsere Handbewegungen, Schritte und Gebärden auf ihre Zweckmäßigkeit hin beurteilen?! Das

Wickelkind, das den Daumen in den Mund steckt, tut ebenso klug und richtig, wie der Autor, der am Federstiele nagt, oder der Pfau, der seinen Schweif ausbreitet. Keiner von ihnen tut besser als der andere, keiner hat mehr Recht, keiner weniger.

Manchmal gelingt es nun, daß ein Gedicht außer dem, daß es den Dichter befreit, auch noch andere freuen oder bewegen kann — daß es schön ist. Vermutlich ist es dann der Fall, wenn das, was es ausdrückt, etwas vielen Menschen Gemeinsames, bei allen Mögliches, ist; aber gewiß ist das nicht.

Hier beginnt nun ein bedenklicher circulus vitiosus! Weil „schöne" Gedichte den Dichter beliebt machen, darum kommen nun wieder eine Menge von Gedichten zur Welt, welche nur schön sein wollen, die gar nichts mehr wissen von der ursprünglichen, urweltlichen, heilig-unschuldigen Funktion des Gedichtes. Diese Gedichte sind nicht mehr Träume oder Schreie einer Seele, Explosion einer Qual, eines Glücks, gestammelte Wunschbilder und Zauberformeln, Gebärde eines Weisen oder Grimasse eines Irren — sie sind bloß noch Pralinés für das Publikum. Sie sind gemacht worden, um verkauft und von den Käufern zur Erheiterung, zur Erhebung, oder zu was immer, genossen zu werden. Und gerade diese Art Gedichte findet Beifall. In sie muß man sich nicht gewaltsam und ernsthaft hineinversetzen, mit ihnen wird man nicht gequält, erschüttert, sondern man kann ihre schönen, maßvollen Schwingungen bequem und ohne Schaden mitschwingen.

Die „schönen" Gedichte sind also, um das vorige Gleichnis zu wiederholen, die Professoren und Oberamtmänner. Die schlechten aber sind die Irrsinnigen. Und manchmal, wenn einem die korrekte Welt zuwider ist, dann hat man die Neigung, Laternen einzuschlagen und Tempel anzuzünden, und die „schönen" Gedichte bis zu den heiligen Klassikern hinauf, schmecken an solchen Tagen alle ein wenig wie zensuriert, wie kastriert, wie allzu gebilligt, allzu zahm, allzu tantenhaft. Dann wendet man sich zu den schlechten. Dann ist einem überhaupt keines schlecht genug.

Aber auch hier lauert Enttäuschung. Das Lesen schlechter Gedichte ist ein überaus kurzfristiger Genuß, man kann ihn nicht lange ausdehnen. Aber wozu lesen? Kann nicht jedermann selber schlechte Gedichte machen? — Man tue es, und man wird sehen, daß das Machen schlechter Gedichte noch viel beglückender ist, als sogar das Lesen der allerschönsten.

Die Brüder Karamasoff
oder Der Untergang Europas
Einfälle bei der Lektüre Dostojewskis
(1919)

Motto: Nichts ist außen, nichts ist innen;
denn was außen ist, ist innen.

Die hier mitgeteilten Gedanken in eine zusammenhängende und gefällige Form zu bringen, war mir nicht möglich. Es fehlt mir die Begabung dazu, und außer-

dem empfinde ich es als eine Art von Anmaßung, wenn ein Autor, wie so viele es tun, aus einigen Einfällen einen Essay aufbaut, der den Eindruck von Vollständigkeit und Folgerichtigkeit macht, während er doch nur zu einem kleinen Teil Gedanke, zum weitaus größern Teil aber Füllsel ist. Nein, ich, der ich an den „Untergang Europas" glaube, und zwar gerade an den Untergang des geistigen Europa, habe am wenigsten Grund, mich um eine Form zu bemühen, die ich als Maskerade und Lüge empfinden müßte. Ich sage, wie Dostojewski selbst im letzten Buch des Karamasoffs sagt: „Ich sehe, daß es am besten ist, mich gar nicht zu entschuldigen. Ich werde es so machen, wie ich es verstehe, und die Leser werden selber begreifen, daß ich es nur eben so machte, wie ich es verstand."

In den Werken Dostojewskis, und am konzentriertesten in den „Karamasoffs", scheint mir das, was ich für mich den „Untergang Europas" nenne, mit ungeheurer Deutlichkeit ausgedrückt und vorausverkündigt. Daß die europäische, zumal die deutsche Jugend Dostojewski als ihren großen Schriftsteller empfindet, nicht Goethe, auch nicht einmal Nietzsche, das scheint mir für unser Schicksal entscheidend. Sieht man daraufhin die jüngste Dichtung an, so findet man überall eine Annäherung an Dostojewski, mag sie auch oft bloß Nachahmung sein und kindlich wirken. Das Ideal der Karamasoffs, ein uraltes, asiatisch-okkultes Ideal, beginnt europäisch zu werden, beginnt den Geist Europas

aufzufressen. Das ist es, was ich den Untergang Europas nenne. Dieser Untergang ist eine Heimkehr zur Mutter, ist eine Rückkehr nach Asien, zu den Quellen, zu den Faustischen „Müttern", und wird, selbstverständlich, wie jeder Tod auf Erden zu einer neuen Geburt führen. Als „Untergang" empfinden nur wir diese Vorgänge, wir Zeitgenossen, so wie beim Verlassen einer alten geliebten Heimat nur die Alten das Gefühl von Trauer und unwiederbringlichem Verlust haben, während die Jungen nur das Neue, die Zukunft sehen.

Aber was ist das für ein „asiatisches" Ideal, das ich bei Dostojewski finde und von dem mir scheint, daß es im Begriff ist, sich Europa zu erobern?

Es ist, kurz gesagt, die Abkehr von jeder festgelegten Ethik und Moral zugunsten eines Allesverstehens, Allesgeltenlassens, einer neuen, gefährlichen, grausigen Heiligkeit, wie sie der Greis Sosima vorverkündigt, wie sie Aljescha lebt, wie sie Dmitri und noch weit mehr Iwan Karamasoff bis zur deutlichsten Bewußtheit aussprechen. Bei dem Greis Sosima herrscht noch das Ideal der Gerechtigkeit vor, es gibt für ihn immerhin Gut und Böse, nur schenkt er seine Liebe gerade den Bösen mit Vorliebe. Bei Aljescha wird diese Art neuer Heiligkeit schon weit freier und lebendiger, er geht schon mit einer fast amoralischen Unbefangenheit durch jeden Schmutz und Schlamm seiner Umgebung, oft erinnert er mich an jenes edelste Gelöbnis des Zarathustra: „Allem Ekel gelobte ich einst zu entsagen!"

Aber siehe, die Brüder Aljeschas treiben diesen Gedanken noch weiter, sie gehen diesen Weg noch entschiedener, und oft scheint es, allem zum Trotz, geradezu so, als ob das Verhältnis der Brüder Karamasoff sich im Lauf des dicken dreibändigen Buches geradezu langsam umdrehe, so daß mehr und mehr alles Feststehende wieder zweifelhaft wird, und mehr und mehr der heilige Aljescha weltlicher, die weltlichen Brüder heiliger, und der verbrecherischste und zügellöseste Bruder, Dmitri, gerade zum heiligsten, zum empfindlichsten und innigsten Vorahner einer neuen Heiligkeit, einer neuen Moral, eines neuen Menschentums würde. Das ist sehr seltsam. Je karamasoffischer es zugeht, je lasterhafter und besoffener, je zügelloser und roher, desto näher schimmert durch die Körper dieser rohen Erscheinungen, Menschen und Taten das neue Ideal, desto vergeistigter, desto heiliger werden sie inwendig. Und neben dem Säufer, Totschläger und Gewalttäter Dmitri und dem zynischen Intellektuellen Iwan werden die braven, die hochanständigen Typen des Staatsanwalts und der andern Vertreter der Bürgerlichkeit, je mehr sie äußerlich triumphieren, desto schäbiger, desto hohler, desto wertloser.

Also das „neue Ideal", von welchem der europäische Geist in seinen Wurzeln bedroht ist, scheint ein völlig amoralisches Denken und Empfinden zu sein, eine Fähigkeit, das Göttliche, Notwendige, Schicksalhafte auch noch im Bösesten, auch noch im Häßlichsten zu erfühlen

und auch vor ihm noch Hochachtung und Gottesdienst darzubringen, ja gerade vor ihm besonders. Der Versuch des Staatsanwalts, in seiner großen Rede diese Karamasofferei ironisch übertreibend darzustellen und dem Hohn der Bürger preiszugeben, dieser Versuch übertreibt in Wirklichkeit gar nicht, er bleibt sogar sehr zahm.

In dieser Rede wird, vom konservativ-bürgerlichen Standpunkt aus, der „russische Mensch" geschildert, der seither zum Schlagwort geworden ist, der gefährliche, rührende, verantwortungslose, dabei gewissenszarte, weiche, träumerische, grausame, tief kindliche „russische Mensch", den man gern auch heute noch so nennt, obwohl er, wie ich glaube, längst im Begriff ist, der europäische Mensch zu werden. Denn eben dies ist der „Untergang Europas".

Diesen „russischen Menschen" müssen wir einen Augenblick betrachten. Er ist weit älter als Dostojewski, aber Dostojewski hat ihn endgültig vor die Welt hingestellt, in seiner ganzen furchtbaren Bedeutung. Der russische Mensch ist Karamasoff, er ist Fjedor Pawlowitsch, er ist Dmitri, er ist Iwan, er ist Aljescha. Denn diese vier gehören, so verschieden sie scheinen, notwendig zusammen, sie zusammen sind Karamasoff, sie zusammen sind der „russische Mensch", sie zusammen sind der kommende, schon nahe Mensch der europäischen Krisis.

Nebenbei: man beachte etwas höchst Merkwürdiges: nämlich wie Iwan im Laufe der Erzählung aus

einem Zivilisationsmenschen zu einem Karamasoff, aus einem Europäer zu einem Russen, aus einem geformten historischen Typ zum ungeformten Zukunftsmaterial wird! Das ist von einer märchenhaften Traumsicherheit, dieses Weggleiten des Iwan aus seinem anfänglichen Nimbus von Haltung, Verstand, Kühle und Wissenschaftlichkeit, dieses allmähliche, bange, wahnsinnig spannende Hinübergleiten gerade des scheinbar solidesten Karamasoff in die Hysterie, ins Russische, ins Karamasoffische! Gerade er, der Zweifler, ist es, der am Ende Konversationen mit dem Teufel führt! Wir werden später gerade davon noch reden.

Also: der „russische Mensch" (den wir längst auch schon in Deutschland haben) ist weder mit dem „Hysteriker", noch mit dem Säufer oder Verbrecher, noch mit dem Dichter und Heiligen irgendwie bezeichnet, sondern einzig mit dem Nebeneinander, mit dem Zugleich all dieser Eigenschaften. Der russische Mensch, der Karamasoff ist Mörder und Richter zugleich, Rohling und zarteste Seele zugleich, er ist ebenso der vollkommenste Egoist wie der Held vollkommenster Aufopferung. Ihm kommen wir nicht bei von einem europäischen, von einem festen, moralischen, ethischen, dogmatischen Standpunkt aus. In diesem Menschen ist Außen und Innen, Gut und Böse, Gott und Satan beieinander.

Darum klingt je und je aus diesen Karamasoffs heraus auch das Bedürfnis nach einem höchsten Symbol, das ihrer Seele gerecht würde, nach einem Gott, der

zugleich Teufel ist. Damit, mit diesem Symbol, ist der russische Mensch Dostojewskis umschrieben. Der Gott, der zugleich Teufel ist, ist der uralte Demiurg. Er ist der, der vor Anfang war; er, der Einzige, steht jenseits der Gegensätze, kennt nicht Tag noch Nacht, nicht Gut noch Böse. Er ist das Nichts, und ist das All. Er ist uns unerkennbar, denn wir alle vermögen zu erkennen nur in Gegensätzen, wir sind Individuen, sind an Tag und Nacht, an Warm und Kalt gebunden, brauchen einen Gott und einen Teufel. Jenseits der Gegensätze, im Nichts und All, lebt einzig der Demiurg, der Gott des Alls, der nicht Gut noch Böse kennt.

Es wäre viel hierüber zu sagen, aber dies genügt schon. Wir haben den russischen Menschen in seinem Wesen erkannt. Er ist der Mensch, der aus den Gegensätzen, aus den Eigenschaften, aus den Moralen fortstrebt, er ist der Mensch, der im Begriff ist, sich aufzulösen und jenseits hinter den Vorhang, hinter das principium individuationis zurückzukehren. Dieser Mensch liebt nichts und alles, er fürchtet nichts und alles, er tut nichts und alles. Dieser Mensch ist wieder Urstoff, ist ungestaltetes Seelenmaterial. Er kann in dieser Form nicht leben, er kann nur untergehen, er kann nur vorbeihuschen.

Diesen Menschen des Untergangs, dies furchtbare Gespenst, hat Dostojewski heraufbeschworen. Oft ist gesagt worden, es sei ein Glück, daß seine Karamasoffs nicht fertig geworden seien, denn sonst wäre nicht bloß

die russische Literatur, sondern auch Rußland und die Menschheit explodiert und in die Lüfte gegangen.

Ausgesprochenes aber, auch wenn der Sprecher die letzten Konsequenzen nicht gezogen hat, kann nicht mehr ungesprochen gemacht werden. Vorhandenes, Gedachtes, Mögliches kann nicht mehr ausgelöscht werden. Der russische Mensch existiert längst, er existiert längst weit über Rußland hinaus, er regiert im halben Europa, und ein Teil der gefürchteten Explosion ist ja in diesen letzten Jahren hörbar genug vor sich gegangen. Es zeigt sich, daß Europa müde ist, es zeigt sich, daß es heimkehren, daß es ausruhen, daß es umgeschaffen, umgeboren werden will.

Hier fallen mir zwei Aussprüche eines Europäers ein, eines Europäers, der sicherlich für jeden von uns ohne weiteres den Repräsentanten eines Alten, eines Gewesenen, eines jetzt untergegangenen oder doch zweifelhaft gewordenen Europa bedeutet. Ich meine den Kaiser Wilhelm. Der eine Ausspruch ist der, den er einst unter ein etwas sonderbares allegorisches Bild geschrieben hat und der die Völker Europas ermahnt, ihre „heiligsten Güter" gegen die aus dem Osten andringende Gefahr zu wahren.

Kaiser Wilhelm war sicher kein sehr ahnungsvoller und sehr tiefer Mensch, dennoch besaß er, als inniger Verehrer und Beschützer eines altmodischen Ideals, ein gewisses Ahnungsvermögen gegen Gefahren, die diesem Ideal drohten. Er war kein geistiger Mensch, er

las nicht gerne gute Bücher, und er war auch zuviel mit Politik beschäftigt. So ist auch jenes Bild mit dem Mahnruf an die Völker Europas nicht entstanden nach einer Lektüre Dostojewskis, wie man meinen könnte, sondern wohl auf Grund einer vagen Furcht vor den Völkermassen des Ostens, die durch den Ehrgeiz Japans gegen Europa ins Rollen gebracht werden könnten.

Der Kaiser wußte nur sehr, sehr teilweise, was er mit seinem Spruche sagte, und wie ungeheuer richtig er sei. Er kannte sicher die Karamasoffs nicht, er hatte eine Abneigung gegen gute und tiefe Bücher. Aber er hat unheimlich richtig gefühlt. Genau die Gefahr, die er fühlte, genau diese Gefahr bestand und kam täglich näher. Es waren die Karamasoffs, die er fürchtete. Es war die Ansteckung Europas durch den Osten, es war das Zurücktaumeln des müden Europageistes zur asiatischen Mutter, das er mit Recht so sehr fürchtete.

Der zweite Ausspruch des Kaisers, der mir einfiel, und der mir seinerzeit einen furchtbaren Eindruck machte, ist dieser (ich weiß nicht, ob er wirklich gesagt wurde oder nur gerüchtweise): „Den Krieg gewinnen wird die Nation, welche die besseren Nerven hat.“ Als ich damals, noch ganz im Anfang des Krieges, diesen Ausspruch erfuhr, empfand ich ihn wie das dumpfe Vorzeichen eines Erdbebens. Es war ja klar, der Kaiser meinte es nicht so, er meinte vielmehr, damit etwas für Deutschland sehr Schmeichelhaftes gesagt zu haben. Er selber hatte, möglicherweise, ausgezeichnete Nerven, und die Kameraden seiner Jagden und Truppenschauen

auch. Er kannte auch das alte fade Märchen vom lasterhaften und verseuchten Frankreich und von den tugendhaften und kinderreichen Germanen, und glaubte es. Die andern aber alle, die Wissenden, vielmehr die Ahnenden, die mit den Fühlern für morgen und übermorgen — für die war jener Ausspruch furchtbar. Denn sie alle wußten, daß Deutschland keineswegs die besseren, sondern die schlechteren Nerven hatte als die Feinde im Westen. So klang denn dieser Spruch im Munde des damaligen Führers der Nation wie schauerlich-schicksalhafte Hybris, die blind ins Verderben läuft.

Nein, die Deutschen hatten keineswegs bessere Nerven als Franzosen, Engländer und Amerikaner. Höchstens bessere als die Russen. Denn „schlechte Nerven haben", das ist der volkstümliche Ausdruck für Hysterie und Neurasthenie, für moral insanity und alle diese Übel, die man verschieden bewerten kann, die aber in ihrer Gesamtheit genau gleichbedeutend sind mit Karamasofferei. Deutschland stand den Karamasoffs, stand Dostojewski, stand Asien unendlich viel williger und schwächer offen als jedes andre europäische Volk, Österreich ausgenommen.

So hat, in seiner Weise, auch der Kaiser zweimal den Untergang Europas vorausgeahnt und sogar prophezeit.

Eine ganz andere Frage aber ist es nun, wie man den Untergang des alten Europa bewerte. Da scheiden sich die Wege und Geister. Die entschiedenen Anhänger

des Gewesenen, die treuen Verehrer einer geheiligten edlen Form und Kultur, die Ritter einer bewährten Moral, sie alle können diesen Untergang nur aufzuhalten suchen oder trostlos beweinen, wenn er eintritt. Für sie ist der Untergang das Ende — für die andern der Anfang. Für sie ist Dostojewski ein Verbrecher — für die andern ein Heiliger. Für sie ist Europa und sein Geist etwas Einmaliges, Festgefügtes, Unantastbares, etwas Festes und Seiendes — für die andern ist es ein Werdendes, Veränderliches, ewig Wandelbares.

Man kann das Karamasoffische Element, man kann das Asiatische, das Chaotische, das Wilde, Gefährliche, Amoralische, wie alles in der Welt, ebensowohl positiv wie umgekehrt bewerten. Die, welche diese ganze Welt, diesen Dostojewski, diese Karamasoffs, diese Russen, dies Asien, diese Demiurgphantasien und all das einfach ablehnen, verfluchen und namenlos fürchten, die haben jetzt einen schweren Stand in der Welt, denn Karamasoff dominiert mehr als je. Aber sie begehen den Irrtum, daß sie in all dem nur das Tatsächliche, Sichtbare, Materielle sehen wollen. Sie sehen den „Untergang Europas" kommen als eine schauerliche Katastrophe mit Donner und Pauken, entweder als Revolutionen voll Gemetzel und Gewalttat, oder als Überhandnehmen von Verbrechen, Korruption, Diebstahl, Mord und allen Lastern.

All dies ist möglich, all dies liegt in Karamasoff. Bei einem Karamasoff weiß man nie, womit er uns im

nächsten Augenblick überraschen wird. Vielleicht mit einem Totschlag, vielleicht mit einem rührenden Loblied auf Gott. Es gibt unter ihnen Aljeschas und Dmitris, Fjodors und Iwans. Sie sind ja, wie wir sahen, eben nicht durch Eigenschaften gekennzeichnet, sondern durch die Bereitschaft, jederzeit jede Eigenschaft annehmen zu können.

Aber nicht dies diene den Ängstlichen zum Trost, daß dieser unberechenbare Mensch der Zukunft (er ist schon in der Gegenwart da!) ja ebensowohl Gutes wie Böses tun, ebensowohl ein neues Gottesreich wie ein neues Teufelsreich begründen kann. Was auf Erden begründet wird oder gestürzt wird, darum kümmern die Karamasoffs sich wenig. Ihr Geheimnis liegt anderswo, und der Wert und die Fruchtbarkeit ihres amoralischen Wesens auch.

Diese Menschen unterscheiden sich von den andern, den früheren, den geordneten, den berechenbaren, den klaren und braven Menschen nämlich im Grunde nur dadurch, daß sie ebensoviel in sich hinein wie aus sich heraus leben, daß sie beständig mit ihrer Seele zu tun haben. Die Karamasoffs sind zu jedem Verbrechen fähig, aber sie begehen doch nur ausnahmsweise eines, denn meistens genügt es ihnen, das Verbrechen gedacht, es geträumt, sich mit seiner Möglichkeit vertraut gemacht zu haben. Hier liegt ihr Geheimnis. Wir suchen die Formel dafür.

Jede Formung des Menschen, jede Kultur, jede Zivilisation, jede Ordnung beruht auf einer Übereinkunft

über das Erlaubte und das Verbotene. Der Mensch, zwischen Tier und ferner Menschenzukunft unterwegs, hat stets viel, unendlich viel in sich zu unterdrücken, zu verstecken, zu leugnen, um ein anständiger Kerl und zur Sozialität fähig zu sein. Der Mensch ist voll von Tier, voll von Urwelt, voll von riesigen, kaum bezähmbaren Trieben einer tierischen, grausamen Selbstsucht. Alle diese gefährlichen Triebe sind da, sind immer da, aber die Kultur, die Übereinkunft, die Zivilisation hat sie verborgen, man zeigt sie nicht, man hat von Kind auf gelernt, diese Triebe zu verstecken und zu leugnen. Aber jeder dieser Triebe kommt irgendeinmal wieder ans Licht. Jeder lebt weiter, keiner wird getötet, keiner auf die Dauer, auf die Ewigkeit verwandelt und veredelt. Und jeder dieser Triebe ist an sich ja gut, ist nicht schlechter als jeder andre, nur hat jede Zeit und jede Kultur Triebe, die sie mehr als die andern fürchtet, die sie mehr verpönt. Wenn nun diese Triebe wieder wach werden, als unerlöste, nur oberflächlich und mühsam gebändigte Naturkräfte, wenn diese Tiere wieder brüllen und sich regen, mit der Klage lang unterdrückter und gepeitschter Sklaven und mit der uralten Glut ihrer Natürlichkeit, dann entstehen die Karamasoffs. Wenn eine Kultur, einer der Versuche der Domestizierung des Menschen, müde wird und zu wanken beginnt, dann werden die Menschen in immer größerer Zahl merkwürdig, werden hysterisch, haben sonderbare Gelüste, gleichen jungen Leuten in der Pubertät oder Schwangeren. Es regen sich in der Seele Dränge, für die man

keine Namen hat, die man, von der alten Kultur und Moral aus, als schlecht bezeichnen muß, die aber mit so starker, mit so natürlicher, mit so unschuldiger Stimme sprechen können, daß alles Gute und Böse zweifelhaft wird und jedes Gesetz ins Wanken kommt.

Solche Menschen sind die Brüder Karamasoff. Leicht erscheint ihnen jedes Gesetz als Konvention, leicht erscheint ihnen jeder Gerechte als Philister, leicht überschätzen sie jede Freiheit und Absonderlichkeit, allzu verliebt horchen sie auf die vielen Stimmen in der eigenen Brust.

Aber es braucht aus dem Chaos in diesen Seelen durchaus nicht notwendig Verbrechen und Wirrwarr zu entstehen. Gib dem heraufgebrochenen Urtrieb eine neue Richtung, einen neuen Namen, eine neue Bewertung, so ist die Wurzel zu einer neuen Kultur, einer neuen Ordnung, einer neuen Moral gegeben. Denn so steht es mit jeder Kultur: Töten können wir die Urtriebe, das Tier in uns, nicht, denn mit ihnen stürben wir selbst — aber wir können sie einigermaßen lenken, einigermaßen beruhigen, einigermaßen dem „Guten" dienstbar machen, wie man einen bösen Gaul vor einen guten Wagen spannt. Nur wird von Zeit zu Zeit der Glanz dieses „Guten" alt und welk, die Triebe glauben nicht mehr recht daran, lassen sich nicht mehr gerne unterjochen. Dann bricht die Kultur zusammen — meistens langsam, so wie das, was wir „Antike" nennen, Jahrhunderte zum Sterben gebraucht hat.

Und ehe die alte, sterbende Kultur und Moral von einer neuen abgelöst werden kann, in diesem bangen, gefährlichen, schmerzlichen Stadium, da muß der Mensch von neuem in seine Seele blicken, von neuem das Tier in sich aufsteigen sehen, von neuem das Vorhandensein der Urkräfte in sich anerkennen, welche übermoralisch sind. Die dazu verurteilten, dazu auserlesenen, die hierfür reifen und vorbestimmten Menschen sind Karamasoffs. Sie sind hysterisch und gefährlich, sie werden ebenso leicht Verbrecher wie Asketen, sie glauben an nichts als an die wahnsinnige Zweifelhaftigkeit jedes Glaubens.

Jedes Symbol hat hundert Deutungen, deren jede richtig sein kann. Auch die Karamasoffs haben hundert Deutungen, meine ist nur eine davon, eine von hundert. Die Menschheit hat sich in diesem Buch an der Wende großer Umwälzungen ein Symbol geschaffen, ein Bild errichtet, so wie der einzelne Mensch sich im Traum ein Abbild der in ihm sich bekämpfenden und ausgleichenden Triebe und Kräfte schafft.

Daß ein einzelner Mensch die „Karamasoffs" schreiben konnte, ist ein Wunder. Nun, das Wunder ist geschehen, es besteht kein Bedürfnis, es zu erklären. Wohl aber besteht ein Bedürfnis, ein sehr tiefes Bedürfnis, dies Wunder zu deuten, seine Schrift möglichst ganz, möglichst allseitig, möglichst in ihrer ganzen lichten Magie zu lesen. Dazu ein Gedanke, ein Beitrag, ein Einfall ist diese meine Schrift, mehr nicht.

Man glaube nicht, daß ich alle Gedanken und Einfälle, die ich zu diesem Buche äußere, bei Dostojewski selbst als bewußt voraussetze! Im Gegenteil, kein großer Seher und Dichter vermöchte je seine eigenen Gesichte bis zu Ende zu deuten!

Andeuten möchte ich zum Schlusse, wie in diesem mythischen Roman, in diesem Menschheitstraum nicht nur die Schwelle dargestellt wird, über welche Europa geht, nicht nur der bange, gefährliche Moment des Schwebens zwischen Nichts und All, sondern wie auch die reichen Möglichkeiten des Neuen überall zu spüren und vorgefühlt sind.

In dieser Hinsicht ist besonders die Figur des Iwan erstaunlich. Wir lernen ihn kennen als einen modernen, angepaßten, kultivierten Menschen, etwas kühl, etwas enttäuscht, etwas skeptisch, etwas müde. Aber mehr und mehr wird er jünger, wird wärmer, wird bedeutungsvoller, wird karamasoffischer. Er ist es, der den „Groß-Inquisitor" gedichtet hat. Er ist es, der vom kühlen Ablehnen, ja Verachten des Mörders, für den er den Bruder hält, am Ende bis zum tiefen Gefühl der eigenen Schuld und bis zur Selbstanklage getrieben wird. Und er ist es auch, der den seelischen Vorgang der Auseinandersetzung mit dem Unbewußten (darum dreht sich ja alles! Das ist ja der Sinn des ganzen Untergangs, der ganzen Neugeburt!) am deutlichsten und merkwürdigsten erlebt. Im letzten Buch des Romans ist ein höchst seltsames Kapitel, in welchem Iwan, vom Smerdjakoff heimkehrend, in seiner Wohnung den Teufel

sitzen sieht und sich eine Stunde lang mit ihm unterhält. Dieser Teufel ist nichts andres als Iwans Unbewußtes, als die aufgerüttelte Menge längst untergesunkener und scheinbar vergessener Inhalte seiner Seele. Und er weiß das auch, Iwan weiß es mit erstaunlicher Gewißheit und spricht es deutlich aus. Und dennoch spricht er mit dem Teufel, dennoch glaubt er an ihn — denn was innen ist, ist außen! — dennoch ärgert er sich über ihn, greift ihn an, wirft sogar ein Glas nach ihm, von dem er weiß, daß er in ihm selber drinnen ist. Wohl nie in aller Dichtung ist das Gespräch eines Menschen mit seinem Unbewußten klarer und anschaulicher dargestellt worden. Und dies Gespräch, dies (trotz allem Ärger) Eingehen auf den Teufel, dies ist gerade der Weg, den die Karamasoffs uns zu zeigen berufen sind. Noch ist hier, bei Dostojewski, das Unbewußte als Teufel dargestellt. Mit Recht, denn dem gezähmten, dem kultivierten und moralischen Blick in uns ist alles Verdrängte, das wir in uns tragen, satanisch und verhaßt. Aber etwa eine Kombination aus Iwan und Aljescha ergäbe schon jene höhere, fruchtbarere Einstellung, die den Boden des kommenden Neuen bilden muß. Dann ist das Unbewußte nicht mehr der Teufel, sondern der Gott-Teufel, der Demiurg, der, der immer war und aus dem alles kommt. Gut und Böse neu zu setzen, das ist nicht Sache des Ewigen, des Demiurgen, sondern Sache des Menschen und seiner kleineren Götter.

Ein eigenes Kapitel wäre zu schreiben über einen weiteren, einen fünften Karamasoff, der in dem Buche

eine unheimliche Hauptrolle spielt, obwohl er immer halb verborgen bleibt. Das ist Smerdjakoff, ein illegitimer Karamasoff. Er ist es, der den Alten umgebracht hat. Er ist der von der Allgegenwart Gottes überzeugte Mörder. Er ist es, der auch noch Iwan, den Vielwissenden, zu belehren hat über die göttlichsten und die unheimlichsten Dinge. Er ist der lebensunfähigste und zugleich der wissendste aller Karamasoffs. Aber ich finde nicht den Raum, auch ihm, dem Unheimlichsten, in dieser Betrachtung gerecht zu werden.

Dostojewskis Buch ist nicht auszuschöpfen. Ich könnte tagelang neue Züge suchen und finden, die alle nach derselben Richtung weisen. Einer, ein sehr schöner, ja entzückender, fällt mir noch ein: die Hysterie der beiden Chochlakoffs. Hier haben wir das Karamasoff-Element, die Infizierung mit all dem Neuen, Kranken, Schlimmen in zwei Gestalten. Die eine, die Mutter Chochlakoff, ist nur krank. In ihr, deren Wesen noch im Alten und Hergebrachten wurzelt, ist die Hysterie nur Krankheit, nur Schwäche, nur Dummheit. Bei der prächtigen Tochter aber ist es nicht Müdigkeit, die sich in Hysterie verwandelt und äußert, sondern Überschuß, sondern Zukunft. Sie, in den Nöten zwischen Kindheit und Liebesreife, entwickelt ihre Einfälle und Visionen viel weiter ins Böse als ihre unbedeutende Mutter, und doch ist bei der Tochter auch das Verblüffendste, auch das Böseste und Schamloseste von einer Unschuld und Kraft, die ganz in eine fruchtbare Zukunft weist. Die

Mutter Chochlakoff ist die Hysterische, reif fürs Sanatorium, weiter nichts. Die Tochter ist die Nervöse, deren Krankheit nur das Symptom edelster aber gehemmter Kräfte ist.

Ja, und diese Vorgänge in der Seele erfundener Romanfiguren sollen den Untergang Europas bedeuten?!

Gewiß. Sie bedeuten ihn so, wie jeder von einem beseelten Auge beachtete Grashalm im Frühjahr das Leben und seine Ewigkeit bedeutet, und jedes wehende Blatt im November den Tod und seine Notwendigkeit. Es ist möglich, daß der ganze „Untergang Europas" sich „nur" innerlich abspielen wird, nur in den Seelen einer Generation, nur in der Umdeutung verbrauchter Symbole, in der Umwertung seelischer Werte. So ist die Antike, jene erste glänzende Prägung europäischer Kultur, nicht an Nero zugrunde gegangen, und nicht an Spartakus, und nicht an den Germanen, sondern „nur" an jenem aus Asien kommenden Gedankenkeim, jenem einfachen, alten, schlichten Gedanken, der längst da war, der aber damals die Form der Lehre Jesu angenommen hatte.

Natürlich kann man, wenn man schon will, die „Karamasoffs" auch literarisch, auch „als Kunstwerk" betrachten. Wenn das Unbewußte eines ganzen Erdteils und Zeitalters sich im Alp eines einzelnen, prophetischen Träumers verdichtet hat, wenn es in seinem röchelnden

furchtbaren Schrei geronnen ist, dann kann man natürlich diesen Schrei auch vom Standpunkt des Gesanglehrers aus betrachten. Zweifellos war Dostojewski auch ein sehr begabter Dichter, trotz der Ungeheuerlichkeiten, die sich in seinen Büchern finden und von denen ein solider Nur-Dichter, wie etwa Turgenjew, frei ist. Auch Jesaia war ein recht begabter Dichter, doch ist das wichtig? Bei Dostojewski, und auch speziell in den „Karamasoffs", finden sich einige jener fast überlebensgroßen Geschmacklosigkeiten, die den Artisten nie passieren, die erst da vorkommen, wo man schon jenseits der Kunst steht. Immerhin, auch als Künstler tut dieser russische Prophet sich da und dort kund, als ein Künstler von Weltrang, und man denkt mit sonderbaren Gefühlen daran, daß dem Europa einer Zeit, in der Dostojewski all seine Sachen schon geschrieben hatte, ganz andere Künstler für die großen europäischen Dichter galten.

Aber ich komme da auf einen Nebenweg. Ich wollte sagen: Je weniger Kunstwerk so ein Weltbuch ist, desto wahrer ist vielleicht seine Prophetie. Aber dennoch, auch der „Roman", auch die Fabel, die „Erfindung" der „Karamasoffs" spricht so viel, sagt so Bedeutsames, das scheint mir nicht willkürlich, nicht von einem einzelnen erfunden, nicht Dichterwerk. Zum Beispiel, um gleich alles zu sagen, die Hauptsache am ganzen Roman: Die Karamasoffs sind unschuldig!

Diese Karamasoffs alle vier, Vater und Söhne, sind verdächtige, sind gefährliche, sind unberechenbare Menschen, sie haben seltsame Anwandlungen, seltsame

Gewissen, seltsame Gewissenlosigkeiten, der eine ist ein Säufer, der andre ein Weiberjäger, einer ein phantastischer Weltflüchtiger, einer ein Dichter heimlicher gotteslästerlicher Dichtungen. Viel Gefahr bedeuten sie, diese seltsamen Brüder, sie reißen andre Leute am Bart, sie vertun andrer Leute Geld, sie bedrohen andre Leute mit Totschlag — und doch sind sie unschuldig, und doch haben sie alle zusammen nichts wirklich Kriminelles begangen. Die einzigen Totschläger in diesem langen Roman, der fast nur von Totschlag, Raub und Schuld handelt, die einzigen Totschläger, die einzigen des Mordes Schuldigen sind der Staatsanwalt und die Geschworenen, sind die Vertreter der alten, guten, bewährten Ordnung, sind die Bürger und Tadellosen. Sie verurteilen den unschuldigen Dmitri, sie verhöhnen seine Unschuld, sie sind Richter, sie beurteilen Gott und Welt nach ihrem Kodex. Und gerade sie irren, gerade sie tun furchtbares Unrecht, gerade sie werden zu Mördern, zu Mördern aus Engherzigkeit, aus Angst, aus Beschränktheit.

Das ist keine Erfindung, das ist nichts Literarisches. Es ist weder die wirkungssüchtige Erfindungslust des Detektivliteraten (und auch das ist ja Dostojewski), noch ist es satirische Witzigkeit eines klugen Autors, der aus dem Hinterhalt her den Gesellschaftskritiker spielt. Das kennen wir ja, dieser Ton ist uns ja vertraut, ihm glauben wir ja schon so lange nicht mehr! Aber nein, bei Dostojewski ist die Unschuld der Verbrecher und die Schuld der Richter ganz und gar keine schlaue

Konstruktion, sie ist so furchtbar, sie entsteht und wächst so heimlich und in so tiefem Boden, daß man fast plötzlich, fast erst beim letzten Buch des Romans vor dieser Tatsache steht wie vor einer Mauer, wie vor dem ganzen Weh und Unsinn der Welt, wie vor allem Leid und Mißverstand der Menschheit!

Ich sagte, Dostojewski sei eigentlich kein Dichter, oder dieses sei er nur nebenher. Ich nannte ihn einen Propheten. Schwer zu sagen, was das eigentlich bedeute: ein Prophet! Mir scheint, etwa dies: Ein Prophet ist ein Kranker, so wie ja auch Dostojewski wirklich Hysteriker, beinahe Epileptiker war. Ein Prophet ist ein solcher Kranker, dem der gesunde, gute, wohltätige Sinn für die Selbsterhaltung, der Inbegriff aller bürgerlichen Tugenden, verlorengegangen ist. Es darf nicht viele solche geben, die Welt ginge in Stücke. Ein Kranker dieser Art, er heiße nun Dostojewski oder Karamasoff, hat jene fremde, geheime, kranke, göttliche Fähigkeit, deren Möglichkeit der Asiate in jedem Wahnsinnigen verehrt. Er ist Mantiker, er ist ein Wissender. Das heißt, in ihm hat ein Volk, hat ein Zeitalter, hat ein Land oder Weltteil sich ein Organ ausgebildet, ein Fühlhorn, ein seltenes, ungemein zartes, ungemein edles, ungemein leidensfähiges Organ, das andre nicht haben, das bei allen andern, zu ihrem Heil und Glück, verkümmert blieb. Dies Fühlhorn, dieser mantische Tastsinn, ist nicht grob zu verstehen als eine Art blöder Telepathie und Zauberstück, obwohl die Gabe sich sehr

wohl auch in solchen verblüffenden Formen äußern kann. Eher ist es so, daß der „Kranke" dieser Art die Bewegungen seiner eigenen Seele umdeutet ins Allgemeine und Menschheitliche. Jeder Mensch hat Visionen, jeder Mensch hat Phantasie, jeder Mensch hat Träume. Und jede Vision, jeder Traum, jeder Einfall und Gedanke eines Menschen kann, auf dem Weg vom Unbewußten zum Bewußtwerden, tausend verschiedene Deutungen erfahren, deren jede richtig sein kann. Der Seher und Prophet nun deutet seine Gesichte nicht persönlich, der Alp, der ihn drückt, mahnt ihn nicht an persönliche Krankheit, an persönlichen Tod, sondern an den des Ganzen, als dessen Organ, als dessen Fühlhorn er lebt. Das kann eine Familie, eine Partei, ein Volk, es kann auch die ganze Menschheit sein.

In der Seele Dostojewskis hat das, was wir sonst Hysterie nennen, hat eine gewisse Krankheit und Leidensfähigkeit der Menschheit als Organ, als Weiser und Barometer gedient. Sie ist im Begriffe, dies zu merken. Schon ist halb Europa, schon ist zumindest der halbe Osten Europas auf dem Wege zum Chaos, fährt betrunken in heiligem Wahn am Abgrund entlang und singt dazu, singt betrunken und hymnisch wie Dmitri Karamasoff sang. Über diese Lieder lacht der Bürger beleidigt, der Heilige und Seher hört sie mit Tränen.

Gedanken zu Dostojewskis „Idiot"
(1919)

Oft ist Dostojewskis „Idiot", der Fürst Lew Myschkin, mit Jesus verglichen worden. Natürlich kann man das tun. Man kann jeden Menschen mit Jesus vergleichen, der, von einer der magischen Wahrheiten gestreift, das Denken vom Leben nicht mehr trennt und dadurch inmitten seiner Umgebung vereinsamt und zum Gegner aller wird. Darüber hinaus scheint mir die Ähnlichkeit zwischen Myschkin und Jesus nicht eben sehr auffallend, nur ein Zug noch, ein wichtiger freilich, fällt mir an Myschkin als jesushaft auf: seine zaghafte Keuschheit. Die verheimlichte Angst vor dem Geschlecht und der Zeugung ist ein Zug, der dem „historischen", dem Jesus der Evangelien, nicht fehlen dürfte, der auch deutlich mit zu seiner Weltmission gehört. Sogar ein so oberflächliches Jesusbild wie das von Renan entbehrt dieses Zuges nicht.

Aber es ist seltsam — so wenig mir der ewige Vergleich zwischen Myschkin und Christus sympathisch ist —, auch ich sehe die beiden Bilder unbewußt miteinander verbunden. Es fiel mir erst spät, und an einem winzigen Zuge, auf. Es fiel mir eines Tages, als ich an den Idioten dachte, auf, daß mein erster Gedanke an ihn immer ein scheinbar nebensächlicher ist. Wenn ich an ihn denke, sehe ich ihn, im ersten aufblitzenden Moment der Vorstellung, immer in einer besonderen, an sich unbedeutenden Nebenszene. Ebenso geht es mir

mit dem Heiland. Wenn irgendeine Assoziation mich zu der Vorstellung „Jesus" führt oder das Wort Jesus durch Ohr oder Auge mich trifft, dann sehe ich im ersten Aufblitz niemals Jesus am Kreuz, oder Jesus in der Wüste, oder Jesus als Wundertäter, oder Jesus als Auferstandenen, sondern ich sehe ihn in dem Augenblick, wo er im Garten Gethsemane den letzten Kelch der Vereinsamung trinkt, wo die Wehen von Sterbenmüssen und höherer Neugeburt seine Seele zerreißen, und wie er da, in einem letzten rührenden Kinder-Trostbedürfnis, sich nach seinen Jüngern umsieht, ein wenig Wärme und Menschennähe, eine flüchtige holde Täuschung inmitten seiner hoffnungslosen Einsamkeit sucht — und wie da die Jünger schlafen! Da liegen sie und schlafen, der brave Petrus, der hübsche Johannes, alle miteinander, alle diese guten Leute, über die sich Jesus mit gutem Willen wieder und wieder liebreich zu täuschen gewohnt ist, denen er seine Gedanken, Teile seiner Gedanken mitteilt, so als verstünden sie seine Sprache, so als sei es möglich, seine Gedanken in der Tat diesen Leuten mitzuteilen, etwas wie verwandte Schwingung bei ihnen wachzurufen, etwas wie Verstehen, wie Verwandtschaft, wie Zusammengehörigkeit bei ihnen zu finden. Und jetzt, im Augenblick der unerträglichen Qual, wendet er sich um nach diesen Genossen, nach diesen Einzigen, die er hat, und ist so ganz aufgeschlossen, so ganz Mensch, so ganz Leidender, daß er ihnen jetzt näher zu kommen vermöchte als jemals sonst, daß er an jedem dümmsten Wort, an jeder halbwegs

freundlichen Gebärde von ihnen etwas wie Trost und Aufrichtung finden könnte — aber nein, sie sind nicht da, sie schlafen, sie schnarchen. Dieser grauenhafte Augenblick ist mir, ich weiß nicht auf welchem Wege, schon seit sehr früher Jugend tief eingeprägt, und, wie gesagt, wenn ich an Jesus denke, so taucht immer sofort unfehlbar die Erinnerung an diesen Augenblick mit auf.

Die Parallele dazu bei Myschkin ist diese. Wenn ich an ihn, an den „Idioten", denke, so ist es ebenfalls ein scheinbar nicht so wichtiger Moment, der mir zuerst aufblitzt, und zwar ist es ebenfalls der Moment einer unglaublichen, totalen Isoliertheit, einer tragischen Vereinsamung. Die Szene, die ich meine, ist jener Abend in Pawlowsk im Hause Lebedeffs, wo der Fürst, wenige Tage nach seinem epileptischen Anfall, als Genesender den Besuch der ganzen Familie Jepantschin empfangen hat, als plötzlich in diesen heitern und eleganten, obwohl auch schon mit heimlichen Spannungen und Schwülheiten geladenen Kreis die jungen Herren Revolutionäre und Nihilisten treten, als der gesprächige Bursche Hippolyt mit seinem angeblichen „Sohne Pawlitscheffs", mit dem „Boxer" und den andern hereinplatzt, diese unangenehme, jedesmal widerliche, beim Lesen etwas empörende und ekelhafte Szene, wo diese beschränkten und irregeführten jungen Menschen in ihrer hilflosen Bosheit so grell und exponiert und nackt wie auf überhellter Bühne stehen, wo jedes, jedes einzelne ihrer Worte einem doppelt wehe tut, einmal wegen seiner Wirkung auf den guten Myschkin, und dann

noch wegen der Grausamkeit, mit der es den Sprecher selbst entblößt und preisgibt — diese seltsame, unvergeßliche, obwohl im Roman selbst nicht allzu wichtige oder betonte Stelle meine ich. Auf der einen Seite die Gesellschaft, die Eleganten, die Weltleute, die Reichen, Mächtigen und Konservativen, auf der andern Seite die wütende Jugend, unerbittlich, nichts kennend als Auflehnung, nichts kennend als ihren Haß auf das Hergebrachte, rücksichtslos, wüst, wild, namenlos stupid mitten in ihrem theoretischen Intellektualismus — und zwischen diesen beiden Parteien stehend der Fürst, allein, exponiert, von beiden Seiten kritisch und mit höchster Spannung beobachtet. Und wie endet die Situation? Sie endet damit, daß Myschkin, trotz einigen kleinen Fehlern, die ihm in der Aufregung passieren, sich ganz seiner guten, zarten, kindlichen Natur entsprechend benimmt, daß er das Unerträgliche lächelnd hinnimmt, auf das Unverschämteste noch mit Selbstlosigkeit antwortet, bereit ist, jede Schuld auf sich zu nehmen, bei sich zu suchen — und daß er damit vollkommen durchfällt und verachtet wird — nicht etwa von dieser Partei oder jener, nicht etwa von den Jungen gegen die Alten, oder umgekehrt, sondern von beiden, von beiden! Alle wenden sie sich von ihm ab, allen hat er auf die Zehen getreten, einen Augenblick lang sind die äußersten Gegensätze in Gesellschaft, Alter, Gesinnung völlig verlöscht, und alle sind einig, vollkommen einig darin, daß sie sich mit Entrüstung und Wut von dem abwenden, der der einzige Reine unter ihnen ist!

Worauf nun beruht die Unmöglichkeit dieses Idioten in der Welt der andern? Warum versteht ihn niemand, ihn, den doch fast alle irgendwie lieben, dessen Sanftmut allen sympathisch, ja oft vorbildlich erscheint? Was trennt ihn, den magischen Menschen, von den andern, den gewöhnlichen Menschen? Warum haben sie recht, wenn sie ihn ablehnen? Warum müssen sie das tun, unfehlbar? Warum muß es ihm gehen wie Jesus, der am Ende nicht nur von der Welt, sondern auch von allen seinen Jüngern verlassen war?

Das ist, weil der Idiot ein anderes Denken denkt als die andern. Nicht daß er weniger logisch, mehr kindlich-assoziativ denkt als sie, nicht das ist es. Sein Denken ist jenes, das ich das „magische" nenne. Er leugnet, dieser sanfte Idiot, das ganze Leben, das ganze Denken und Fühlen, die ganze Welt und Realität der andern. Für ihn ist Wirklichkeit etwas vollkommen anderes als für sie. Ihre Wirklichkeit ist für ihn völlig schattenhaft. Darin, daß er eine ganz neue Wirklichkeit sieht und fordert, wird er ihr Feind.

Der Unterschied ist nicht der, daß die einen Macht und Geld, Familie und Staat und dergleichen Werte hochschätzen, er aber nicht. Es ist nicht so, daß er das Geistige verträte und sie das Materielle oder wie man das formulieren mag! Nicht das ist es. Auch für den Idioten besteht das Materielle, er anerkennt durchaus die Bedeutung dieser Dinge, wennschon er sie weniger wichtig nimmt. Seine Forderung, sein Ideal ist nicht ein asketisch-indisches, ein Absterben von der Welt

scheinbarer Wirklichkeiten, zugunsten des in sich begnügten Geistes, der allein Wirklichkeit zu sein meint.

Nein, über die beiderseitigen Rechte der Natur und des Geistes, über die Notwendigkeit ihres Ineinanderwirkens, würde Myschkin sich durchaus mit den andern verständigen können. Nur daß die Gleichzeitigkeit und Gleichberechtigung beider Welten für sie ein Verstandessatz, für ihn Leben und Wirklichkeit ist! Dies ist noch unklar, versuchen wir, es etwas anders darzustellen.

Myschkin unterscheidet sich von den andern dadurch, daß er als „Idiot" und Epileptiker, der aber zugleich ein recht kluger Mensch ist, viel nähere und unmittelbarere Beziehungen zum Unbewußten hat als jene. Das höchste Erlebnis ist ihm jene halbe Sekunde höchster Feinfühligkeit und Einsicht, die er einige Male erlebt hat, jene magische Fähigkeit, für einen Moment, für den Blitz eines Momentes alles sein, alles mitfühlen, alles mitleiden, alles verstehen und bejahen zu können, was in der Welt ist. Dort liegt der Kern seines Wesens. Er hat Magie, er hat mystische Weisheit nicht gelesen und anerkannt, nicht studiert und bewundert, sondern (wenn auch nur in ganz seltenen Augenblicken) tatsächlich erlebt. Er hat nicht nur seltene und bedeutende Gedanken und Einfälle gehabt, sondern ist, einmal oder einigemal, auf der magischen Grenze gestanden, wo alles bejaht wird, wo nicht nur der entlegenste Gedanke wahr ist, sondern auch das Gegenteil jedes solchen Gedankens.

Dies ist das Furchtbare, mit Recht von den andern Gefürchtete an diesem Menschen. Völlig allein steht er nicht, nicht die ganze Welt ist gegen ihn. Es sind da noch einige Menschen, einige sehr zweifelhafte, sehr gefährdete und gefährliche Menschen, die ihn zuzeiten gefühlhaft verstehen: Rogoschin, die Nastaßja. Vom Verbrecher und von der Hysterischen wird er verstanden, er, der Unschuldige, das sanfte Kind! Aber dies Kind ist, bei Gott, nicht so sanft, wie es scheint. Seine Unschuld ist keine harmlose, und mit Recht erschrecken die Menschen vor ihm.

Der Idiot ist, sagte ich, zeitweise jener Grenze nahe, wo von jedem Gedanken auch das Gegenteil als wahr empfunden wird. Das heißt, er hat ein Gefühl dafür, daß kein Gedanke, kein Gesetz, keine Prägung und Formung existiert, welche anders wahr und richtig wäre als von einem Pole aus — und zu jedem Pol gibt es einen Gegenpol. Das Setzen eines Poles, das Annehmen einer Stelle, von wo aus die Welt angeschaut und geordnet wird, ist die erste Grundlage jeder Formung, jeder Kultur, jeder Gesellschaft und Moral. Wer Geist und Natur, Gut und Böse, sei es auch nur für einen Moment, als verwechselbar empfindet, ist der furchtbarste Feind jeder Ordnung. Denn dort beginnt das Gegenteil von Ordnung, dort beginnt das Chaos.

Ein Denken, das zum Unbewußten, zum Chaos, zurückkehrt, zerstört jede menschliche Ordnung. Dem „Idioten" wird einmal im Gespräch gesagt, er sage ja nur die Wahrheit, nicht mehr, und das sei jämmerlich!

So ist es. Wahr ist alles, Ja läßt sich zu allem sagen. Um die Welt zu ordnen, um Ziele zu erreichen, um Gesetz, Gesellschaft, Organisation, Kultur, Moral zu ermöglichen, muß zum Ja das Nein kommen, muß die Welt in Gegensätze, in Gut und Böse eingeteilt werden. Mag die erste Setzung jedes Nein, jedes Verbotes, jedes „Böse" ein völlig willkürliches sein — sie wird heilig, sobald sie Gesetz wird, sobald sie Folge hat, sobald sie Grundlage einer Anschauung und Ordnung geworden ist.

Höchste Wirklichkeit im Sinne menschlicher Kultur ist dies Eingeteiltsein der Welt in Hell und Finster, Gut und Böse, Erlaubt und Verboten. Höchste Wirklichkeit für Myschkin aber ist das magische Erlebnis von der Umkehrbarkeit aller Satzungen, vom gleichberechtigten Vorhandensein der Gegenpole. Der „Idiot", zu Ende gedacht, führt das Mutterrecht des Unbewußten ein, hebt die Kultur auf. Er zerbricht die Gesetzestafeln nicht, er dreht sie nur um und zeigt, daß auf der Rückseite das Gegenteil geschrieben steht.

Daß dieser Feind der Ordnung, dieser furchtbare Zerstörer nicht als Verbrecher auftritt, sondern als lieber, schüchterner Mensch voll Kindlichkeit und Anmut, voll guter Treuherzigkeit und selbstloser Gutmütigkeit, das ist das Geheimnis dieses erschreckenden Buches. Dostojewski hat aus tiefem Empfinden heraus diesen Mann als krank, als Epileptiker gezeichnet. Alle Träger des Neuen, des Furchtbaren, des ungewissen Zukünftigen, alle Vorboten eines vorgeahnten Chaos

sind bei Dostojewski Kranke, Zweifelhafte, Belastete: Rogoschin, die Nastaßja, später alle vier Karamasoffs. Alle werden als entgleiste, als sonderbare Ausnahmegestalten gezeichnet, aber alle so, daß wir für ihre Entgleistheit und Geisteskrankheit etwas von der heiligen Achtung empfinden, die der Asiate dem Wahnsinnigen zu schulden glaubt.

Das Bemerkenswerte und Seltsame, das Wichtige und Verhängnisvolle ist ja nicht, daß irgendwo in Rußland in den fünfziger und sechziger Jahren ein genialer Epileptiker solche Phantasien gehabt hat und solche Figuren gedichtet hat. Das Wichtige ist, daß diese Bücher seit drei Jahrzehnten mehr und mehr von der Jugend Europas als die wichtigen und prophetischen empfunden werden. Das Seltsame ist, daß wir diesen Verbrechern, Hysterikern und Idioten Dostojewskis ganz anders ins Gesicht sehen als irgendwelchen Verbrecher- oder Narrenfiguren andrer beliebter Romane, daß wir sie so unheimlich begreifen, daß wir sie so seltsam lieben, daß wir etwas in uns finden, was diesen Menschen verwandt und ähnlich sein muß.

Das liegt nicht an Zufällen und liegt noch weniger am Äußerlichen und Literarischen in Dostojewskis Werk. So verblüffend manche Züge bei ihm sind — man denke nur an die Vorwegnahme einer schon hoch ausgebildeten Psychologie des Unbewußten —, sein Werk wird von uns nicht als der Ausdruck hochgesteigerter Einsichten und Fertigkeiten bewundert, nicht als die künstlerische Prägung einer uns im Grunde bekannten

und geläufigen Welt, sondern wir empfinden es als prophetisch, als Vorausspiegelung einer Zersetzung und eines Chaos, von dem wir Europa seit einigen Jahren auch äußerlich ergriffen sehen. Nicht als ob die Welt dieser Dichterfiguren ein Zukunftsbild im Sinn eines Ideals wäre — das wird niemand so empfinden. Nein, wir fühlen bei Myschkin und allen diesen Figuren nicht Vorbildlichkeit im Sinne von „So sollst du werden!", sondern Notwendigkeit im Sinne von: „Durch dies müssen wir hindurch, dies ist unser Schicksal!"

Die Zukunft ist ungewiß, der Weg aber, der hier gezeigt wird, ist eindeutig. Er bedeutet: seelische Neueinstellung. Er führt über Myschkin, er fordert das „magische" Denken, das Annehmen des Chaos. Rückkehr ins Ungeordnete, Rückweg ins Unbewußte, ins Gestaltlose, ins Tier, noch weit hinter das Tier zurück, Rückkehr zu allen Anfängen. Nicht, um dort zu bleiben, nicht um Tier, nicht um Urschlamm zu werden, sondern um uns neu zu orientieren, um an den Wurzeln unseres Seins vergessene Triebe und Entwicklungsmöglichkeiten aufzufinden, um aufs neue Schöpfung, Wertung, Teilung der Welt vornehmen zu können. Diesen Weg lehrt kein Programm uns finden, keine Revolution reißt uns die Tore dahin auf. Jeder geht ihn allein, jeder für sich. Jeder von uns wird, eine Stunde in seinem Leben, auf der Myschkinschen Grenze stehen müssen, wo die Wahrheiten aufhören und neue beginnen können. Jeder von uns muß einmal, einen Augenblick im Leben, in sich etwas Derartiges erleben, wie es

Myschkin in seinen hellsichtigen Sekunden, wie es Dostojewski selbst in jenen Minuten erlebte, wo er dicht vor der Hinrichtung stand und aus welchen er mit dem Blick des Propheten hervorging.

Eine Bücherprobe

(1919)

Neulich habe ich wieder einmal eine Bücherprobe bestehen müssen. Durch äußere Umstände gezwungen, mußte ich einen Teil meiner Bibliothek weggeben. Ich stand also vor den Bücherschäften, ging Schritt für Schritt die Bücherreihen ab und besann mich: „Brauchst du dies Buch? Liebst du es? Wirst du es bestimmt wieder lesen? Täte es dir sehr leid, es zu verlieren?"

Da ich zu den Menschen gehöre, welche das „historische Denken" niemals lernen konnten, auch nicht zu den Zeiten, wo das historische Denken von offizieller Seite dem menschlichen Denken weit vorgezogen wurde, begann ich mit historischen Büchern und traf auf wenige Hemmungen. Schöne Memoiren-Ausgaben, italienische und französische Biographien, Hofgeschichten, Tagebücher von Politikern — weg damit! Hatten die Politiker denn je recht gehabt? War ein Vers von Hölderlin für mich nicht mehr wert als alle Weisheit der Potentaten? Weg damit!

Die Kunstgeschichte schloß sich an. Hübsche Spezialwerke über italienische, niederländische, belgische,

englische Malerei, der Vasari. Sammlungen von Künstlerbriefen — es tat nicht sehr weh. Weg damit!

Kamen die Philosophen. War es notwendig, Mauthners Wörterbuch zu besitzen? Nein. Würde ich Eduard v. Hartmann je wieder lesen? Ach nein. Aber Kant? Da zögerte ich. Man kann nie wissen. Und ich ließ ihn stehen. Nietzsche? Unentbehrlich, samt Briefen. Fechner? Wäre doch schade, bleibt stehen. Emerson? Laß fahren dahin! Kierkegaard? Nein, den behalten wir noch. Schopenhauer ohnehin. Die Anthologien und Sammelbücher sahen zwar hübsch aus — „Deutsche Seele" — „Gespensterbuch" — „Ghettobuch" — „Der Deutsche im Spiegel der Karikatur", braucht man das? Weg damit! Weg mit dem allem!

Aber nun die Dichter! Von den neuesten will ich nicht reden. Aber die Briefwechsel Goethes? Ein Teil davon wurde verurteilt. Wie steht es mit all den Bänden Grillparzer? Muß das sein? Nein, muß nicht sein. Und all das von Arnim? Ach, das täte mir doch leid. Blieb stehen. Ebenso Tieck, ebenso Wieland. Herder wurde bedeutend gerupft. Balzac wurde bezweifelt, blieb dann stehen. Anatole France gab zu denken. Gegen Feinde ist man ritterlich, er blieb gerettet. Stendhal? Viele Bände, aber unentbehrlich. Montaigne ohnehin. Dafür wird Maeterlinck dezimiert. Vier Ausgaben des Dekamerone von Boccaccio! Es blieb nur eine übrig. Dann das Fach mit den Ostasiaten. Ein paar Bände Lafcadio Hearn wurden verabschiedet, alles andere blieb da.

Bei den Engländern entstanden manche Bedenken. So viel Bände Shaw? Einige mußten fallen. Und der ganze Thackeray? Der halbe genügt. Fielding, Sterne, Dickens bleiben, bis auf Kleinigkeiten.

Auch bei den Russen blieb fast alles stehen. Bei Gorki und bei Turgenjew gab es Zögerungen und Unentschiedenheit. Tolstois Traktate wurden stark angegriffen. Bei den Skandinaven kam einiges ins Rutschen. Herman Bang blieb, Hamsun blieb, Strindberg blieb. Björnson schmolz ein, Geijerstam verschwand.

Wer sammelt Kriegsliteratur? Einige Zentner sind billig abzugeben. Gekauft habe ich wenig davon, das meiste flog einem ja ins Haus. Gelesen habe ich nicht den zwanzigsten Teil. Und was für gutes Papier gab es Anno 15 und 16 noch!

Als ich nach Tagen damit fertig war, übersah ich erst, wie sehr sich in diesen Jahren mein Verhältnis auch zu den Büchern geändert hatte. Es gibt ganze Gattungen von Literatur, die ich früher mit freundlicher Schonung duldete, und die ich jetzt mit Lachen weggebe. Er gibt Autoren, welche ernst zu nehmen einem nicht mehr möglich ist. Aber wie tröstlich, daß Knut Hamsun noch lebt! Wie gut, daß es Jammes gibt! Und wie schön, wenn man mit all den dicken Dichterbiographien mit ihrer Langweile und ihrer dünnen Psychologie aufgeräumt hat. Es wird heller in den Zimmern. Schätze sind zurückgeblieben, die jetzt viel voller leuchten. Goethe steht da, Hölderlin steht da, der ganze Dostojewski steht da. Mörike lächelt, Arnim

blitzt verwegen, die Isländersagen überdauern jede Sorge. Märchen und Volksbücher bleiben unverwüstlich. Und die alten Schmöker, die in Schweinsleder mit dem theologischen Ansehen, die meist so viel fröhlicher sind als alle neuen Bücher, die sind auch noch da. Von ihnen läßt man sich gerne einmal überleben.

Variationen über ein Thema von Wilhelm Schäfer (1919)

Wenn Maler ein Bild beurteilen, so stellen sie es nicht nur in ein gutes Licht, treten davor, treten zurück und suchen verschiedene Standpunkte, sondern viele von ihnen drehen das Bild auch um, hängen es verkehrt auf, den Himmel nach unten, und sind erst dann zufrieden, wenn das Bild auch diese Probe erträgt, wenn seine Farben auch dann beziehungsvoll und magisch ineinander schwingen.

So habe ich es immer mit den Wahrheiten gehalten, von denen ich ein großer Freund bin. Eine gute, eine richtige Wahrheit, so scheint mir, muß es vertragen, daß man sie auch umkehrt. Was wahr ist, davon muß das Gegenteil auch wahr sein können. Denn jede Wahrheit ist kurze Formel für den Blick in die Welt von einem bestimmten Pol aus, und es gibt keinen Pol ohne Gegenpol.

Ein von mir sehr hochgeschätzter Schriftsteller, Wilhelm Schäfer, sagte mir vor einigen Jahren einen Satz

über die Aufgabe des Dichters, den er gefunden hatte und der später auch in einem seiner Bücher mitgeteilt wurde. Der Satz machte mir Eindruck, er war zweifellos gut und wahr und war vorzüglich formuliert, worin Schäfer ein Meister ist. Lange klang sein Satz über den Dichter in mir nach, ich habe ihn eigentlich nie mehr vergessen, immer tauchte er von Zeit zu Zeit wieder vor mir auf. Das tun Wahrheiten nicht, mit denen wir absolut und völlig einverstanden sind. Die schluckt und verdaut man rasch.

Der Satz hieß so: „Sache des Dichters ist es nicht, das Einfache bedeutend, sondern das Bedeutende einfach zu sagen."

Lange und oft habe ich daran gesonnen, warum der famose Spruch (den ich auch heute noch bewundere) mir nicht ganz einging, einen Rest von Leere und Widerspruch in mir ließ. Ich habe an diesem Satz mehr als hundertmal auf Gedankengängen Analyse getrieben. Das erste, was ich fand, war ein leiser Mißklang, ein winziger Fehler, ein ganz winzig kleiner Sprung in dem klaren Kristall dieser so sauber gefaßten Formel. „Das Bedeutende einfach sagen — nicht das Einfache bedeutend" — das klang wie ein tadelloser Parallelismus und war es doch nicht ganz. Denn der Sinn des Wortes „bedeutend" war in den beiden Satzhälften nicht genau, nicht haarscharf der gleiche. Das „Bedeutende", das der Dichter sagen soll, war ohne Zweifel vollkommen redlich und eindeutig gemeint, „bedeutend" hieß hier ungefähr soviel wie „unbedingt

wertvoll". Das andere „bedeutend" aber, im Gegensatz, hatte einen Beiklang von Mißachtung. Wenn ein Dichter das „Einfache", das offenkundig Unbedeutende, „bedeutend" ausspricht, so macht er, im Sinn jenes Satzes, also eigentlich etwas Falsches, und das „bedeutend", womit sein Tun bezeichnet wird, ist eigentlich Tuerei, und also eigentlich zur Hälfte ironisch gemeint.

Merkwürdig spät erst machte ich dann jenen einfachen Versuch, der Sache näher zu kommen, indem ich den Satz versuchsweise einmal umdrehte. Dann hieß er: „Sache des Dichters ist es nicht, das Bedeutende einfach, sondern das Einfache bedeutend zu sagen." Und siehe da, eine neue Wahrheit stand vor mir. Die Umdrehung verbesserte den Satz schon formal, denn das Wort „bedeutend" blieb jetzt in beiden Satzhälften gleichwertig, statt wie vorher unter der Hand seinen Sinn zu wechseln.

Und plötzlich sah ich, daß für mich die Umkehrung von Schäfers Wahrheit noch viel wahrer, noch viel wertvoller war, als was er eigentlich gesagt hatte. Nun war alles klar. Natürlich blieb Schäfers Satz wahr und schön wie zuvor — von seinem, von Schäfers Pol aus. Von meinem Gegenpol aus aber strahlte nun der umgekehrte Satz mit ganz neuer Kraft und Wärme.

Schäfer hatte gesagt, Sache des Dichters sei es nicht, irgend etwas Beliebiges und Belangloses so vorzutragen, daß es bedeutend erscheine, sondern für seine

Darstellungen das wahrhaft Wertvolle und Wichtige zu wählen und es so einfach wie möglich zu sagen. Mein umgedrehter Satz aber hieß: „Sache des Dichters ist es nicht, darüber zu entscheiden, ob dies und jenes bedeutend und wichtig sei, seine Sache ist es nicht, gewissermaßen als Vormund für den spätern Leser eine Auswahl aus dem Wirrwarr der Welt zu treffen und ihm nur das Wertvolle, wirklich Wichtige mitzuteilen. Nein, im Gegenteil! Sache des Dichters ist es gerade, in jeder Kleinigkeit, in jedem Nichts das Ewige und Ungeheure zu wissen und diesen Schatz, dies Wissen, daß Gott überall und in jedem Dinge ist, immer wieder zu eröffnen und mitzuteilen."

Damit hatte ich eine Formel für den Sinn oder die Aufgabe des Dichters gefunden, die mir, von meinem Pole aus, weit wertvoller und wahrer wurde als der ursprüngliche Satz, obwohl ich auch dem einmal, mich anpassend, zugestimmt hatte. Nein, der Dichter, wie ich ihn zu innerst meine, hat nicht das Amt, zwischen bedeutenden und unbedeutenden Dingen auf der Erde zu unterscheiden. Er hat, so wie ich ihn meine, gerade im Gegenteil das Amt, das heilige Amt, immer wieder zu zeigen, daß „Bedeutung" nur ein Wort ist, daß Bedeutung keinem Ding auf der Erde zukommt oder allen, daß es nicht Dinge gibt, die man ernst nehmen, und andere, die man nicht ernst nehmen muß. Gewiß, Schäfer hatte das anders gemeint. Der Dichter, wie er ihn verneint, ist ein Mann, der durch Kunst und Geschicklichkeit aus einem Nichts, das auch für ihn selber ein

Nichts ist, etwas anscheinend Stattliches macht, der die Dinge zu Bedeutungen aufbläst, der kurzum Theater spielt. Diese Art von Dichter verneine auch ich. Aber ich bin mit Schäfer darin uneinig, daß ich an eine Grenze zwischen „Bedeutend" und „Einfach" überhaupt nicht glaube.

Von diesem Gedanken aus fand ich, im Lauf einiger Jahre, auch mehr Einsicht in eine Erscheinung der Dichtung und Geistesgeschichte, die mir immer etwas dunkel und bedrückend gewesen war und die von unseren Lehrern und Literarhistorikern nie zu meiner Befriedigung besprochen worden war.

Diese seltsame Erscheinung ist die der Problematiker einerseits, der Kleinmeister und Idylliker andererseits. Es gibt eine Reihe von Dichtern, deren Werke uns keineswegs entzücken, denen aber ein rätselhafter Hauch von Größe und Wichtigkeit anhaftet, weil sie sich riesige Menschheitsstoffe „gewählt" und gewaltige Probleme des Menschlichen bearbeitet haben. Andererseits gibt es sogenannte kleinere Dichter, welche keinen einzigen großen, mächtigen, weltgeschichtlichen Gedanken ausgesprochen haben, welche sich um Herkunft und Zukunft der Menschheit samt ihren Problemen überhaupt nie gekümmert haben, sondern es vorzogen, von kleinen Schicksalen, von Liebes- und Freundesgefühlen, von der Trauer über die Vergänglichkeit, von Landschaften, Tieren, singenden Vögeln und Wolken am Himmel zu singen und zu phantasieren, und welche von uns sehr geliebt und immer wieder gelesen werden. Man war

stets in Verlegenheit, wie man diese Dichter eigentlich einreihen und einschätzen solle, diese einfachen Seelen, die eigentlich nie etwas Überwältigendes zu sagen hatten und uns doch so lieb waren! Alle Eichendorffe, alle Stifter, alle diese Dichter gehören dahin. — Und andererseits standen in ihrer düsteren Berühmtheit jene großen Problematiker, jene Aufroller der großen Fragen, jene Hebbel, jene Ibsen (die wirklichen, wenigen großen Dichterpropheten nenne ich nicht mit ihnen zusammen: Dante, Shakespeare, Dostojewski) — da standen jene seltsamen Riesen, in deren Werken zwar die tiefsten Fragen aufklangen, die uns, alles in allem, aber so wenig froh machten.

Nun, jene Eichendorffe und Stifter, und sie alle sind lauter Dichter, welche das Einfache bedeutend sagen, weil sie überhaupt den Unterschied zwischen einfach und bedeutend nicht bemerken, weil sie auf einer ganz andern Ebene leben, von einem ganz andern Pol aus in die Welt blicken. Und gerade sie, diese Idylliker, diese einfachen und helläugigen Kinder Gottes, denen der Grashalm zur Offenbarung wird, gerade sie, die wir die Kleineren nennen, geben uns das Beste. Sie lehren uns nicht ein Was, sondern ein Wie. Sie sind, neben jenen gedankenvollen Großen, wie gute Mütter neben Vätern, und wie oft haben wir eine Mutter unendlich viel nötiger als einen Vater!

Es tut immer wohl, wenn man eine Wahrheit umgedreht hat. Es tut immer wohl, wenn man eine Stunde lang seine Bilder im Innern verkehrt aufgehängt

hat. Die Gedanken kommen leichter, die Einfälle spielen rascher, leichter gleitet unser Kahn durch den Strom der Welt. Wenn ich ein Lehrer wäre und Schule halten müßte, wenn ich Schüler hätte, welche Aufsätze machen müssen und dergleichen, so würde ich die, welche dazu Lust haben, immer je und je eine Stunde beiseite nehmen und ihnen sagen: Kinder, was wir euch lehren, ist sehr gut. Aber probiert es zuweilen, unsere Regeln und Wahrheiten einmal auch umzudrehen, nur zum Probieren, nur zum Spiel! Sogar wenn man irgendein Wort umdreht, Buchstabe für Buchstabe, entsteht oft eine erstaunliche Quelle von Belehrung, Spaß und guten Einfällen.

Es entsteht nämlich aus solchem Spiel die Stimmung, in welcher die Etiketten von den Dingen fallen und sie neu und überraschend zu uns reden. In solchen Stimmungen werden aus dem dünnen Farbenspiel einer alten Fensterscheibe byzantinische Mosaiken und aus Teekesseln Dampfmaschinen. Und genau diese Stimmung, diese Bereitschaft der Seele, die bekannte Welt nicht mehr zu kennen, sondern neu und bedeutungsvoller zu entdecken, genau diese Bereitschaft finden wir bei jenen Dichtern, welche von der Bedeutung des Unbedeutenden sprechen.

Eigensinn

(1919)

Eine Tugend gibt es, die liebe ich sehr, eine einzige. Sie heißt Eigensinn. — Von allen den vielen Tugenden, von denen wir in Büchern lesen und von Lehrern reden hören, kann ich nicht viel halten. Und doch könnte man alle die vielen Tugenden, die der Mensch sich aus irgendeinem ornamentalen Bedürfnis erfunden hat, mit einem einzigen Namen umfassen. Tugend ist: Gehorsam. Die Frage ist nur, wem man gehorche. Nämlich auch der Eigensinn ist Gehorsam. Aber alle andern, so sehr beliebten und belobten Tugenden sind Gehorsam gegen Gesetze, welche von Menschen gegeben sind. Einzig der Eigensinn ist es, der nach diesen Gesetzen nicht fragt. Wer eigensinnig ist, gehorcht einem anderen Gesetz, einem einzigen, unbedingt heiligen, dem Gesetz in sich selbst, dem „Sinn" des „Eigenen".

Es ist sehr schade, daß der Eigensinn so wenig beliebt ist! Genießt er irgendwelche Achtung? O nein, er gilt sogar für ein Laster oder doch für eine bedauerliche Unart. Man nennt ihn bloß da bei seinem vollen, schönen Namen, wo er stört und Haß erregt. (Übrigens: wirkliche Tugenden stören immer und erregen Haß. Siehe Sokrates, Jesus, Giordano Bruno und alle anderen Eigensinnigen.) Wo man einigermaßen den Willen hat, Eigensinn wirklich als Tugend oder doch als hübsche Zierde gelten zu lassen, da schwächt man den rauhen Namen dieser Tugend nach Möglichkeit

ab. „Charakter" oder „Persönlichkeit" — das klingt nicht so herb und beinah lasterhaft wie „Eigensinn". Das tönt schon hoffähiger, auch „Originalität" läßt man sich zur Not gefallen. Letztere freilich nur bei geduldeten Sonderlingen, bei Künstlern und solchen Käuzen. In der Kunst, wo der Eigensinn keinen merklichen Schaden für Kapital und Gesellschaft anrichten kann, läßt man ihn als Originalität sogar sehr gelten, beim Künstler gilt ein gewisser Eigensinn geradezu für wünschenswert; man bezahlt ihn gut. Sonst aber versteht man unter „Charakter" oder „Persönlichkeit" in der heutigen Tagessprache etwas äußerst Verzwicktes, nämlich einen Charakter, der zwar vorhanden ist und gezeigt und dekoriert werden kann, der sich aber bei jedem irgend wichtigen Anlaß sorgfältig unter fremde Gesetze beugt. „Charakter" nennt man einen Mann, der einige eigene Ahnungen und Ansichten hat, aber nicht nach ihnen lebt. Er läßt nur ganz fein so je und je durchblicken, daß er anders denkt, daß er Meinungen hat. In dieser sanften und eitlen Form gilt Charakter auch schon unter Lebenden für Tugend. Hat aber einer eigene Ahnungen und lebt wirklich nach ihnen, so geht er des lobenden Zeugnisses „Charakter" verlustig, und es wird ihm nur „Eigensinn" zuerkannt. Aber nehmen wir doch das Wort einmal wörtlich! Was heißt denn „Eigensinn"? Das, was einen eigenen Sinn hat. Oder nicht?

Einen „eigenen Sinn" nun hat jedes Ding auf Erden, schlechthin jedes. Jeder Stein, jedes Gras, jede

Blume, jeder Strauch, jedes Tier wächst, lebt, tut und fühlt lediglich nach seinem „eigenen Sinn", und darauf beruht es, daß die Welt gut, reich und schön ist. Daß es Blumen und Früchte, daß es Eichen und Birken, daß es Pferde und Hühner, Zinn und Eisen, Gold und Kohle gibt, das alles kommt einzig und allein davon her, daß jedes kleinste Ding im Weltall seinen „Sinn", sein eigenes Gesetz in sich trägt und vollkommen sicher und unbeirrbar seinem Gesetze folgt.

Einzig zwei arme, verfluchte Wesen auf Erden gibt es, denen es nicht vergönnt ist, diesem ewigen Ruf zu folgen und so zu sein, so zu wachsen, zu leben und zu sterben, wie es ihnen der tief eingeborene eigene Sinn befiehlt. Einzig der Mensch und das von ihm gezähmte Haustier sind dazu verurteilt, nicht der Stimme des Lebens und Wachstums zu folgen, sondern irgendwelchen Gesetzen, die von Menschen aufgestellt sind und die immer von Zeit zu Zeit wieder von Menschen gebrochen und geändert werden. Und das ist nun das Sonderbarste: Jene Wenigen, welche die willkürlichen Gesetze mißachteten, um ihren eigenen, natürlichen Gesetzen zu folgen — sie sind zwar meistens verurteilt und gesteinigt worden, nachher aber wurden sie, gerade sie, für immer als Helden und Befreier verehrt. Dieselbe Menschheit, die den Gehorsam gegen ihre willkürlichen Gesetze als höchste Tugend bei den Lebenden preist und fordert, dieselbe Menschheit nimmt in ihr ewiges Pantheon gerade jene auf, die jener Forderung Trotz boten und lieber ihr Leben ließen, als ihrem „eigenen Sinn" untreu wurden.

Das „Tragische", jenes wunderbar hohe, mystisch-heilige Wort, das so voll von Schauern aus einer mythischen Menschheitsjugend her ist und das jeder Berichterstatter täglich so namenlos mißbraucht, das „Tragische" bedeutet ja gar nichts anderes als das Schicksal des Helden, der daran zugrunde geht, daß er entgegen den hergebrachten Gesetzen dem eigenen Sterne folgt. Dadurch, und einzig dadurch, eröffnet sich der Menschheit immer wieder die Erkenntnis vom „eigenen Sinn". Denn der tragische Held, der Eigensinnige, zeigt den Millionen der Gewöhnlichen, der Feiglinge, immer wieder, daß der Ungehorsam gegen Menschensatzung keine rohe Willkür sei, sondern Treue gegen ein viel höheres, heiligeres Gesetz. Anders ausgedrückt: der menschliche Herdensinn fordert von jedermann vor allem Anpassung und Unterordnung — seine höchsten Ehren aber reserviert er keineswegs den Duldsamen, Feigen, Fügsamen, sondern gerade den Eigensinnigen, den Helden.

Wie die Berichterstatter die Sprache mißbrauchen, wenn sie jeden Betriebsunfall in einer Fabrik „tragisch" nennen (was für sie, die Hanswurste, gleichbedeutend ist mit „bedauerlich"), so tut die Mode nicht minder unrecht, wenn sie vom „Heldentod" all der armen, hingeschlachteten Soldaten spricht. Das ist auch so ein Lieblingswort der Sentimentalen, vor allem der Daheimgebliebenen. Die Soldaten, die im Kriege fallen, sind gewiß unsres höchsten Mitgefühls würdig. Sie haben oft Ungeheures geleistet und gelitten, und sie

haben schließlich mit ihrem Leben bezahlt. Aber darum sind sie nicht „Helden", so wenig wie der, der eben noch ein einfacher Soldat war und vom Offizier wie ein Hund angeschrien wurde, durch die tötende Kugel plötzlich zum Helden wird. Die Vorstellung ganzer Massen, ganzer Millionen von „Helden" ist an sich widersinnig.

Der „Held" ist nicht der gehorsame, brave Bürger und Pflichterfüller. Heldisch kann nur der Einzelne sein, der seinen „eigenen Sinn", seinen edlen, natürlichen Eigensinn zu seinem Schicksal gemacht hat. „Schicksal und Gemüt sind Namen Eines Begriffes", hat Novalis gesagt, einer der tiefsten und unbekanntesten deutschen Geister. Aber nur der Held ist es, der den Mut zu seinem Schicksal findet.

Würde die Mehrzahl der Menschen diesen Mut und Eigensinn haben, so sähe die Erde anders aus. Unsere bezahlten Lehrer zwar (dieselben, die uns die Helden und Eigensinnigen früherer Zeiten so sehr zu rühmen wissen) sagen, es würde dann alles drüber und drunter gehen. Beweise haben und brauchen sie nicht. In Wirklichkeit würde unter Menschen, die selbständig ihrem inneren Gesetz und Sinn folgen, das Leben reicher und höher gedeihen. In ihrer Welt würde manches Scheltwort und mancher rasche Backenstreich vielleicht ungesühnt bleiben, welcher heute ehrwürdige staatliche Richter beschäftigen muß. Es würde auch hin und wieder ein Totschlag passieren — kommt das trotz allen Gesetzen und Strafen nicht auch heute vor? Manche furchtbare und unausdenklich traurige, irrsinnige Dinge aber,

die wir mitten in unserer so wohlgeordneten Welt schauerlich gedeihen sehen, wären dann unbekannt und unmöglich. Zum Beispiel Völkerkriege.

Jetzt höre ich die Autoritäten sagen: „Du predigst Revolution."

Wieder ein Irrtum, der nur unter Herdenmenschen möglich ist. Ich predige Eigensinn, nicht Umsturz. Wie sollte ich Revolution wünschen? Revolution ist nichts anderes als Krieg, ist genau wie dieser eine „Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln". Der Mensch aber, der einmal den Mut zu sich selber gefühlt und die Stimme seines eigenen Schicksals gehört hat, ach, dem ist an Politik nicht das mindeste mehr gelegen, sie sei nun monarchisch oder demokratisch, revolutionär oder konservativ! Ihn kümmert anderes. Sein „Eigensinn" ist wie der tiefe, herrliche, gottgewollte Eigensinn jedes Grashalms auf nichts anderes gerichtet als auf sein eigenes Wachstum. „Egoismus", wenn man will. Allein dieser Egoismus ist ein ganz und gar anderer als der verrufene des Geldsammlers oder des Machtgeizigen!

Der Mensch mit jenem „Eigensinn", den ich meine, sucht nicht Geld oder Macht. Er verschmäht diese Dinge nicht etwa, weil er ein Tugendbold und resignierender Altruist wäre — im Gegenteil! Aber Geld und Macht und all die Dinge, um derentwillen Menschen einander quälen und am Ende totschießen, sind dem zu sich selbst gekommenen Menschen, dem Eigensinnigen, wenig wert. Er schätzt eben nur Eines hoch, die geheimnisvolle

Kraft in ihm selbst, die ihn leben heißt und ihm wachsen hilft. Diese Kraft kann durch Geld und dergleichen nicht erhalten, nicht gesteigert, nicht vertieft werden. Denn Geld und Macht sind Erfindungen des Mißtrauens. Wer der Lebenskraft in seinem Innersten mißtraut, wem sie fehlt, der muß sie durch solche Ersatzmittel, wie Geld, kompensieren. Wer das Vertrauen zu sich selber hat, wer nichts anderes mehr wünscht, als sein eigenes Schicksal rein und frei in sich zu erleben und ausschwingen zu lassen, dem sinken jene überschätzten, tausendmal überzahlten Hilfsmittel zu untergeordneten Werkzeugen herab, deren Besitz und Gebrauch angenehm, aber nie entscheidend sein kann.

Oh, wie ich diese Tugend liebe, den Eigensinn! Wenn man sie erst einmal erkannt und etwas davon in sich gefunden hat, dann werden die vielen bestempfohlenen Tugenden allesamt merkwürdig zweifelhaft.

Der Patriotismus ist so eine. Ich habe nichts gegen ihn. Er setzt an Stelle des Einzelnen einen größeren Komplex. Aber so richtig als Tugend geschätzt wird er doch erst, wenn das Schießen losgeht — dieses naive und so lächerlich unzulängliche Mittel, „die Politik fortzusetzen". Der Soldat, der Feinde totschießt, gilt doch eigentlich immer für den größeren Patrioten als der Bauer, der sein Land möglichst gut anbaut. Denn letzterer hat davon selber Vorteil. Und komischerweise gilt in unserer verzwickten Moral stets diejenige Tugend für zweifelhaft, die ihrem Inhaber selber wohltut und nützt!

Warum eigentlich? Weil wir gewohnt sind, Vorteile immer auf Kosten anderer zu erjagen. Weil wir voll Mißtrauen meinen, immer gerade das begehren zu müssen, was ein anderer hat.

Der Wildenhäuptling hat den Glauben, die Lebenskraft der von ihm getöteten Feinde gehe in ihn selber über. Liegt nicht dieser selbe arme Negerglaube jedem Krieg zugrunde, jeder Konkurrenz, jedem Mißtrauen zwischen Menschen? Nein, wir wären glücklicher, wenn wir den braven Bauer mindestens dem Soldaten gleichstellen würden! Wenn wir den Aberglauben aufgeben könnten, daß, was ein Mensch oder ein Volk an Leben und Lebenslust gewinne, müsse unbedingt einem andern weggenommen sein!

Nun höre ich den Lehrer sprechen: „Das klingt ja sehr hübsch, aber bitte betrachten Sie die Sache einmal ganz sachlich vom nationalökonomischen Standpunkt aus! Die Weltproduktion ist —"

Worauf ich erwidere: „Nein, danke. Der nationalökonomische Standpunkt ist durchaus kein sachlicher, er ist eine Brille, durch die man mit sehr verschiedenen Ergebnissen schauen kann. Zum Beispiel vor dem Kriege konnte man nationalökonomisch beweisen, daß ein Weltkrieg unmöglich sei oder doch nicht lange dauern könne. Heute kann man, ebenfalls nationalökonomisch, das Gegenteil beweisen. Nein, lasset uns doch einmal Wirklichkeiten denken, statt dieser Phantasien!"

Es ist nichts mit diesen „Standpunkten", sie mögen heißen, wie sie wollen, und sie mögen von den fettesten

Professoren vertreten werden. Sie sind alle Glatteis. Wir sind weder Rechenmaschinen noch sonstwelche Mechanismen. Wir sind Menschen. Und für den Menschen gibt es nur einen natürlichen Standpunkt, nur einen natürlichen Maßstab. Es ist der des Eigensinnigen. Für ihn gibt es weder Schicksale des Kapitalismus noch des Sozialismus, für ihn gibt es kein England und kein Amerika, für ihn lebt nichts als das stille, unweigerliche Gesetz in der eigenen Brust, dem zu folgen dem Menschen des bequemen Herkommens so unendlich schwer fällt, das dem Eigensinnigen aber Schicksal und Gottheit bedeutet.

Gespräch mit dem Ofen

(1920)

Er stellte sich mir vor, dick, breit, das große Maul voll Feuer. Er hieß Franklin.

„Bist du Benjamin Franklin?" fragte ich.

„Nein, nur Franklin. Francolino. Ich bin ein italienischer Ofen, eine vorzügliche Erfindung. Ich wärme zwar nicht besonders, aber als Erfindung, als Erzeugnis einer hochentwickelten Industrie —"

„Ja, das ist mir bekannt. Alle Öfen mit schönen Namen heizen mäßig, sind aber vorzügliche Erfindungen, manche sind sogar Ruhmestaten der Industrie, wie ich aus Prospekten weiß. Ich liebe sie sehr, sie verdienen Bewunderung. Aber sage, Franklin, wie kommt das, daß ein italienischer Ofen einen

amerikanischen Namen hat? Ist das nicht sonderbar?"

„Nein, das ist eines der geheimen Gesetze, weißt du. Die feigen Völker haben Volkslieder, in denen der Mut verherrlicht wird. Die lieblosen Völker haben Theaterstücke, in denen die Liebe verherrlicht wird. So ist es auch mit uns, mit den Öfen. Ein italienischer Ofen heißt meistens amerikanisch, so wie ein deutscher Ofen meistens griechisch heißt. Sie sind deutsch, und sie wären um nichts besser als ich, aber sie heißen Heureka oder Phönix oder Hektors Abschied. Er weckt große Erinnerungen. So heiße auch ich Franklin. Ich bin ein Ofen, aber ich könnte ebensogut ein Staatsmann sein. Ich habe einen großen Mund, wärme wenig, speie Rauch durch ein Rohr, trage einen guten Namen und wecke große Erinnerungen. So ist das mit mir."

„Gewiß," sagte ich, „ich habe die größte Achtung vor Ihnen. Da Sie ein italienischer Ofen sind, kann man gewiß auch Kastanien in Ihnen braten?"

„Man kann es, gewiß, es steht jedem frei, es zu versuchen. Es ist ein Zeitvertreib, viele lieben das. Manche machen auch Verse oder spielen Schach. Gewiß kann man Kastanien in mir braten. Sie verbrennen zwar und sind dann nicht mehr eßbar, aber der Zeitvertreib ist da. Die Menschen lieben nichts so sehr wie den Zeitvertreib, und ich bin ein Menschenwerk und soll den Menschen dienen. Wir tun eben unsre Pflicht, unsre einfache Pflicht, wir Denkmäler, nicht mehr und nicht weniger."

„Denkmäler, sagen Sie? Betrachten Sie sich als ein Denkmal?"

„Wir alle sind Denkmäler. Wir Erzeugnisse der Industrie sind alle Denkmäler einer menschlichen Eigenschaft oder Tugend, einer Eigenschaft, welche in der Natur selten ist und in höherer Ausbildung nur bei den Menschen gefunden wird."

„Welche Eigenschaft meinen Sie denn da, Herr Franklin?"

„Den Sinn für das Unzweckmäßige. Ich bin, neben vielen meinesgleichen, ein Denkmal dieses Sinnes. Ich heiße Franklin, ich bin ein Ofen, ich habe einen großen Mund, der das Holz frißt, und ein großes Rohr, durch das die Wärme den raschesten Weg ins Freie findet. Ich habe auch, was ebenso wichtig ist, Ornamente, Löwen und andere, und ich habe einige Klappen, die man öffnen und schließen kann, was viel Genuß gewährt. Auch dies dient dem Zeitvertreib, ähnlich wie die Klappen an einer Flöte, die der Spieler nach Belieben öffnen und schließen kann. Es gibt ihm die Illusion, er tue etwas Sinnvolles, und am Ende tut er das ja auch."

„Sie entzücken mich, Franklin. Sie sind der klügste Ofen, den ich je gesehen habe. Aber wie ist das nun: sind Sie nun eigentlich ein Ofen oder ein Denkmal?"

„Wieviel Sie fragen! Sie wissen doch, der Mensch ist das einzige Wesen, das den Dingen einen Sinn beilegt. So ist der Mensch nun einmal, ich stehe in seinem Dienst, ich bin sein Werk, ich begnüge mich damit,

Tatsachen festzustellen. Der Mensch ist Idealist, er ist Denker. Für das Tier ist die Eiche eine Eiche, der Berg ein Berg, der Wind ein Wind und kein himmlisches Kind. Für den Menschen aber ist alles göttlich, alles sinnvoll, alles Symbol. Alles bedeutet noch etwas ganz anderes, als was es ist. Das Sein und das Scheinen stehen im Streit. Die Sache ist eine alte Erfindung, sie geht, glaube ich, auf Plato zurück. Ein Totschlag ist eine Heldentat, eine Seuche ist Gottes Finger, ein Krieg ist Verherrlichung Gottes, ein Magenkrebs ist Evolution. Wie sollte da ein Ofen nur ein Ofen sein können? Nein, er ist Symbol, er ist Denkmal, er ist Verkünder. Er scheint wohl ein Ofen zu sei, er ist es sogar in gewissem Sinne, aber geheimnisvoll lächelt Ihnen aus seinem einfachen Gesicht die uralte Sphynx entgegen. Auch er ist Träger einer Idee, auch er ist eine Stimme des Göttlichen. Darum liebt man ihn, darum zollt man ihm Achtung. Darum heizt er wenig und nur nebenbei. Darum heißt er Franklin."

Brief an einen jungen Deutschen
(1919)

Sie schreiben mir, daß Sie verzweifelt sind und nicht wissen, was tun, nicht wissen, was glauben, nicht wissen, was hoffen. Sie wissen nicht, ob es einen Gott gibt oder keinen. Sie wissen nicht, ob das Leben irgendeinen Sinn hat oder nicht, ob das Vaterland einen Sinn hat oder nicht, ob es besser ist, sich um geistige Güter zu

mühen oder einfach sich den Bauch zu füllen, da doch alles so übel aussieht in der Welt.

Ich finde die Verfassung, in der Ihre Seele sich zeigt, durchaus die richtige. Daß Sie nicht wissen, ob es einen Gott gibt, und daß Sie nicht wissen, ob es Gut und Böse gibt, ist viel besser, als wenn Sie das genau wüßten. Vor fünf Jahren, wenn Sie sich erinnern können, wußten Sie vermutlich ziemlich genau, daß es einen Gott gebe, und wußten namentlich ganz genau, was gut und was böse sei, und Sie taten natürlich das, was das Gute schien, und zogen in den Krieg. Und seither haben Sie, fünf Jahre lang, in den besten Jahren Ihrer Jugend, immerzu jenes Gute getan, haben geschossen, gestürmt, sind auf der faulen Haut gelegen, haben Kameraden beerdigt, haben Kameraden verbunden, und so ganz allmählich ist das Gute zweifelhaft geworden, und es war zu Zeiten gar nimmer klar, ob dies herrliche Gute, was Sie taten, nicht im Grunde böse oder doch dumm und ein großer Unsinn sei.

Das war es auch. Das Gute, das Sie damals so genau kannten, war offenbar nicht das richtige Gute, nicht das unzerstörbare, zeitlose Gute; und der Gott, um den Sie damals wußten, war offenbar nicht der richtige. Er war vermutlich der Nationalgott unserer Konsistorialräte und Kriegsdichter, jener Gott, der sich ehrwürdig auf Kanonen stützt und dessen Lieblingsfarben Schwarzweißrot sind. Es war ein Gott, gewiß, ein mächtiger, ein riesiger Gott, größer als je ein Jehova war, und es wurden ihm Hunderttausende von

blutigen Schlachtopfern gebracht, ihm zu Ehren wurden hunderttausend Bäuche aufgerissen und hunderttausend Lungen zerfetzt, er war blutrünstiger und brutaler als je ein Popanz und Götze, und während der blutigen Opfer sangen die Priester daheim, unsere Theologen, ihm ihre honorierten Loblieder. Der Rest von Religion, den wir in unsern verarmten Seelen und unsern so sehr verarmten und entseelten Kirchen besaßen, ging vollends dahin. Hat schon jemand es bedacht und sich darüber gewundert, wie unsere Theologen in diesen vier Kriegsjahren ihre eigene Religion, ihr eigenes Christentum zu Grab getragen haben? Sie dienten der Liebe und predigten den Haß, sie dienten der Menschheit und verwechselten die Menschheit mit der Behörde, von der sie ihr Gehalt beziehen. Sie haben (nicht alle natürlich, aber ihre Wortführer) mit Schlauheit und mit vielen Worten nachgewiesen, daß Krieg und Christentum sich herrlich vertragen, daß man ein edler Christ sein und doch vortrefflich schießen und stechen kann. Das kann man aber nicht, und wenn unsere Landeskirchen nicht Landeskirchen im Dienst von Thron und Heer gewesen wären, sondern Kirchen Gottes, so hätten wir an ihnen im Kriege das gehabt, was uns so bitter fehlte: eine Zuflucht für die Menschlichkeit, ein Heiligtum für die verwaiste Seele, eine ständige Mahnung zu Mäßigung, Weisheit, Menschenliebe, Gottesdienst.

Verstehen Sie mich, bitte, nicht falsch! Glauben Sie nicht, daß ich irgendeinem Menschen Vorwürfe machen

wolle! Ich möchte nur aufzeigen, nicht anklagen. Man ist das bei uns nicht gewohnt, man ist nur an Schreien, Anklagen, Hassen gewöhnt. Die Menschen unserer Zeit, wir Deutsche so wie alle haben die fatale Kunst gelernt, immer die Schuld bei anderen zu suchen, wenn es uns schlecht geht. Dagegen allein trete ich auf, dagegen allein mache ich Vorwürfe. Daß unser Glaube so schwach war, daß unser landesherrlich geschützter Gott so brutal war, daß wir Krieg und Frieden, Gut und Böse so schlecht unterscheiden konnten, darin sind wir alle gleich schuldig, gleich unschuldig. Sie und ich, der Kaiser und der Pfarrer, wir alle haben mitgetan und haben einander nichts vorzuwerfen.

Wenn Sie sich jetzt besinnen, wo ein Trost und ein neuer, besserer Gott und Glaube zu finden sein könnte, so wird Ihnen, in Ihrer heutigen Vereinsamung und Verzweiflung, ohne weiteres klar, daß die Erleuchtung nicht wieder von außen kommen darf, nicht wieder aus offiziellen, aus ehrwürdigen Quellen, aus Bibeln, von Kanzeln, von Thronen. Sie darf auch nicht von mir kommen. Sie kann nur in Ihnen selbst zu finden sein. Dort ist sie, dort wohnt der Gott, der höher und zeitloser ist als der Patriotengott von 1914. Die Weisen aller Zeiten haben ihn stets verkündigt, aber er kommt zu uns nicht aus Büchern, er wohnt in uns selbst und muß das Auge in unserem eigenen Innern auftun, sonst ist alles Wissen um ihn wertlos. Er ist auch in Ihnen, dieser Gott. Er ist gerade in Ihnen, gerade in Euch Zerschlagenen, Verzweifelten. Es sind nicht die

Geringen, die an der Not der Zeit krank werden. Es sind nicht die Schlechten, die mit den Göttern und Götzen von vorgestern nicht mehr zufrieden sind.

Aber wohin Sie auch noch zu entrinnen suchen werden, es wird Ihnen der Prophet und Lehrer nicht begegnen, der Ihnen die Mühe des Suchens und der Einkehr in sich selber abnimmt. Das ganze deutsche Volk ist heut in Ihrer Lage, wir alle mit. Unsere Welt ist zusammengebrochen, unser Stolz geknickt, unser Geld dahin, unsere Freunde tot. Nun suchen wir, fast alle von uns, nach der alten schlechten Methode weiter, wir suchen den schlechten Kerl, der an dem allem schuld war. Wir nennen ihn Amerika, wir nennen ihn Clemenceau, wir nennen ihn Kaiser Wilhelm oder wie immer sonst, und laufen mit all diesen Anklagen im Kreis herum und kommen an kein Ziel. Es genügt aber, nur eine einzige Stunde lang diese kindliche und wenig intelligente Schuldfrage auszuschalten und statt ihrer die Frage zu setzen: „Wie steht es mit mir selber? Wieweit bin ich mitschuldig? Wo war auch ich zu laut, auch ich zu frech, auch ich zu leichtgläubig, auch ich zu ruhmredig? Wo ist der Punkt in mir, auf den die schlechte Presse, auf den der entartete Glaube an den nationalen Jehova, auf den alle diese so rasch zusammengebrochenen Irrtümer sich stützen konnten?"

Die Stunde, in der man sich so fragt, ist nicht angenehm. Man sieht sich schwach und schlecht, man wird klein, man wird demütig. Aber man wird nicht zerschmettert. Man sieht nämlich: Schuld gibt es nicht.

Es gibt weder den bösen Kaiser noch den bösen Clemenceau, es haben weder die siegenden demokratischen Völker noch die besiegten Barbaren recht. Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht sind Vereinfachungen, sind Kinderbegriffe, und unser erster Schritt ins Heiligtum eines neuen Gottes ist der, daß wir dies erkennen. Wir werden dadurch nicht lernen, künftig Kriege zu verhindern, noch wieder reich zu werden. Wir lernen nur eines: die wichtigen Fragen unseres Lebens, alle unsere „Schuldfragen", alle unsere Gewissensfragen, nicht mehr zu einem alten Jehova, nicht mehr zu einem Feldwebel, nicht mehr zu einer Zeitungsredaktion zu bringen, die sie entscheiden sollen, sondern dies in der eigenen Brust zu tun. Wir müssen uns entschließen, aus Kindern Männer zu werden. Spätere Menschen werden vielleicht den Verlust unserer Flotte, unserer Maschinen, unseres Geldes so deuten, daß einem Kinde all sein hübsches Spielzeug weggenommen wurde und daß das Kind dann, nachdem es genug geweint und genug geschimpft hatte, still und ein Mann wurde. Diesen Weg müssen wir gehen, es gibt keinen andern. Und den ersten Schritt dieses Weges tut jeder von uns einzig bei sich allein, im eigenen Herzen.

Lesen Sie, da Sie Nietzsche lieben, nochmals die letzten Seiten jener unzeitgemäßen Betrachtung nach, die vom Nutzen und Nachteil der Historie handelt! Lesen Sie, Wort für Wort, noch einmal jene Worte über die Jugend, welche das Los trifft, einer zusammenbrechenden Scheinkultur den Hals abzudrehen und neu

anzufangen! Wie hart, wie bitter ist das Los einer solchen Jugend, und wie groß ist es, wie heilig! Diese Jugend sind Sie, seid Ihr, Ihr Jungen von heute, im heutigen geschlagenen Deutschland. Auf Euren Schultern liegt diese Last, auf Euren Herzen diese Aufgabe.

Aber bleiben Sie nicht bei Nietzsche stehen, und nicht bei irgendeinem Propheten und Ratgeber. Unser Amt ist nicht, Sie zu belehren, Ihnen Mühe zu sparen, Ihnen Wege zu zeigen. Unser Amt ist es nur, Sie daran zu erinnern, daß es einen Gott gibt, einen einzigen, und daß dieser Gott in Ihrem Herzen wohnt und Sie ihn dort suchen und dort mit ihm reden müssen.

Vom Bücherlesen

(1920)

Es ist ein eingebornes Bedürfnis unseres Geistes, Typen aufzustellen und die Menschheit nach ihnen einzuteilen. Von den „Charakteren" des Theophrast und den vier Temperamenten unserer Großväter bis in die modernste Psychologie hinein ist das Bedürfnis nach Typenordnungen zu spüren. Und auch unbewußt teilt jeder Mensch die Menschen seiner Umgebung in Typen ein, nach Ähnlichkeiten mit Charakteren, die in seiner Kindheit ihm wichtig geworden sind. So fördernd und aufschlußreich nun solche Einteilungen sind, einerlei ob sie von rein persönlicher Erfahrung ausgehen oder nach wissenschaftlicher Typenbildung streben — zu Zeiten ist es recht gut und fruchtbar, den Querschnitt durch

das Reich der Erfahrung auch einmal anders zu legen und festzustellen, daß jeder Mensch Züge von jedem Typus an sich trägt, und daß die diversen Charaktere und Temperamente sich, als einander ablösende Zustände, auch innerhalb einer einzelnen Persönlichkeit finden lassen.

Wenn ich im folgenden drei Typen, oder besser Stufen von Bücherlesern aufstelle, so meine ich denn auch damit nicht, daß die Leserwelt sich in diese drei Ordnungen teile so, daß der eine dieser, der andere jener Gattung angehörte. Sondern jeder von uns gehört zeitweise zu dieser, zeitweise zu jener Gruppe.

Da ist zuerst der naive Leser. Jeder von uns liest zu Zeiten naiv. Dieser Leser nimmt ein Buch zu sich wie der Essende eine Speise, er ist lediglich Nehmender, er ißt und saugt sich voll, sei es als Knabe am Indianerbuch, als Dienstmagd am Gräfinnenroman oder als Student an Schopenhauer. Dieser Leser verhält sich zum Buche nicht wie Person zu Person, sondern wie das Pferd zur Krippe, oder auch wie das Pferd zum Kutscher: das Buch führt, der Leser folgt. Das Stoffliche wird objektiv genommen, wird als Wirklichkeit anerkannt. Aber nicht nur das Stoffliche! Es gibt auch sehr gebildete, ja raffinierte Leser, namentlich von schöner Literatur, welche durchaus zur Klasse der Naiven gehören. Diese bleiben zwar am Stofflichen nicht hängen, sie schätzen einen Roman zum Beispiel nicht nach den darin vorkommenden Todesfällen oder Heiraten ein, aber sie nehmen den Dichter selbst,

sie nehmen das Ästhetische am Buche völlig objektiv, sie genießen die Schwingungen des Dichters mit, sie fühlen sich in seine Stellungnahme zur Welt vollkommen ein und übernehmen restlos die Deutungen, welche der Dichter selbst seinen Erfindungen gibt. Was den schlichten Seelen Stoff, Milieu und Handlung ist, das ist diesen kultivierten Lesern die Kunst, die Sprache, die Bildung des Dichters, seine Geistigkeit — die nehmen sie als etwas Objektives, als letzten und höchsten Wert einer Dichtung hin, ebenso wie der junge Leser Karl Mays die Taten Old Shatterhands als tatsächliche Werte, als Wirklichkeit hinnimmt.

Dieser naive Leser ist, in seinem Verhältnis zur Lektüre, überhaupt nicht Person, nicht er selbst. Er wertet die Geschehnisse eines Romans nach ihrer Spannung, ihrer Gefährlichkeit, ihrer Erotik, ihrem Glanz oder Elend, oder er wertet statt dessen den Dichter, indem er dessen Leistung an Maßstäben einer Ästhetik mißt, die letzten Endes immer eine Konvention bleibt. Dieser Leser nimmt ohne weiteres an, ein Buch sei dazu und einzig dazu da, getreu und aufmerksam gelesen und in seinem Inhalt oder seiner Form gewürdigt zu werden. So wie ein Brot zum Essen und ein Bett zum Schlafen da ist.

Man kann aber zu allen Dingen der Welt, und so auch zum Buch, auch eine völlig andere Stellung einnehmen. Sobald der Mensch seiner Natur folgt und nicht seiner Bildung, so wird er Kind und beginnt mit den Dingen zu spielen, das Brot wird ein Berg, in den

man Tunnel bohrt, und das Bett zur Höhle, zum Garten, zum Schneefeld. Etwas von dieser Kindlichkeit und diesem Spielgenie zeigt der zweite Typ von Leser. Dieser Leser schätzt weder Stoff noch Form eines Buches als seine einzigen und wichtigsten Werte. Dieser Leser weiß, wie die Kinder es wissen, daß jedes Ding zehn und hundert Bedeutungen im Sinne haben kann. Dieser Leser kann zum Beispiel einem Dichter oder Philosophen zuschauen, wie er sich Mühe gibt, seine Deutung und Bewertung der Dinge sich selber und den Lesern einzureden, und kann dazu lächeln und in der scheinbaren Willkür und Freiheit des Dichters lediglich Zwang und Passivität sehen. Dieser Leser ist schon so weit, daß er weiß, was den Literaturprofessoren und Literaturkritikern meistens völlig unbekannt ist: daß es solche Dinge wie freie Wahl des Stoffes und der Form gar nicht gibt. Wo der Literaturhistoriker sagt: Schiller wählte Anno so und so diesen Stoff und entschloß sich, ihn in fünffüßigen Jamben zu bearbeiten — da weiß dieser Leser, daß weder der Stoff noch die Jamben dem Dichter zu freier Wahl offenstanden, und sein Vergnügen besteht darin, daß er nicht den Stoff in den Händen seines Dichters sieht, sondern den Dichter im Zwang seines Stoffes. Für diesen Standpunkt fallen die sogenannten ästhetischen Werte fast ganz dahin, und es können gerade die Entgleisungen und Unsicherheiten den allergrößten Reiz und Wert haben. Denn dieser Leser folgt dem Dichter nicht wie ein Pferd dem Kutscher, sondern wie der Jäger seiner Fährte, und ein

plötzlich gefundener Blick in das Jenseits der scheinbaren Dichterfreiheit hinein, in des Dichters Zwang und Passivität, kann ihn mehr entzücken als alle Reize einer guten Technik und einer kultivierten Sprachkunst.

Auf diesem Wege noch eine letzte Stufe weiter finden wir den dritten und letzten Typus des Lesers. Nochmals sei betont, daß keiner von uns einem dieser Typen dauernd anzugehören braucht, daß jeder von uns heute der zweiten, morgen der dritten, übermorgen wieder der ersten Stufe angehören kann. Nun also die dritte und letzte Stufe. Sie ist anscheinend die genaue Umkehrung dessen, was man üblicherweise einen „guten Leser" nennt. Dieser dritte Leser ist so sehr Persönlichkeit, ist so sehr er selbst, daß er seiner Lektüre völlig frei gegenübersteht. Er will weder sich bilden noch sich unterhalten, er benutzt ein Buch nicht anders als jeden Gegenstand der Welt, es ist ihm lediglich Ausgangspunkt und Anregung. Es ist ihm im Grunde einerlei, was er liest. Er liest einen Philosophen nicht, um ihm zu glauben, um seine Lehre anzunehmen, auch nicht, um sie zu befeinden oder zu kritisieren, er liest einen Dichter nicht, um sich die Welt von ihm deuten zu lassen. Er deutet selber. Er ist, wenn man so will, völlig Kind. Er spielt mit allem — und von einem gewissen Standpunkt aus ist nichts fruchtbarer und ergiebiger, als mit allem zu spielen. Findet dieser Leser in einem Buch eine schöne Sentenz, eine Weisheit, eine Wahrheit ausgesprochen, so dreht er sie probeweise erst einmal um. Er weiß längst, daß von jeder Wahrheit auch das Gegenteil

wahr ist. Er weiß längst, daß jeder geistige Standpunkt ein Pol ist, zu dem es einen gleich guten Gegenpol gibt. Er ist insofern Kind, als er das assoziative Denken hochschätzt, nur kennt er auch das andere. Und so kann dieser Leser, oder vielmehr, so kann jeder von uns, in der Stunde, in der er diese Stufe einnimmt, lesen, was irgend er will, einen Roman, eine Grammatik, einen Fahrplan, Schriftproben einer Druckerei. In der Stunde, wo unsere Phantasie und Assoziationsfähigkeit auf voller Höhe ist, lesen wir ja überhaupt nicht mehr, was vor uns auf dem Papier steht, sondern schwimmen im Strom der Anregungen und Einfälle, die uns aus dem Gelesenen zukommen. Sie können aus dem Text kommen, sie können sogar nur aus den Schriftbildern entstehen. Das Inserat einer Zeitung kann zur Offenbarung werden. Es kann der beglückendste, der bejahendste Gedanke entstehen aus einem völlig gleichgültigen Wort, das man umdreht, mit dessen Buchstaben man spielt wie mit einem Mosaikspiel. Man kann das Märchen vom Rotkäppchen in diesem Zustande lesen als eine Kosmogonie oder Philosophie, oder als eine blühend erotische Dichtung. Man kann auch das „Colorado maduro" auf einer Zigarrenkiste lesen, mit den Worten, Buchstaben und Anklängen spielen und dabei innerlich einen Gang durch alle hundert Reiche des Wissens, der Erinnerung und des Denkens tun.

Aber, wirft man mir nun ein — ist das noch Lesen? Ist der Mensch, der eine Seite Goethe, unbekümmert

um Goethes Absichten und Meinungen, liest wie ein Inserat oder wie ein zufälliges Durcheinander von Buchstaben, überhaupt noch ein Leser? Ist nicht die Stufe des Lesers, die du als die dritte und letzte nennst, die niedrigste, kindlichste, barbarischste? Wo bleibt für einen solchen Leser die Musik Hölderlins, die Leidenschaft Lenaus, der Wille Stendhals, die Weite Shakespeares?! Der Einwand ist richtig. Der Leser der dritten Stufe ist kein Leser mehr. Der Mensch, der ihr dauernd angehörte, würde bald überhaupt nichts mehr lesen, denn das Muster eines Teppichs oder die Ordnung der Steine in einem Gemäuer wäre ihm genau so viel wert wie die schönste Seite voll bestgeordneter Buchstaben. Das einzige Buch für ihn wäre ein Blatt mit den Buchstaben des Alphabets.

So ist es: der Leser der letzten Stufe ist überhaupt kein Leser mehr. Er pfeift auf Goethe. Er braucht Shakespeare nicht. Der Leser der letzten Stufe liest überhaupt nicht mehr. Wozu Bücher? Hat er nicht die gesamte Welt in sich selber?

Wer dauernd auf dieser Stufe stünde, würde nichts mehr lesen. Aber niemand steht dauernd auf dieser Stufe. Wer indessen diese Stufe überhaupt nicht kennt, der ist dennoch ein schlechter, ein unreifer Leser. Er weiß ja nicht, daß alle Dichtung und alle Philosophie der Welt auch in ihm selbst liegt, daß auch der größte Dichter aus keiner andern Quelle schöpfte als aus der, die jeder von uns im eigenen Wesen hat. Sei auch nur einmal im Leben eine Stunde, einen Tag lang auf der

dritten Stufe, auf der des Nichtmehrlesens, so wirst du nachher (die Rückkehr ist so leicht!) ein desto besserer Leser, ein desto besserer Hörer und Deuter alles Geschriebenen sein. Sei nur ein einzigesmal auf der Stufe gestanden, wo der Stein am Wege dir ebensoviel bedeutet wie Goethe und wie Tolstoi, so wirst du nachher aus Goethe, Tolstoi und allen Dichtern unendlich mehr Wert, mehr Saft und Honig, mehr Bejahung des Lebens und deiner selbst ziehen als jemals vorher. Denn die Werke Goethes sind nicht Goethe, und die Bände Dostojewskis sind nicht Dostojewski, sie sind nur sein Versuch, sein zweifelhafter und nie zum Ziel gebrachter Versuch, die vielstimmige, vieldeutige Welt, deren Mittelpunkt er war, zu bannen.

Versuche ein einziges Mal, eine kleine Gedankenreihe, wie sie dir im Spazierengehen kommt, festzuhalten. Oder, scheinbar leichter, einen einfachen Traum, den du in der Nacht gehabt hast! Du hast geträumt, ein Mann bedrohe dich erst mit einem Stock, verleihe dir dann aber einen Orden. Aber wer war der Mann? Du besinnst dich, du findest an ihm Züge deines Freundes, deines Vaters, aber etwas an ihm ist auch anders, ist weiblich, er hatte, nicht zu sagen wie, etwas an sich, was dich an eine Schwester, an eine Geliebte erinnert. Und sein Stock, mit dem er dich bedrohte, hatte eine Krücke, die erinnert dich an den Stock, mit dem du einst deine erste Fußwanderung als Schüler gemacht hast, und da brechen hunderttausend Erinnerungen ein, und wenn du den Inhalt des einfachen Traumes

festhalten und aufschreiben willst, sei es auch nur stenographisch und in Stichworten, so kannst du, ehe du nur bis zum Orden kommst, schon ein Buch voll geschrieben haben oder zwei oder zehn. Denn der Traum ist das Loch, durch das du in den Inhalt deiner Seele siehst, und dieser Inhalt ist die Welt, nicht mehr und nicht minder als die Welt, die ganze Welt von deiner Geburt bis heute, von Homer bis Heinrich Mann, von Japan bis Gibraltar, vom Sirius bis zur Erde, vom Rotkäppchen bis zu Bergson. — Und so wie dein Versuch, deinen Traum aufzuschreiben, sich zur Welt verhält, die dein Traum umfaßt, so verhält sich das Werk des Autors zu dem, was er sagen wollte.

Am zweiten Teil von Goethes „Faust" haben Gelehrte und Liebhaber nun fast hundert Jahre herumgedeutet, und die schönsten und dümmsten, die tiefsten und banalsten Deutungen dafür gefunden. Aber in jedem Dichterwerk ist, wenn auch verhüllter, heimlich unter der Oberfläche diese namenlose Vieldeutigkeit vorhanden, diese „Überdeterminiertheit der Symbole", wie die neuere Psychologie sagt. Ohne sie, sei es auch nur ein einziges Mal, in ihrer unendlichen Fülle und Unausdeutbarkeit erkannt zu haben, stehst du jedem Dichter und Denker beschränkt gegenüber, nimmst für das Ganze, was ein kleiner Teil ist, glaubst an Deutungen, die kaum der Oberfläche gerecht werden.

Die Wandlungen des Lesers zwischen den drei Stufen sind, wie sich von selbst versteht, jedem Menschen auf jedem Gebiete möglich. Dieselben drei Stufen mit

tausend Zwischenstufen kannst du einnehmen der Baukunst, der Malerei, der Zoologie, der Historie gegenüber. Überall wird die dritte Stufe, auf der du am meisten du selbst bist, deine Leserschaft aufheben, die Dichtung auflösen, die Kunst auflösen, die Weltgeschichte auflösen. Und doch wirst du, ohne diese Stufe ahnungsweise zu kennen, alle Bücher, alle Wissenschaften und Künste immer nur lesen wie ein Schüler eine Grammatik liest.

Vorrede eines Dichters zu seinen ausgewählten Werken

(1921)

Ein Dichter unserer Zeit, einer unserer beliebten Erzähler wurde eingeladen, eine Auswahl seiner Werke vorzubereiten und sich in einer Vorrede über die Gesichtspunkte zu äußern, nach welchen die Auswahl zustande gekommen sei. Nach einigen Wochen sandte er seinem Verleger folgende

Vorrede.

Die Aufforderung, eine volkstümliche Auswahl aus meinen Schriften zu veranstalten, hat mich zu verschiedenen Arbeiten und Erwägungen genötigt, vor allem aber zu dieser: meine sämtlichen Schriften daraufhin zu prüfen, ob die eine oder andere sich durch besondere Vorzüge dazu empfehle, in eine solche auszeichnende Auswahl eingereiht zu werden.

Es müßten die Werke, aus welchen die geplante Auswahl bestehen soll, zunächst überhaupt innerhalb ihrer Gattung einen gewissen anständigen Rang, des weiteren innerhalb meiner eigenen Werke eine besondere Stellung einnehmen, sei es nun, daß sie meine spezielle Wesensart reiner als andere zum Ausdruck bringen, sei es, daß sie in Form und Haltung sich als besonders geglückt, erfreulich und wohlproportioniert erweisen. Dies mußten die Gesichtspunkte für eine gewissenhafte Auswahl sein.

Daneben freilich schien sich noch ein bequemer Ausweg anzubieten: ich konnte des Volkes Stimme als Gottes Stimme anerkennen und einfach diejenigen Werke auswählen, welche schon eine Bevorzugung durch die Leserschaft erfahren hatten. Dann waren einfach diejenigen Bücher von mir die besten, welche von der Kritik am freundlichsten aufgenommen wurden und von welchen die größte Auflagenzahl verkauft war. Wenn es jedoch mit dieser Stimme Gottes wirklich seine Richtigkeit hatte, dann war ich, zahlenmäßig beweisbar, ein weit bedeutenderer Dichter als manche unserer größten, von mir in Demut verehrten Meister, und wieder war ich klein und schäbig neben dem Auflagenglanz gewisser Zeitgenossen, mit welchen verwechselt oder nur verglichen zu werden mir widriger gewesen wäre als unter die Mörder zu fallen. Der genannte Ausweg erwies sich also leider schon nach kürzester Prüfung als verboten, und die peinliche Arbeit blieb an mir hängen. Ich mußte das Unmögliche

wenigstens versuchen und anstreben: über den öffentlichen Wert oder Unwert meiner dichterischen Versuche in mir selbst einen Gerichtshof zu setzen und ein Urteil zu suchen.

Zwei Einstellungen waren möglich: entweder meine Erzählungen mit denen anderer, bewährter Dichter zu vergleichen, oder — scheinbar einfacher — in strenger Auswahl diejenigen Werke zu bezeichnen, welche mich selbst, meine Art, meine jeweiligen Weltanschauungen, meine dichterische Begabung oder Sendung am besten dartaten und am deutlichsten rechtfertigten. Beide Wege mußten versuchsweise beschritten werden, ehe einer gewählt werden konnte.

Ich begann denn, versuchsweise, den ersten Weg zu gehen, indem ich die Werke bewährter Erzähler zum Maßstab für mein Urteil nahm. Von den Romandichtern des ersten, höchsten Ranges sah ich — unnütz es zu sagen! — ab, es konnte mir auch in der ehrgeizigsten Stunde nicht einfallen, mich mit Cervantes, Sterne, mit Dostojewski, Swift oder Balzac zu vergleichen. Aber, so dachte ich, ein bescheidener, respektvoller Vergleich mit andern, mit verehrten Meistern des nächsten, noch immer sehr hohen Ranges müßte doch möglich sein — überragten sie mich auch hundertmal, so mußte doch, schien mir, zu ihnen irgendein Verhältnis des Nachstrebenden festzustellen sein. Und ich dachte nun an verehrte und geliebte Erzähler wie etwa Dickens, Turgenjew, Keller. Indessen fand ich auch hier keinen Anschluß. Abgesehen davon, daß auch diese Meister

allzu hoch über mir standen — es war noch etwas anderes da, was das Finden eines Urteils, oder doch eines Wertmessers, unmöglich machte.

So oft ich nämlich den Versuch machte, irgendein Buch von mir mit einem jener verehrten Werke Größerer in Vergleich zu setzen, fühlte ich, daß meine Dichtungen mit jenen gar nichts zu tun hätten. Ich sah, daß ich da versuchte, inkommensurable Größen in Beziehung zueinander zu bringen. Es fehlte ein gemeinsamer Maßstab, es fehlte ein gemeinsamer Nenner. Und von da aus hatte ich sehr bald meine Wahrheit gefunden, eine für mich allerdings tief beschämende Wahrheit.

Scheinbar nämlich waren meine Romane jenen Werken früherer Dichter vergleichbar. Was sie gemeinsam hatten, war die Titelblatt-Bezeichnung „Roman" oder „Erzählung". In Wirklichkeit aber waren — so sah ich mit tiefer Erkältung nun plötzlich überdeutlich — in Wirklichkeit waren meine Romane keine Romane, meine Novellen keine Novellen. Ich war gar kein Erzähler, ganz und gar keiner. Und daß ich dennoch unleugbar Dinge gedichtet hatte, die ganz wie Erzählungen aussahen, dies war meine eigenste Schuld und Schwäche. Ich hatte jene herrlichen Meister der Erzählung von Kind auf geliebt und viel gelesen, und daraus war eine Nachahmerschaft entstanden, deren ich anfänglich gar nicht, später nur undeutlich bewußt gewesen bin. Vollkommen ihrer bewußt war ich erst jetzt eben geworden.

Gewiß, ich stand mit meiner Dilettanterei und Nachahmung nicht allein. Die neuere deutsche Dichtung, seit hundert Jahren, ist voll von Romanen, welche keine sind, und von Dichtern, welche so tun, als seien sie Erzähler, es aber nicht sind. Unter ihnen sind große, herrliche Dichter, deren scheinbare Novellen ich trotz allem glühend liebe, ich brauche nur Eichendorff zu nennen. Diesen Dichtern stand ich nahe, wenn auch nur, was meine Schwäche betraf. Die Erzählung als verkleidete Lyrik, der Roman als erborgte Etikette für die Versuche poetischer Naturen, ihr Ich- und Weltgefühl auszudrücken, das war eine spezifisch deutsche und romantische Angelegenheit, hier wußte ich mich ohne weiteres verwandt und mitschuldig. Und dazu kam noch ein Weiteres. Dichter wie Eichendorff und viele andere hätten es ja, so scheint es, nicht nötig gehabt, unter der falschen Flagge des Romans Lyrik in die Welt zu schmuggeln; sie konnten vorzügliche, unverkleidete, echte Lyrik machen und haben dies ja, Gott sei Dank, getan. Aber Lyrik ist nicht bloß Versbauen, Lyrik ist vor allem auch Musikmachen. Und daß die deutsche Prosa ein höchst wunderbares, verlockendes Instrument zum Musizieren sei, das wußten viele Dichter und haben diesem erlesenen Genuß schwelgerisch gehuldigt. Wenige aber, überaus wenige, waren stark oder sensibel genug, sich der Vorteile zu begeben, die ihnen aus der leihweisen Benutzung der Erzählungsform erwuchsen (und zu diesen Vorteilen gehörte auch der des größeren Publikums) und ihre Prosamusik auf so

stolze Art in die Welt zu stellen wie Hölderlin seinen Hyperion und Nietzsche seinen Zarathustra. — Und so hatte also auch ich, ohne es recht zu wissen, als betrogner Betrüger die Rolle des Erzählers gespielt. Und daß ich dabei in sehr zahlreicher, zum Teil sogar guter Gesellschaft war, entschuldigte mich nicht. Von meinen Erzählungen, darüber war kein Zweifel mehr, war keine einzige als Kunstwerk rein genug, um noch erwähnt zu werden. Pack ein, Junge, und geh nach Hause! Von diesem Gesichtspunkte aus war der Gedanke jener Auswahl aus meinen Schriften gerichtet und verworfen.

Gedemütigt durch diese Einsicht, beschritt ich den zweiten Weg. Mochten meine Bücher als Kunstwerke unrein, in ihrem Versuch einer Verquickung unvereinbarer Gattungen barbarisch und von Anfang an mißglückt sein, so behielten sie doch ihren subjektiven, zeitlichen Wert als Ausdrucksversuche einer Seele, die in dieser unserer Zeit fühlte, litt und suchte. Für die „Auswahl" meiner Schriften kam es also einzig darauf an: welche dieser Schriften sind die echtesten, unverlogensten, in welchen kommt mein Fühlen am entschiedensten zum Ausdruck, in welchen ist der Nachahmung, der unechten Form das Wenigste an Wahrheit und Ausdruck zum Opfer gefallen?

Ich begann von neuem, und die Wochen gingen hin, während ich, oft verwundert und überrascht, oft beschämt und stöhnend, meine früheren Schriften fast alle wieder las. Einige hatte ich beinahe wieder

vergessen, alle aber hatten anders in meiner Erinnerung gestanden, als sie mir jetzt beim Wiederlesen erschienen. Vieles, was mir einst, vor Jahren und Jahrzehnten, sehr schön und geglückt erschienen war, sah mich jetzt lächerlich und nichtswürdig an. Und alle diese Erzählungen handelten von mir selbst, spiegelten meinen eigenen Weg, meine heimlichen Träume und Wünsche, meine eigenen bitteren Nöte! Auch solche Bücher, in denen ich einst, als ich sie schrieb, mit bestem Glauben fremde, außenstehende Schicksale und Konflikte darzustellen gemeint hatte, auch sie sangen dasselbe Lied, atmeten dieselbe Luft, deuteten am selben Schicksal, am meinigen.

Und keine von all diesen Erzählungen kam für die Auswahl in Betracht, oder nicht in Betracht. Es gab da nichts auszuwählen. Schriften, in welchen ich einst (natürlich unbewußt) am heftigsten stilisiert, kostümiert und gelogen hatte, gerade sie — so häßlich und mißglückt ich sie auch heute fand — schrien am lautesten die Wahrheit, gaben mich am schonungslosesten preis, wenn man sie geschärften Auges las. Und gerade in solchen Schriften, die ich einst mit dem bittersten Willen zum reinen Bekenntnis geschrieben hatte, fand ich jetzt seltsame, zum Teil nicht mehr begreifliche Umwege, Verheimlichungen und Beschönigungen. Nein, unter diesen Büchern war keines, das nicht Bekenntnis und klingende Sehnsucht nach Ausdruck meines Eigensten war, aber auch keines, worin das Bekenntnis völlig und rein, der Ausdruck bis zur Erlösung gefunden war!

Wenn ich die Summe von Bemühungen, Verzichten, Leiden und Opfern bedenke, die ich im Laufe vieler Jahre an das Zustandekommen dieser gedruckten Bücher wandte und sie mit dem Resultat vergleiche, wie ich es heute sehe, dann könnte ich mein Leben für verfehlt und weggeworfen halten. Indessen dürfte es, bei strenger Prüfung, wenigen Menschenleben anders ergehen: kein Leben und kein Werk hält den Vergleich mit seiner idealen Forderung aus. Den Wert seines ganzen Seins und Tuns, oder seinen Unwert, zu bestimmen, ist keines Menschen Sache.

Die „ausgewählten Werke" jedoch erscheinen zu lassen, liegt keine Veranlassung mehr vor. Ehe ich an diese Arbeit ging, hatte der Gedanke mir Spaß gemacht, und ich hatte meine Auswahl in angenehmen Wunschträumen zuweilen schon vor mir aufgestellt gesehen, in vier oder fünf hübschen Bänden. Nun aber ist von diesen Bänden nichts übrig geblieben als diese Vorrede.

Über Jean Paul

(1921)

Wenn man mir die Examensfrage stellen würde, in welchem Buche der neueren Zeit sich Deutschlands Seele am stärksten und charaktervollsten ausdrücke, so würde ich ohne Besinnen Jean Pauls „Flegeljahre" nennen. In Jean Paul hat jenes geheimnisvolle Deutschland, das noch immer lebt, obwohl seit manchen Jahrzehnten ein anderes, lauteres, hurtigeres,

seelenloses Deutschland ihm im Lichte stand, seinen eigensten, reichsten und verworrensten Geist geboren, eine der größten Dichterbegabungen aller Zeiten, dessen Werke einen wahren Urwald der Poesie darstellen. Und in seinem erstaunlichen Reichtum und seiner erstaunlichen Gedächtnislosigkeit hat Deutschland diesen selben Dichter, nachdem er einst eine Weile ein Mode-Autor gewesen war, wieder vergessen. Einzelne seiner Werke, am meisten die Flegeljahre, sind noch da und dort in Familien mit guter Tradition bekannt, im übrigen kennen ihn nur Literaten. Es gibt in Deutschland, auch im neuesten Deutschland nach dem Kriege, zwar Gesamtausgaben von Tausendundeiner Nacht, von Voltaire und Diderot, einen vollständigen Jean Paul aber gibt es nicht.

Jean Paul hieß eigentlich Johann Paul Friedrich Richter und ist als Sohn eines Lehrers und Organisten am 21. März 1763 in Wunsiedel zur Welt gekommen.

„Lasse sich doch," sagt er später einmal, „lasse sich doch kein Dichter in einer Hauptstadt gebären und erziehen, sondern womöglich in einem Dorfe, höchstens in einem Städtchen. Die Überfülle und die Überreize einer großen Stadt sind für die erregbare Kinderseele ein Essen an einem Nachtisch und ein Trinken gebrannter Wasser und Baden in Glühwein. Das Leben erschöpft sich in ihm in der Knabenzeit, und er hat nun nach dem Größten nichts mehr zu wünschen als höchstens das Kleinere, die Dorfschaften. Denk' ich vollends an das Wichtigste für den Dichter, an das Lieben: so

muß er in der Stadt um den warmen Erdgürtel seiner elterlichen Freunde und Bekanntschaften die größeren kalten Wende- und Eiszonen der ungeliebten Menschen sehen, welche ihm unbekannt begegnen und für die er sich so wenig liebend entflammen oder erwärmen kann als ein Schiffsvolk, das vor einem andern fremden Schiffsvolk begegnend vorübersegelt. Aber im Dorfe liebt man das ganze Dorf, und kein Säugling wird da begraben, ohne daß jeder dessen Name und Krankheit und Trauer weiß; — und dieses herrliche Teilnehmen an jedem, der wie ein Mensch aussieht, welches daher sogar auf den Fremden und den Bettler übergeht, brütet eine verdichtete Menschenliebe aus, und die rechte Schlagkraft des Herzens."

Zwei Jahre nach seiner Geburt verzog die Familie nach Joditz, dort verbrachte Jean Paul den größern Teil seiner Kindheit. Hungrig auf Wissen, bereit alles zu lernen, fand er nur wenig Unterricht und keinen guten, besorgten Lehrer. Er erzählt einmal, wie er als Kind zum erstenmal das Bewußtsein seiner selbst erlebte, „wo ich bei der Geburt meines Selbstbewußtseins stand, von der ich Zeit und Ort genau anzugeben weiß". Sein Vater, ein braver Mann, scheint ihn wenig verstanden und gefördert zu haben. Die letzten Kindheitsjahre verlebte er in Schwarzenbach und kam 1779 auf das Gymnasium in Hof. Im selben Jahr starb sein Vater. In Hof fand der glühende junge Mensch zwar keine bedeutenden Menschen, aber doch Bücher, und drang stürmisch ins Reich des Geistes ein. Zunächst sog er

mit begreiflichem Eifer die Literatur der Aufklärung ein, wie es sich für einen begabten Pastorensohn ziemt, und füllte sich mit jenem revolutionären, kritischen, unerbittlichen Geist, der mit zu einer rechten Jugend gehört, der sich manchmal altklug und verdrossen anhört, und der auch bei Jean Paul nicht ohne Säure blieb. Er füllte viele Hefte mit Niederschriften, Aufsätzen, Abhandlungen, Programmen, auch einen Roman soll er damals geschrieben oder doch begonnen haben. Und bald fand er auch zwei, drei Freunde, von denen einer, Johann Richard Hermann, ein kühner, in sich selbst fester Mensch gewesen zu sein scheint, wenigstens gilt er für das Vorbild jener männlichsten, kühnsten Figuren in Jean Pauls spätern Dichtungen, jener Schoppe, Leibgeber und Gianozzo.

Im Jahre 1781 kam der Dichter als Theologiestudent nach Leipzig, studierte mit größtem Eifer, jedoch nicht Theologie, sondern alles, was irgend ihn anzog und was nicht nach Brotwissenschaft roch. Das Schreiben wurde heftig fortgesetzt, wie denn wenige unserer Dichter so sehr das Schwelgen in der eigenen Produktivität gekannt haben wie Jean Paul. Schon als Student trat er mit einem Buche auf, den „Grönländischen Prozessen", die im Jahre 1783 erschienen sind. Jener kritisch-revolutionäre Geist der Jünglingszeit äußert sich hier satirisch-witzig in frechen, oft geistvollen Glossen über alles in der Welt, über Sonne, Mond und Sterne. Dagegen schrieb er, nur etwa ein Jahr später, ein „Andachtsbüchlein", in dem er augustinische Wege

geht und sich selber den Text liest, die Kritik ist zur Selbstkritik, der Zyniker zum Moralisten geworden. Im Spätherbst 1784 mußte der junge Jean Paul sich aus Leipzig wegmachen, weil er rein nichts mehr zu beißen und einen Sack voll Schulden hatte. In Hof bei seiner Mutter blieb er nun zwei Jahre recht trostlos sitzen, in einer Umgebung ohne Klang und Schwung, früh entgleist, in sich versunken, unfähig, sich in die schnöde Welt zu finden und sich einen Platz in ihr zu erobern. Der Bruder eines seiner Schulfreunde nahm ihn schließlich als Hauslehrer auf, in einem Dorfe bei Hof; er blieb gegen zwei Jahre dort, fand dann einen Platz als Privatlehrer in Schwarzenbach und drückte sich recht ärmlich so von Jahr zu Jahr durch, immer dicht am Hunger vorbei, aber immer fleißig beim Schreiben und außerdem zu Zeiten von der Anbetung junger Mädchen schwärmerisch umgeben, welche er zeitlebens mit besonderer Magie an sich gezogen hat, obwohl er zwar ein großer Liebender, aber keineswegs ein guter Liebhaber gewesen ist. Dazu war er allzu flatterhaft und untreu, und allzu sehr dem Geist und der Freundschaft ergeben. In den Jahren um 1790 sind die ersten wichtigen Schriften entstanden und erschienen, darunter das „Schulmeisterlein Wuz". Und nun blühte rasch, Stern um Stern, dieser ganze reiche Himmel auf, es kam „Die unsichtbare Loge" und der „Hesperus", 1794 der „Quintus Fixlein", 1795 der „Siebenkäs", dies wunderbare Buch. Hier ist in der Gestalt des Leibgeber zum erstenmal einer der Pole Jean Paulschen Wesens rein gestaltet.

In Weimar, wohin der junge Literat im Jahr 1796 pilgerte, fand er sich einigermaßen enttäuscht, wie denn überhaupt Enttäuschung das ewige Los dieser unersättlichen, anspruchsvollen Seele war, die überall das Ideale suchte und überall den fatalen Duft der sogenannten Wirklichkeit antreffen mußte. Einzig bei den Frauen, bei empfindsamen lesenden Damen fand er häufig viel Verständnis, Liebe und Verehrung, aber so angenehm dies war, er hatte es doch immer bald satt. Ungenügen, Seelenhunger trieb ihn weiter. Bald als Lehrer, bald als Literat lebte er in diesen Jahren in Hof, in Leipzig, in Berlin, in Weimar, in Meiningen, in Koburg. Schnell berühmt geworden, auch von Fürsten beachtet und begönnert, entzückte er die Schwärmer und entsetzte die Bürger durch den Lebenswandel eines richtigen Sonderlings, der das Herz auf der Zunge trägt, nach Etikette und dergleichen Plunder nichts fragt, seinem Nächsten das Herz darbietet oder auf die Zehen tritt, wie es der Augenblick eben brachte. Man hat ihm die mangelnde Anpassung an die Welt oft als Fehler und Schwäche vorgeworfen. Es dürfte aber doch zu erwägen sein, daß für den von der Welt Enttäuschten, für den wirklichkeitsfeindlichen Poeten und Idealisten es eine ganz stattliche Leistung bedeutete, seine arme, hungernde Person allein der Welt gegenüber zu stellen und trotzig bei seiner Art und seinen Unarten zu bleiben, es möge biegen oder brechen. Und so hat er es weiter gehalten, sein Leben lang.

Als Jean Paul, der schon berühmte Dichter, sich in Berlin mit der Tochter eines hohen Beamten verlobte und verheiratete, hatte er den „Siebenkäs“ längst geschrieben und konnte wissen, wie es mit Liebe und Ehe für Menschen beschaffen ist, die gern den Kopf in den Wolken tragen. Er tat es dennoch, und die Ehe ist so unglücklich geworden und so anständig ertragen worden, wie es ihm zuzutrauen war. Und wieder kamen Werke, größere, durchglühtere, mächtigere: seine beiden Meisterwerke, der „Titan“ und die „Flegeljahre“. Hier liegt der deutlich spürbare Höhepunkt dieses Lebens. Die Mittagshöhe war schon überschritten, als er 1804 sich in Bayreuth niederließ, wo er in der berühmten Rollwenzelei sich mit Schreibzeug und Bierkrug einzuschließen pflegte und in Wonnen des Denkens und Schaffens zu vergessen suchte, was im Leben nicht stimmte. Und es stimmte sehr vieles nicht, außer einigen Freundschaften und Briefwechseln hatte dies Leben keine Wirklichkeit, es fiel auseinander in eine Hälfte, die am Schreibtisch, beim Bier und im Schöpfertaumel verlebt ward, und eine andere, Siebenkäsische, mit grauem Alltagsgesicht. Die beiden zusammen zu bringen, gelang Jean Paul nie, weswegen ihn dieselben Schulmeister sehr zu tadeln pflegen, welche seine Werke immerhin als riesige Genieleistung anerkennen. Aber es wäre keines dieser Werke geschrieben worden, wenn Jean Paul das Glück gehabt hätte, sich leichter mit der Welt und mit sich selber abzufinden. Sie sind alle aus diesem Zwiespalt entstanden, dieser Mangel, die Leere

zwischen Hier und Dort ist recht eigentlich die Quelle seines ganzen Schaffens. In seinen Bayreuther Jahren schrieb Jean Paul noch manches Buch, ungezählte Artikel, Vorreden, Rezensionen, Reden, Betrachtungen, Aphorismen, worunter viel Köstliches ist, aber der große Quell war oder schien versiegt, aus der riesigen Produktionslust war ein Produktionszwang geworden, und nur spät noch einmal flammte etwas von der alten Kraft wieder prachtvoll auf, in dem Roman „Der Komet", der jedoch nicht fertig wurde. Jean Paul ist am 14. November 1825 gestorben.

Über Jean Paul ist viel geschrieben worden. Er, der einst in ganz Deutschland wie kaum ein anderer Dichter geliebt worden ist, hat bis in die Jugendzeit unserer Väter und Mütter hinein nachgewirkt, und fast in jeder Autobiographie bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinaus findet sich irgendein Bekenntnis zu Jean Paul, ein Bericht über Bezauberung, Verhexung, Verführung oder Berufung und Weihung durch ihn.

Vielleicht das Schönste, was je über den Dichter gesagt worden ist, stammt von einem anderen großen Deutschen, der ebenfalls zur Zeit vergessen ist, der ebenfalls noch heute unterirdisch nachwirkt und, wie Jean Paul selbst, eines Tages wieder neu sichtbar und wirksam sein wird, wenn hundert Größen von heute und gestern erloschen sein werden: Josef Görres. Ihm, wie allen Lesern des Dichters, war und blieb der mächtigste Eindruck der der Fülle, des strotzenden Reichtums.

Einige seiner Sätze über Jean Paul sind so schön, daß es schade wäre, sie hier nicht anzuführen:

„Silbern, glänzendweiß und rein wie Schneeflocken drängen sich die Ideen in der Bläue des Himmels, den er uns auftut, und unter diesem Himmel liegt die Erde wie ein beruhigter Meeresspiegel: und er greift hinunter in die klare Welle und zieht wie Jambliches den himmlischen Amor in Gestalt eines holden, schönen, überaus lieblichen Knaben aus dem Brunnquell irdischen Stoffs hervor. Aber nicht immer will das launenhafte Element ihm seinen Schatz so leicht gewähren, oft erscheint es getrübt und bis zum Boden aufgerührt; es kommen spielend die Tritonen auf die Oberfläche, die Meerweiber singen im Reigen, gaukelnd tanzen die Delphine, alle Ungeheuer der Tiefe eilen geladen zum Hexentanze, das querköpfige, seltsam blickende Fischgeschlecht, tausendarmige Polypen, Meersterne, geringelt Gewürme, und die Muscheltiere in den Porzellantürmen eingesperrt: und wie der Dichter brüllend über dem Sause schwebt, saugt sich das Meer an seiner Donnerwolke zur Wasserhose an, und es wirbelt das seltsame Volk sich auf und nieder in dem Meteor, das dem Sacke des Apostels gleicht, der mit allem Getier und Geblüme der Welt vom Himmel zur Erde geht, und wohlgefällig schreitet der Schöpfer des Spukes dem Riesen der Apokalypse gleich einher, dessen Füße zwei Säulen sind, das Haupt die Sonne." Und an anderer Stelle des gleichen Aufsatzes „Die Romantik und ihr Nachhall" stehen die Worte: „Seine Werke gleichen

jenem indischen Bilde des Govinda, wo der Gott auf einem Elefanten reitet, der aus vielen ineinander geschlungenen Mädchen zusammengesetzt ist, und die Fächer dieser Bajaderen sind Pfauenspiegel, und ihr Haar geht in schlängelnde Madhavis aus, deren Ranken als bunte Carmesinschlangen den Koloß durchschlingen, und die Augen der Schlangen blühen wieder zu Wasserlilien auf, in deren Kelchen Kolibris sich wiegen und glänzende Flamingos aus dem Laube schimmern, Mädchen aber, Blumen und Vögel sind ihm wieder aus Schmetterlingsflügeln und Samenstaub, bunten Muscheln, vielfarbigem Edelgestein, elektrischem Feuer und Lichtgefunkel geformt, und alles bindet doch der innen verborgene Magnet der Kunst zu einem lebendigen, geschlossenen Ganzen aneinander."

Das Bild des aufgewühlten, mit Schlamm und Muscheln emporddrängenden Meeresgrundes, das Bild jenes Sackes, in welchem dem Apostel reines und unreines Getier dargeboten wird, das Bild des indischen Gottes, in welchem die ganze Schöpfung in ewigem Formwechsel, jede Form in ewigem Bedeutungswechsel, ewig wechselnd, ewig sich selbst gebärend wogt, wo Stein und Schein, Form und Wesen, Sterben und Geborenwerden gleichbedeutend werden, eines ins andere übergehend — alle diese Bilder sind uns Heutigen wieder nah vertraut, sie könnten ebensowohl in einer expressionistischen Dichtung wie in einem wissenschaftlichen Werk, etwa von Jung oder Silberer, sich finden, und alle diese Bilder bedeuten das, was die heutige

Psychologie das Unbewußte nennt. Dies ist das Geheimnis des Jean Paulschen Reichtums, seiner Überfülle, seiner tropischen Zeugungskraft: die Beziehung zum Unbewußten ging bei ihm leicht und spielend vor sich, er brauchte in sich nur eine dünne Haut zu durchstoßen, so stand er im Urgrund der Erinnerungen, wo früheste Kindheit, ja Menschen- und Planetenvorwelt aufgezeichnet stehen, in dem Urgrunde, der alle Geschichte enthält, aus dem alle Religionen, alle Künste entstanden sind und beständig neu entstehen. Und, um es gleich zu sagen (denn natürlich schöpft jeder Dichter aus dem Unbewußten), Jean Paul hat nicht bloß die glückliche Anlage besessen, diese Leichtigkeit im Spiel der Einfälle, diese beständige Gegenwart alles scheinbar Vergessenen, sondern er hat davon gewußt, er hat das Geheimnis dieser Quelle geahnt, er hat Gedanken ausgesprochen, welche der heutigen psychoanalytischen Auffassung kongenial sind, und er hat jene bunte Brücke zwischen Bewußtem und Unbewußtem, den Traum, gekannt, gepflegt und studiert wie kaum je ein anderer Dichter, Dostojewski vielleicht ausgenommen. Jean Paul hat eine tiefe Ahnung von dem gehabt, was wir Heutigen, unter neuen Bildern und mit neuen Theorien, als Glück, als Vollendung, als seelische Harmonie suchen: von dem Gleichgewicht der seelischen Funktionen, von einem friedlichen und fruchtbaren Nebeneinander von Wissen und Ahnen, Denken und Fühlen.

Wenn wir nachsehen, welchen Ruf Jean Paul als Dichter heute etwa genießt, so finden wir: im Urteil

der geleseneren Historiker und der Gebildeten gilt er für einen genialen, höchst begabten, aber chaotischen und namentlich unerträglich sentimentalen Dichter. Widerspricht man diesem Urteil, so wird daran erinnert, welche Menge von Tränen in Jean Pauls Dichtungen geweint werden, welche Rührungen und Wehmüte in Männerseelen er schildert, was für spinnwebzarte, mondscheinhafte, übersensible, von jedem Nichts zu Tränen ergriffene Mädchenfiguren er gedichtet habe. Dies alles ist richtig. Jean Paul hat die Tränen und die weichen Gefühle sehr geliebt, und er hat geschwelgt in zärtlichen, süßen, holden, feenhaft zarten Mädchengestalten — aber von alledem hat er auch das Gegenteil geliebt, das Gegenteil gestaltet. Er hat Figuren erfunden, die wie Äolsharfen sind, weich, passiv, hinschmelzend in ewiger Rührung, und daneben andere Figuren gestellt, von einer Härte, einer Kälte, einer rauhen Männlichkeit, einer Weltverachtung und inneren Einsamkeit, wie man sie bei wenigen Dichtern findet. Also ist Jean Paul doch nicht sentimental? Doch, natürlich ist er sentimental, und jene feige Scheu heutiger junger Literaten vor dem Zeigen einer Rührung, vor dem Anschein der Empfindsamkeit, hat er wahrlich nicht gekannt! Aber er ist auch das Gegenteil von sentimental, er ist auch ein Denker, ist auch ein Spötter, ist auch ein einsamer Prometheus, wissend um die Unmöglichkeit eines wahren Verstehens zwischen Menschen, eingeschlossen in einsamer Größe, kalt und schmerzlich rauh.

Denn Jean Paul ist nicht ein Gehirnmensch, oder ein Herzmensch, ein Denker, oder ein Ahner, oder ein Fühler — er ist dies alles, wie jeder Mensch jede dieser Fähigkeiten in sich hat. Jean Paul ist das Musterbeispiel eines Genialen, der nicht eine Spezialität in sich hochgezüchtet hat, sondern dessen Ideal das freie Spiel aller Seelenkräfte ist, der zu allem ja sagen, alles auskosten, alles lieben und leben möchte. So sehen wir den Dichter in jedem seiner Werke (abgesehen von den paar kleinen Idyllen wie dem Wuz oder Fibel) unaufhörlich zwischen Heiß und Kalt, zwischen Hart und Weich, zwischen all den hundert Polen und Gegenpolen seiner Natur hin und wider laufen, das Hin und Her, das elektrische Aufzucken zwischen all diesen Polen ist recht eigentlich das Leben seiner Dichtung.

Es scheint nun in dieser Anerkennung der Allseitigkeit Jean Pauls ein Widerspruch zu liegen zu dem, was ich vorher von seiner mangelnden Einpassung in die Wirklichkeit sagte. Oben sagte ich, er sei ein armer, ewig enttäuschter Schwärmer gewesen, und jetzt sage ich, er sei im Gegenteil ein ungemein frei und leicht spielender, zwischen allen Gegensätzen lebendig webender Geist gewesen. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Aufstellungen ist eben der Widerspruch zwischen Dichtung und Leben. Wäre Jean Paul im Leben der Mensch gewesen, der er als Dichter war, hätte er die tiefen Einsichten, das profunde Wissen um innerste Lebensgeheimnisse, die er als Dichter besaß, auch in seinem Leben wissen und anwenden können, so wäre er ein

vorbildlicher Mensch gewesen, ein eminent Glücklicher, ein Göttersohn. Aber vermutlich hätten wir nichts davon erfahren, denn er hätte dann keinerlei Ursache gehabt, sich die Mühsal all dieser komplizierten und umfangreichen Werke aufzuerlegen.

Was Jean Paul im Leben nicht konnte, das Gegensätzliche gelten lassen, zu allem ja sagen, zu den Träumen und auch zum Alltag, das versuchte er in seiner Dichtung, und hat es darin weiter gebracht als die meisten deutschen Dichter. Daran ist er zum großen Humoristen geworden, und sein Humor beruht nicht wenig mit auf einem heimlichen Selbsterkennen, auf einem stillen Wissen von der eigenen Schwäche des Dichters, der in seiner Schreibstube ein Herrgott, im täglichen Leben aber ein armer, nervöser, geplagter Mensch ist. Die letzte Erkenntnis, welche auf diesem Wege vielleicht möglich war, die Erkenntnis des Selbst im Ich, des überzeitlichen im zeitlichen Ich, hat er nirgends mit klaren Worten ausgesprochen, aber als Ahnung vorhanden ist sie überall in seinen Werken.

Unsere Zeit, wenn auch die Hüter der bürgerlichen Ordnung es verzweifelt ableugnen wollen, steht im Zeichen des Chaos. Der „Untergang des Abendlandes" findet tatsächlich statt, nur nicht so faustdick theaterhaft, wie der Philister sich ihn vorstellte. Er findet statt dadurch, daß jeder einzelne, soweit er nicht der absterbenden Welt angehört, in sich ein Chaos findet, eine durch keine Gesetzestafel regulierte Welt, in welcher Gut und Böse, Schön und Häßlich, Hell und Dunkel

nicht mehr geschieden sind. Sie neu zu scheiden, neu zu verteilen, ist heute Sache jedes einzelnen. Darum taucht in der Kunst und Dichtung unserer Tage überall wieder das Chaos und der Demiurg auf, denn das Chaos will anerkannt, will erlebt sein, ehe es sich in neue Ordnung bringen läßt.

Gerade für diese Zeit ist daher Jean Paul eigentlich erst ganz verständlich geworden. Er, dem der Gedanke der Polarität auf allen Gebieten so innig vertraut war, hat uns heute ungemein viel zu sagen. Ein „Führer" wird und soll er uns nicht sein, aber ein Bestätiger, und auch ein Tröster, denn daß „das Wichtigste für den Dichter, das Lieben" durch die Anerkennung der Gegensätze nicht leidet, daß Harmonie zwischen divergenten Seelenkräften ein lebendiges, belebendes Ziel ist, predigt kein Dichter uns so eindringlich wie er.

Chinesische Betrachtung

(1921)

Unter der gespanntesten Aufmerksamkeit aller Völker findet in Washington der Kongreß statt, welcher einen Krieg zwischen Amerika und Japan verhindern und die Seerüstungen der Großmächte einschränken soll. Ein Teil der Aufgabe ist gelöst, ein gewisses Ziel ist erreicht. Es wird in absehbarer Zeit nicht zum Kriege zwischen Japan und Amerika kommen, es wird weniger Geld und Arbeit für den Bau von Kriegsschiffen vertan werden. Die Welt atmet auf.

Weniger als diese Ergebnisse wurde ein anderer Teil des Inhaltes jener Washingtoner Sitzungen in der Welt beachtet. Bei diesen Sitzungen haben die Starken und Mächtigen sich bis zu einem gewissen Grade geeinigt. Ein Schwacher aber war dabei, welcher wenig Gehör fand. Es war China. Die älteste zurzeit bestehende Weltmacht, das uralte, ungeheure China, hat nicht jenen Weg der Anpassung an die westliche Welt gefunden, den Japan seit Jahrzehnten konsequent gegangen ist. China ist sehr schwach geworden, es spielt kaum mehr die Rolle einer selbständigen Macht und wird von den andern, den Mächtigen, beinahe nur noch als ein vorsichtig zu teilendes „Interessengebiet" angesehen.

Schon vor Jahren hat ein Chinese, ein Anhänger der alten, ehrwürdigen chinesischen Gedankenwelt, sich zu diesen Vorgängen in einem Sinne geäußert, der mit Politik nichts zu tun hat, dafür dem Geiste des Tao Te King nahe steht. Er sagte etwa so: Mögen die Japaner oder andere Völker uns erobern, unser Land nehmen, unsere Regierung führen! Mögen sie es tun! Es wird sich zeigen, daß wir die Schwächern sind, daß man uns erobern und auffressen kann. Möge dies also geschehen, wenn es Chinas Schicksal ist! Dann aber, wenn die andern uns aufgefressen haben, dann erst muß sich zeigen, ob sie uns auch verdauen können. Es wird vielleicht so gehen, daß Regierung und Heer, Verwaltung und Finanzen japanisch, amerikanisch und englisch sein werden, daß aber die Eroberer China nicht

ändern können, daß vielmehr sie vom Geiste Chinas erobert und geändert werden, daß sie allmählich Chinesen werden. Denn China ist schwach in Waffenhandwerk und Politik, es ist aber reich an Leben, reich an Geist, reich an uralter Gesittung.

Dieses liebenswerten Chinesen dachte ich, als ich die letzten Washingtoner Berichte las. Und ich dachte: Schon jetzt, während China als Weltmacht seinen Niedergang begeht, schon jetzt, noch ehe es erobert ist, hat es ein gutes Stück des Westens erobert! In den letzten zwanzig Jahren hat das alte, geistige China, das vorher kaum einigen Gelehrten bekannt war, uns durch Übersetzungen seiner alten Bücher, durch den Einfluß seines alten Geistes zu erobern begonnen. Erst seit zehn Jahren ist Lao Tse in allen Sprachen Europas durch Übertragungen bekannt geworden und zu gewaltigem Einfluß gelangt. Wenn wir früher, bis vor zwanzig Jahren, vom „Geist des Ostens" sprachen, so dachten wir ausschließlich an Indien, an die Veden, an Buddha, an die Bhagavad Gita. Jetzt denken wir, wenn vom Geiste Ostasiens die Rede ist, ebenso sehr oder mehr an China, an die chinesische Kunst, an Lao Tse, an Dschuang Dsi, auch an Li Tai Pe. Und es zeigt sich, daß das Denken des alten China, zumal das des frühen Taoismus, für uns Europäer keineswegs eine entlegene Kuriosität ist, sondern uns im wesentlichen bestätigt, in Wesentlichem berät und hilft. Nicht als ob wir aus diesen alten Weisheitsbüchern plötzlich eine neue, erlösende Lebensauffassung gewinnen könnten,

nicht als ob wir unsere westliche Kultur wegwerfen und Chinesen werden sollten! Aber wir sehen im alten China, zumal bei Lao Tse, Hinweisungen auf eine Denkart, welche wir allzusehr vernachlässigt haben, wir sehen dort Kräfte gepflegt und erkannt, um welche wir uns, mit anderm beschäftigt, allzu lange nicht mehr gekümmert hatten.

Ich gehe zu der Ecke meiner Bibliothek, wo die Chinesen stehen — eine schöne, eine friedliche, glückliche Ecke! In diesen uralten Büchern stehen so gute und oft so merkwürdig aktuelle Sachen. Wie oft während der furchtbaren Kriegsjahre fand ich hier Gedanken, die mich trösteten und aufrichteten!

Und ich lese in einer Mappe mit Aufzeichnungen, die ich mir gesammelt habe, etwas von Yang Tschou.

Yang Tschou, ein chinesischer Weiser, der vielleicht ein Zeitgenosse des Lao Tse und älter ist als der indische Buddha, sagte einst, daß der Mensch sich zum Leben verhalten könne wie ein Herr oder wie ein Knecht. Daran anschließend sagte er den folgenden Spruch

Von den vier Abhängigkeiten.

Vier Dinge sind es, von welchen die meisten Menschen abhängen, welche sie allzu sehr begehren: Langes Leben — Ruhm — Rang und Titel — Geld und Gut.

Der beständige Wunsch nach diesen vier Dingen ist Ursache, daß die Menschen sich vor den Dämonen fürchten, daß sie sich voreinander fürchten, daß sie Angst

vor den Mächtigen und Furcht vor Strafen kennen. Auf dieser vierfachen Furcht und Abhängigkeit beruht jeder Staat.

Die Menschen, welche diesen vier Abhängigkeiten unterliegen, leben wie Unsinnige. Einerlei, ob man sie totschlage oder am Leben lasse: das Schicksal kommt diesen Menschen von außen her!

Wer aber sein Schicksal liebt und sich mit ihm eins weiß — was fragt der nach langem Leben, nach Ruhm, nach Rang, nach Reichtum?!

Die Menschen dieser Art haben den Frieden in sich. Nichts in der Welt kann sie bedrohen, nichts kann ihnen feind werden. Im eigenen Innern tragen sie ihr Schicksal.

Brentanos Werke

(1921)

Es gibt große Dichter, welche unbekannt sind, und andere, welche unverstanden sind. Der Unterschied ist dieser: die unbekannten Dichter werden wenig gedruckt und wenig gelesen, leben aber in einem kleinen, treuen Jüngerkreise verstanden und geliebt weiter. Zu diesen Dichtern gehört Novalis, gehörten bis vor kurzem Hölderlin und Jean Paul. Die unverstandenen Dichter aber haben zwar berühmte Namen, sie werden aber nicht nur vom „Volk" nicht gelesen, sondern werden auch von den berufsmäßigen Kennern, den Historikern und Philologen, nicht recht goutiert und nicht recht

verstanden, man liest über sie in den Literaturgeschichten Verlegenheitsworte, die einer vom anderen abschreibt.

Zu diesen Unverstandenen gehört, schon seit hundert Jahren, Clemens Brentano. Sein Leben und sein Werk zerfallen in zwei ungleiche Hälften, zwischen welchen seine Bekehrung liegt. Es ist weder das religiöse Leben des frommen, späteren Brentano von unsern Kritikern verstanden worden, noch das latente, pervertierte seiner weltlich-genialischen Frühzeit. Auch Alfred Kerr in seinem famosen Büchlein über Godwi hat hierin versagt. Weit Richtigeres und Klügeres als er und als alle protestantisch-liberalen Historiker hat der Jesuit J. B. Diel über Brentanos Seele gesagt, ihm aber fehlte das volle Mitschwingen für den Künstler und Artisten Brentano.

Diese Ratlosigkeit hat auch die Herausgabe einer guten, vollständigen Ausgabe von Brentanos Werken lang verzögert. Sie ist nun zwar im Gange (sie begann vor etwa zehn Jahren bei Georg Müller), rückt aber sehr langsam voran. Eine kleinere, handliche Ausgabe fehlte ganz, bis Max Morris seine Ausgabe brachte, welche damals einen Fortschritt bedeutete, aber sehr einseitig ausgewählt war: zugunsten der Rosenkranzromanzen war Unentbehrliches von Brentanos Prosa weggelassen.

Jetzt ist, von Amelung und Vietor besorgt, unter dem Titel „Gesammelte Werke" eine vierbändige Ausgabe erschienen. Der Titel kann sich auf viele

Vorgänger berufen, ist aber doch falsch, denn es handelt sich keineswegs um gesammelte, sondern um ausgewählte Werke. Die Einführungen der einzelnen Bände gehen nicht sehr tief, auch diesen Herausgebern ist das lösende Wort über Clemens nicht geglückt, aber ihre Auswahl ist gut und ist genügend, die vier gut gedruckten Bände (Frankfurter Verlags-Anstalt A. G.) stellen eine sehr brauchbare Ausgabe dar. Vor allem ist der „Godwi" ganz darin enthalten.

Volkstümlich wird auch diese hübsche Ausgabe den Clemens nicht machen. Beide Clemens, der wilde junge und der fromme alte, behalten nach wie vor ihre Gesichter, die bei aller fast grotesken Verschiedenheit doch den wichtigsten Zug gemeinsam haben: der geniale Komödiant Clemens und der enttäuschte starre Büßer, beide blicken in die Welt mit tiefer, gespenstischer Fremdheit, beide sind nicht in ihr zu Hause. Der eine verhöhnt sie, der andere flieht sie — beide aber leiden, beide leben in einer andern Realität als der unsern und sind bei uns ohne Heimat.

Exotische Kunst

(1922)

Vom Ende des siebzehnten Jahrhunderts an kam chinesische Kunst, namentlich Porzellan und Stickereien, nach Frankreich, wirkte rasch und wurde in den „Chinoiserien" des achtzehnten Jahrhunderts spielerisch von der damaligen Kunst und Mode Europas verarbeitet.

Etwa um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts kam, diesmal von Japan her, eine neue Welle ostasiatischer Kunst herüber, ebenfalls via Paris, und wirkte von dort aus. Beide Male waren es Erzeugnisse später, schon manierierter klassizistischer Kunst, es war gerade jener Teil der Exotik, der durch Naturferne und eine gewisse Ermüdung in Europa am wenigsten befremdend wirken mußte. Bekannt ist ja das auffallend anpassungsfähige Verhalten des Impressionismus gegen den japanischen Holzschnitt und Stoffdruck. Die übrige Kunst der exotischen Länder war für Europa nicht vorhanden, mindestens nicht als Kunst, höchstens als ethnographische Spezialität.

Inzwischen sind, in den letzten zehn Jahren mit höchst beschleunigtem Tempo, die Exoten in Europa zur Wirkung gelangt. Kaum war eine neue Hinwendung der Künstler und Kunstliebhaber zu Ägypten vollzogen, kaum waren die hochentwickelten Bildnereien von China, Indien, Siam, Java bei uns einigermaßen bekannt geworden, da brach eine ganz neue Woge herein, die eigentliche, die wilde Exotik, die Negerplastik, die Schnitzereien und Flechtereien Ozeaniens. Die Tanzmasken und Götzen, die primitiv-erotischen Bildnereien der Neger, die uralten Dämonenfiguren Chinas wurden uns bekannt, wurden uns merkwürdig, wurden uns wichtig.

Der siegreiche (übrigens prachtvolle, von mir mit Innigkeit begrüßte) Hereinbruch der bemalten Schädel, der behaarten Tanzmasken, der furchtbaren

Chimären primitiver Völker und Zeiten in den stillen, sanften, etwas langweiligen Tempel der europäischen Kunstgegenstände und Kunstanschauungen ist sichtlich ein Zeichen von Untergang. Zwar nicht von jenem Untergang, den der bürgerliche Zeitungsleser sich vorstellt, wenn er über Spengler böse wird, sondern von jenem natürlichen, richtigen, gesunden Untergang, der zugleich Beginn der Wiedergeburt ist — von jener Art Untergang, die nichts andres ist als ein Ermüden überzüchteter Funktionen in der Seele des einzelnen wie der Völker, und ein zunächst unbewußtes Hinstreben nach dem Gegenpol. In Zeiten solcher Untergangsstimmungen kommen stets seltsame neue Götter auf, die mehr wie Teufel aussehen, das bisher Vernünftige wird sinnlos, das bisher Verrückte wird positiv, wird hoffnungsvoll, scheinbar wird jede Grenze verwischt, jede Wertung unmöglich, es kommt der Demiurg herauf, der nicht gut noch böse, nicht Gott noch Teufel ist, sondern nur Schöpfer, nur Zerstörer, nur blinde Urkraft. Dieser Augenblick scheinbaren Unterganges ist derselbe, der im einzelnen zum erschütternden Erlebnis, zum Wunder, zur Umkehr wird. Es ist der Moment des erlebten Paradoxen, der aufblitzende Augenblick, wo getrennte Pole sich berühren, wo Grenzen fallen, wo Normen schmelzen. Es gehen dabei unter Umständen Moralen und Ordnungen unter, der Vorgang selbst aber ist das denkbar Lebendigste, was sich vorstellen läßt.

So empfinde ich den Aufmarsch der exotischen Kunst aus Brasilien, aus Benin, aus Neukaledonien, aus Neuguinea. Sie zeigt Europa sein Gegenbild, sie atmet Anfang und wilde Zeugungskraft, sie riecht nach Urwald und Krokodil. Sie führt zurück in Lebensstufen, in Seelenlagen, die wir Europäer scheinbar längst „überwunden" haben. Wir werden sie auch auf der Stufe der Ozeanier nicht wieder aufnehmen. Aufnehmen aber, nicht mit dem Verstande und der Wissenschaft, sondern mit Blut und Herz müssen wir alle diese Teufel und Götzen erbarmungslos. Was wir in unsern Künsten, in unsrer Geistigkeit, in unsern Religionen gewonnen, kultiviert, verfeinert und allmählich verdünnt und verflüchtigt haben, alle unsere Ideale, alle unsere Geschmäcke, damit haben wir eine Seite des Menschen großgezogen, auf Kosten der Gegenseite, haben einem Lichtgotte gedient, unter Verneinung der finstern Mächte. Und so wie Goethe in seiner Farbenlehre das Dunkel nicht als Nichts, sondern als schöpferischen Gegenpol des Lichtes besingt, so steht jetzt (nur nicht mit Goethes Bewußtheit) die Künstlerschaft und Geistigkeit Europas vor den Gebilden aus Borneo und Peru, staunt und muß anerkennen, ja anbeten, was vor kurzem noch Greuel und Gespenst war. Und plötzlich denkt man auch daran, wie die stärksten Menschen in der Kunst des späten Europa, Dostojewski und van Gogh, diesen wilden, fanatischen Zug ins Unheimliche haben, diesen Geruch nach Verbotenem, diese Verwandtschaft mit dem Verbrecherischen.

Der Weg ist längst beschritten, keine Mehrheitsbeschlüsse werden das Rad zurückrollen. Der Weg Fausts zu den Müttern. Er ist nicht bequem, er ist nicht lieblich; aber er ist notwendig.

Jakob Boehmes Berufung

Dem Abraham von Franckenberg nacherzählt

(1922)

In den neueren Jahrhunderten finden sich nur noch sehr selten Berichte von Männern, in deren Leben die geistige Berufung in deutlich schöner Bilderschrift wie in den Legenden aus den alten Heiligenzeiten sich ausdrückt, so daß wir ein wunderbares Märchen zu hören meinen, in welchem die Dinge unseres gewohnten Lebens verwandelt und in neuen strahlenden Bedeutungen auferstehen. Ein solches seltenes Beispiel ist das der Berufung des Philosophus teutonicus, des Schusters Jakob Boehme in Görlitz, wie sie in den Aufzeichnungen des Abraham von Franckenberg berichtet wird.

Mehrmals trat Boehme, diesem schlichten und sanften, von Natur bescheidenen und schüchternen Manne, der Ruf zu seiner hohen geistigen Aufgabe in Vorzeichen und Erlebnissen entgegen, welche ihn ermutigten und schließlich zwangen, seinem Stern zu folgen und sich einem magisch-frommen Denken zu ergeben, dessen Früchte, oft in schwer zu lesender Sprache und seltsamem Kleide, in den Schriften des erleuchteten Schuhmachers niedergelegt sind.

Jakob Boehme kam zur Welt in Alt-Seidenberg bei Görlitz in der Oberlausitz als das Kind armer, braver Bauersleute. Als kleiner Knabe mußte er das Vieh auf dem Felde hüten. Da verlockte ihn einstmals beim Hüten eine Stimme, daß er vom Vieh und von seinen Dorfkameraden hinweglief und einen Berg in jener Gegend, die Landskrone genannt, bestieg. Hier in der Einsamkeit und Öde aber fand er im rohen, roten Gestein ein Tor offen stehen, da ging er mit kindlichem Vertrauen alsbald hinein und sah im Innern der Höhle einen Schatz stehen, nämlich eine große Bütte voller Geld, worüber ihn ein Grausen ankam, daß er nichts davon anrührte und eilends wieder hinaus und davon ging. Ob er nun wohl später zu mehreren Malen mit andern Hüterjungen den Berg hinanstieg und die Stelle suchte und fand, wo ihm jenes begegnet war, so war doch kein Tor und Eingang mehr daselbst und alles wild und verschlossen. Dies war der erste Ruf aus der andern Welt, der an ihn ergangen ist, als Vorzeichen dessen, daß er, ein Schatzgräber, in verborgene Höhlen dringen und Schätze des Geistes hervorheben werde.

Zum andern, da er einige Jahre älter und als Lehrbube bei einem Schustermeister war, begegnete ihm etwas Seltsames. Er war eines Tages ganz allein in der Werkstatt und weder Meister noch Meisterin zu Hause, da trat ein Fremder in den Laden, schlicht, aber anständig gekleidet, der verlangte ein Paar Schuhe zu kaufen. Der Knabe Jakob aber, da er dazu nicht

Vollmacht hatte, getraute sich nicht, das Verlangen des Mannes zu erfüllen, und weigerte sich. Der Fremde aber drang so ernstlich in ihn und hatte so viel Macht im Blick und Wesen, daß er ihm endlich doch willfahren mußte. So gab er ihm denn ein Paar Schuhe, doch verlangte er, um ja den Meister zufrieden zu stellen, für die Schuhe einen außerordentlichen Preis, welchen der Fremde sofort und ohne Widerrede erlegte. Darauf ging der Mann davon, aber in einer gewissen Entfernung vom Hause blieb er stehen und rief mit lauter und ernster Stimme: „Jakob, komm heraus!“ Darüber erschrak Boehme im Herzen, daß ihn ein Unbekannter, der ihn nie gesehen, mit seinem Taufnamen anrufe, raffte sich aber zusammen und kam zu ihm auf die Gasse hinaus. Da nahm der Fremde, mit freundlich ernstem Gesicht und licht funkelnden Augen, Boehmes Hand, blickte ihn stark und durchdringend an und sagte: „Jakob, du bist klein, aber du wirst groß und gar ein anderer Mensch und Mann werden, daß sich die Welt über dich verwundern wird. Darum, so sei fromm, fürchte Gott und ehre sein Wort; insonderheit lies gerne in Heiliger Schrift, darinnen du Trost und Unterweisung hast, denn du wirst viel Not und Armut mit Verfolgung leiden müssen, aber sei getrost und bleibe beständig, denn du bist Gott lieb, und er ist dir gnädig.“ Worauf der Mann ihm die Hand drückte, ihm abermals stark in die Augen sah und seinen Weg dahinging. Boehme aber blieb bestürzt und befangen zurück und behielt diese Mahnung sein Leben lang im

Gemüt, und wurde von Stund' an in all seinem Tun ernsthafter und aufmerksamer.

Nicht viel später, während seiner Wander- und Gesellenzeit, als er ernstlicher nach der Wahrheit zu forschen begann, da fiel ihm einst der Spruch im Evangelium Lukas ins Auge: „Der Vater im Himmel wird den heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten." Da faßte er sich, fühlte sich im Innersten wie erweckt und tat wörtlich nach dem Spruch, bat Gott um seinen Geist und fand sich alsbald in einen heiligen Sabbat und in eine Klarheit und Ruhe der Seele versetzt, daß er „mit göttlichem Lichte umfangen sieben Tage lang in höchster göttlicher Beschaulichkeit und Freudenreich gestanden".

Im Jahre 1600, nachdem Boehme in Görlitz Meister und auch Ehemann geworden war, wurde er abermals vom göttlichen Licht ergriffen. Es fiel ihm zu einer Stunde unversehens ein zinnernes Gefäß ins Auge, darin das Licht spiegelte. Beim Anblick des Gefäßes und des darin gespiegelten Lichtes riß ihm plötzlich ein Schleier vor seiner innern Welt, und der Geist führte ihn bis ins innerste Herz und Geheimnis der Natur. Und als er, zum Zweifel geneigt, um sich diese vermeintliche Phantasie aus dem Kopfe zu schlagen, vor dem Tore ins Grüne hinauswandelte, da zeigte sich seinem innern Blick je länger je klarer die ganze Schöpfung wie in Bildern, in Lineamenten, Figuren und Farben, gleichwie durchsichtig dargestellt und erklärt. Dies war die Stunde seines endgültigen Erwachens. Mit

Freuden überschüttet schwieg er stille, lobte Gott und trug freudig sein Licht in sich dahin, ohne jemand davon zu sagen.

Erst zehn Jahre später aber, im Jahre des Heils 1610 und im 35. Jahre seines Alters, erneute sich dieses Berührtwerden von Gottes Licht in ihm so stark, daß er, um niemals wieder dessen zu vergessen, den Inhalt seiner ersten Erleuchtungen in einem Buche aufzuschreiben begann. Und vollendete im Jahr 1612 sein erstes Buch, das nannte er „Morgenröte im Aufgange".

Über Hölderlin

(1924)

Seit hundert Jahren gab es einen deutschen Dichter, der die Besten immer wieder an sich zog, einen heimlichen Liebling und König der idealistischen Jugend, der aber niemals von den Vielen gekannt war: Hölderlin. Sein Werk, ein kleiner Band Gedichte, teils von hymnisch großem Schwung, teils von zartester lyrischer Versunkenheit, klang merkwürdig schön, erregend und tragisch zusammen mit seinem Leben, das sich nach einer kurzen strahlenden Jugend in Wirrnis und Wahnsinn, aber auch in eine überpersönliche und mythische Atmosphäre verlor, er war das Urbild des vom Gott auserwählten und vom Gott geschlagenen Dichters, aufglänzend in übermenschlicher Reinheit, voll Adel und schmerzlicher Schönheit, des Dichters, der am „normalen Leben" zerbrechen muß und das Gedächtnis

einer kurzen leuchtenden Geistesblüte hinterließ, wie es sonst nur die früh Gestorbenen begleitet.

Und nun, in den letzten paar Jahren, ist dieser Hölderlin von der deutschen Jugend neu entdeckt worden, hat sein Mahnruf an die Deutschen neue, verstärkte Bedeutung gewonnen, und noch einmal strahlte das Gestirn dieses schönen Fremdlings mächtig auf, allerdings in einer Zeit und Luft, welche jede Begeisterung leicht zur Mode macht. Es gab auch tatsächlich eine Hölderlin-Mode, und der gar nicht leicht zugängliche Dichter liegt heute auf den Tischen mancher Damen neben den Reden Buddhas und den Feuilletons von Tagore. Schon ist diese Mode nahezu wieder verblüht, und geblieben ist uns davon ein Gutes: daß auch die Philologen und die Verleger sich um Hölderlin bemüht haben, so daß es jetzt gute und schöne Ausgaben seines Werkes und seiner Briefe gibt. Mit Anerkennung genannt seien hier zwei neue Hölderlin-Ausgaben, die große fünfbändige, mit allen Briefen, die Zinkernagel im Insel-Verlag herausgibt und die bald vollendet sein wird, und eine in vier handlichen Bänden beim Verlag Lichtenstein in Weimar.

Ist auch Hölderlin, wie ich glaube, von denen nicht ganz verstanden worden, die ihn in den letzten Jahren etwas lärmend auf den Schild gehoben haben, so war es doch keineswegs ein Zufall, daß man sich seiner gerade jetzt erinnerte, in der aufgewühlten eschatologischen Stimmung des geschlagenen Deutschland. Es war nicht nur die Ekstatik seiner flammenden Hymnen, welche

in der Revolutionszeit gelegentlich etwas Manifestartiges gewannen; es war vor allem die Person des Dichters, der Hauch von edler Geistigkeit und adligem Übermenschentum, was in dieser Zeit einer tiefen Korruption und eines hoffnungslosen Verkauftseins an materielle Nöte so tief wirkte. Denn Hölderlin ist nicht nur ein Dichter, und sein Werk und Wesen ist mit dem seines geschriebenen Werkes nicht identisch, er ist mehr, er ist der Vertreter eines heldischen Typus.

In einem seiner sehr merkwürdigen Aufsätze steht ein Gedanke, in welchem der Dichter sein eigenes Schicksal zu ahnen und sich selbst im Tiefsten zu erkennen scheint. Da steht: „Es kommt alles darauf an, daß die Vortrefflichern das Inferieure, die Schönern das Barbarische nicht zu sehr von sich ausschließen, sich aber auch nicht zu sehr damit vermischen, daß sie die Distanz, die zwischen ihnen und den andern ist, bestimmt und leidenschaftslos erkennen, und aus dieser Erkenntnis wirken und dulden. Isolieren sie sich zu sehr, so ist die Wirksamkeit verloren, und sie gehen in ihrer Einsamkeit unter.“ Da hat Hölderlin, der wahrhaft zu den „Schönern“ gehörte, eine tiefe Einsicht gehabt. Man darf diesen Satz von der Distanz und seine Forderung nicht nur so auffassen, als solle der edlere Mensch sich von den gemeineren Mitmenschen nicht allzu rigoros isolieren, seine eigentliche Tiefe zeigt der Satz erst, wenn wir ihn auch nach innen verstehen, als die Forderung, der Edle müsse nicht nur in der Umwelt, sondern auch in sich selbst, in der eigenen Seele das

Gemeinere, das naturhaft Naive anzuerkennen und zu schonen wissen. Wir tun mit dieser Deutung Hölderlins Gedanken gewiß nicht Gewalt an, denn das Problem war ihm zeitlebens tief bewußt und wurde viele Male von ihm ausgesprochen; er kannte seine Gefahr, seine einseitige Zugehörigkeit zur Klasse der „Sentimentalischen", wie Schiller sagte, und er hat unter dem Mangel an Naivität beständig gelitten.

In die Sprache der heutigen Psychologie übersetzt, würde Hölderlins Forderung also etwa so lauten: Der Edle stelle sein Triebleben nicht allzu einseitig unter die Herrschaft des triebfeindlichen Geistes, denn jedes Stück unseres Triebelebens, dessen Sublimierung nicht gelingt, bringt uns auf dem Wege der „Verdrängung" schwere Leiden. Dies war Hölderlins individuelles Problem, und er ist ihm erlegen. Er hat eine Geistigkeit in sich hochgezüchtet, welche seiner Natur Gewalt antat; sein Ideal war, alles Gemeine hinter sich zu lassen, aber er hat nicht die unerhörte Zähigkeit Schillers besessen, welcher in ganz ähnlicher Lage ein Höchstbeispiel geistiger Willenszucht gegeben und sich dabei restlos verzehrt und verbraucht hat. Durch und durch „sentimentalisch" wie Schiller, hat sein Verehrer und Schüler Hölderlin sich an der Forderung aufgerieben, die er sich selbst gestellt hat, er hat ein Beispiel von Vergeistigung angestrebt, das im Versuch mißglückte. Und wenn wir Hölderlins Dichtung betrachten, so finden wir, daß gerade jene Schillersche Geistigkeit, so edel sie ihm auch zu Gesicht steht, im Grunde seinem Wesen doch

aufgezwungen war. Denn das, was wir in dieser herrlichen Dichtung als einzig und unnachahmlich verehren, ist weder ihre bewußte Meisterschaft, so hoch sie auch sei, noch ist es ihr „Inhalt" an Gedanken, sondern es ist die ganz einzige, vom Schillerschen Vorbilde oft nahezu erdrückte Unterströmung von Musik, von rhythmischem und klanglichem Geheimnis. Diese wunderbare geheimnisvoll schöpferische Unterströmung, im Unterbewußten wohnend, liegt in vielen Gedichten Hölderlins geradezu im Streit mit seinem bewußt gepflegten Dichterideal, und an der Vergewaltigung dieser heimlichen und heiligen Schöpferkraft ist er zugrunde gegangen. Hölderlin hat sich, im edelsten Streben, aber dem tiefsten Wert seines Wesens zum Schaden, unter Schillers Einfluß beinahe schon zum Intellektuellen entwickelt.

Diese Gedanken zur Individualpsychologie des Dichters erschöpfen jedoch Hölderlins Problem durchaus nicht. Sein Schicksal ist vor allem ein Heldenschicksal, und diese sind überindividuell. Eben darum sehen wir so oft große, begnadete Menschen an Widerständen zugrunde gehen, mit welchen der Kleine spielend fertig wird, und der gesunde Durchschnittsverstand hat es leicht, die Begnadeten als Psychopathen zu erklären, sei es nun mit oder ohne psychoanalytischen Apparat. Gewiß sind jene Helden unter anderm auch Psychopathen. Aber weit darüber hinaus sind sie Helden, sind ehrwürdige und gefährliche Versuche des Menschentums, sich zu veredeln, und ihr Schicksal steht in der

heldischen, in der tragischen Atmosphäre, auch wenn ein solcher Held zufällig nicht auf erschreckende Weise endet. Hölderlin war es beschieden, dies tragische Schicksal des Begnadeten denkmalhaft darzustellen. Die Tragik, die etwa in Schillers Leben mit nicht kleinerer Gewalt strömt, ist bei Hölderlin zu einem unerhört deutlichen, einem unerhört ergreifenden Ausdruck gekommen. Das unterscheidet ihn, einen echten Heros, für das Gefühl eines jeden von allen Dichtern, deren Wesen und Bild in ihrem Werk uns ohne Rest ausgedrückt scheint.

Nachwort zu „Novalis"

(1924)

Stets haben jene außerordentlichen Schicksale geistiger Menschen das tiefste Interesse der Nachlebenden erregt, in welchen die Tatsache zum Ausdruck kommt, daß das Genie nicht nur eine geistesgeschichtliche, sondern ebenso, ja vor allem, eine biologische Angelegenheit ist. In der neueren deutschen Geistesgeschichte sind die edelsten Gestalten von dieser Art Hölderlin, Novalis und Nietzsche. Während Hölderlin und Nietzsche sich, nachdem das Leben ihnen unmöglich geworden, in den Wahnsinn zurückziehen, zieht Novalis sich in den Tod zurück, und nicht etwa in den beim Genie so sehr häufig sich aufdrängenden Selbstmord, sondern er stirbt, indem er wissend sich selbst von innen her verbrennt, einen magischen, frühen, blühenden und ungeheuer fruchtbaren Tod — denn gerade von diesem seltsamen Ende

des Dichters, von seinem positiven, magischen, außerordentlichen Verhältnisse zum Tode strahlt seine stärkste Wirkung aus. Und diese Wirkung ist viel tiefer, als die Oberfläche unsres Geisteslebens ahnen läßt. Novalis ist zu seiner Zeit nur von überaus wenigen verstanden worden, und auch später, ja bis heute, ist die Zahl seiner Leser niemals groß gewesen, aber jeder ernstliche Leser hat an diesem wunderbaren, bis zur Gefährlichkeit lebendigen Geiste, an der glühenden Beseeltheit dieses Lebens sich tief entzündet: die nähere Bekanntschaft mit Novalis bedeutet für jeden bedeutenderen Geist ein tiefes und magisches Erlebnis, nämlich das Erlebnis der Initiation, der Einweihung ins Mysterium.

Wenn ich vom Genie als von einer biologischen Angelegenheit sprach, so meine ich damit, daß das Genie, der bedeutende Mensch in seinen gelungensten Exemplaren, nahezu immer ein tragisches Leben hat und in einem fahlen Lichte der Untergangsnähe lebt — was nichts zu tun hat mit der philiströsen Bourgeoislehre, daß Genie stets mit Irrsinn verwandt sei. Nein: Genie, das höchstgesteigerte Leben, schlägt so leicht in seinen Gegenpol, in Tod oder Wahnsinn um, weil in ihm das menschliche Dasein sich als ein furchtbares Mißgeschick, als ein großer und kühner, aber nicht ganz geglückter Wurf der Natur erkennt. Das Genie, ohne Widerspruch als erwünschteste und edelste Frucht am Baum der Menschheit anerkannt, wird von den biologischen Mechanismen in keiner Weise geschützt, geschweige denn fortgepflanzt, es kommt zur Welt inmitten eines

Lebens, dem es Leuchte und Sehnsuchtsziel wird, während es zugleich an ihm ersticken muß. Dies der Sinn aller der tausend Geschichten und Legenden vom früh gestorbenen Genie, vom frühzeitig weggenommenen Götterlieblinge usw.

Unser Buch bringt ausgewählte Dokumente über das Leben und den Tod des Novalis, des Dichters Friedrich von Hardenberg. Wenn wir die Erinnerungen des Dichters Tieck und die schlichten, rührenden des Amtmanns Just an den jung gestorbenen Novalis lesen, so finden wir im Ton dieser Berichte den tiefen Nachklang eines großen, heiligen, geheimnisvollen Erlebnisses. Sie haben gefühlt, daß da neben ihnen einer lebte und gestorben war, den sie in mancher Hinsicht nicht als ihresgleichen empfanden, sondern je nachdem bald als einen Engel Gottes, bald als ein Gespenst, jedenfalls aber als einen von außerordentlichem Schicksal Gezeichneten.

Friedrich von Hardenberg ist 1772 auf dem Gut seiner Familie geboren und im Jahr 1801 gestorben, nachdem er einige Jahre zuvor eine erst fünfzehnjährige Braut durch den Tod verloren hatte und ihr nachzusterben ihm ein vertrauter Gedanke geworden war. Er starb an der Schwindsucht, aber was ist damit gesagt? Auch andere Menschen sind jung an der Schwindsucht gestorben, auch die eigenen Geschwister des Novalis hatten dies Schicksal, aber nur von ihm, nur von seinem Grabe strahlt jene magische Lockung aus, nur er hat den Tod nicht erlitten, sondern ist in ihn eingegangen,

wie ein verbannter König aus dem Grau der Fremde in den Palast heimkehrt.

Hinterlassen hat er das wunderlichste und geheimnisvollste Werk, das die deutsche Geistesgeschichte kennt. Ebenso wie sein kurzes, äußerlich tatenloses Leben den Eindruck seltsamster Fülle macht und jede Sinnlichkeit wie jede Geistigkeit erschöpft zu haben scheint, so zeigen die Runen dieses Werkes unter spielender, entzückend blumiger Oberfläche alle Abgründe des Geistes, der Vergöttlichung durch den Geist und der Verzweiflung am Geiste. Sein eigenes Schicksal hat Novalis wissend und gläubig erlebt, seiner Tragik bewußt und ihr doch überlegen, da eine schöpferische Frömmigkeit ihm erlaubte, den Tod gering zu achten.

Seine Dichtungen sind geblieben, stets nur von wenigen gelesen, stets diesen wenigen eine Pforte ins Magische, ja beinahe die Bereicherung um eine neue Dimension bedeutend, und einige seiner Gedichte sind sogar volkstümlich geworden und werden noch heute zuweilen an Sonntagen in protestantischen Kirchen von der Gemeinde gesungen. Denn durch Schleiermacher haben einige der religiösen Gedichte des Novalis Aufnahme in Kirchengesangbücher gefunden, und noch heute predigt mancher Pfarrer seine amtlichen Sonntagsworte ahnungslos dicht an der gefährlichen Glut dieser Verse vorbei.

Geblieben ist außer seiner Dichtung die rührende und aufwühlende Legende seines Lebens, wie einige Freunde es empfunden haben. Die echten Dokumente dieses Lebens in guter Auswahl zu zeigen ist der Zweck unsres Buches.

Goethe und Bettina
(1924)

Die Legenden über Goethes Verhältnis zu Bettina Brentano, deren es seit „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" sehr viele gab, haben aufgehört, seit vor einigen Jahren der echte, originale Briefwechsel zwischen Bettina und Goethe veröffentlicht worden ist, Reinhold Steig hat ihn bekanntlich beim Insel-Verlag herausgegeben. Man kann jetzt die Briefe, welche die schwärmerische Frankfurterin tatsächlich an Goethe geschrieben, und die Antworten, die sie von ihm erhalten hat, Wort für Wort nachlesen, und der Herausgeber hat durch Einbeziehung andrer Briefwechsel sowie durch Auszüge aus Goethes Tagebüchern die Dokumente dieses merkwürdigen Verhältnisses lückenlos zusammengestellt. Wir sehen daraus, daß ein Briefwechsel seit Bettinas erstem Besuch in Weimar, im April 1807, bestanden hat, daß dieser Briefwechsel sehr einseitig war, indem auf zahlreiche, lange und liebevolle Briefe der Dame meist nur kurze, knappe und wenig herzliche Antworten, sehr häufig gar keine, erfolgten, daß ferner Bettina in späteren Jahren mehrmals in Weimar war, auch als Wohngast im Haus Goethe, daß bei einem dieser Besuche, im Spätsommer 1811, ein heftiger, häßlicher Auftritt, eine Beleidigung Bettinas durch Goethes Frau Christiane, den Beziehungen für lange Zeit ein Ende machte, welche dann niemals mehr die frühere Wärme gewannen. Es steht

außerordentlich viel Schönes, Schwärmerisches und Herzliches in Bettinas Briefen, in denen Goethes wenig eigentlich Lesenswertes, es steht auch viel Trauriges in diesem eigenartigen Buche, worunter das Traurigste die Kühle und gelegentliche Bosheit ist, mit welcher Achim von Arnim seit dem Augenblick jener Beleidigung durch Christiane von dem bis dahin göttlich verehrten Goethe spricht.

Es besteht kein Zweifel darüber, daß Bettinas Briefe an Goethe unendlich viel schöner sind als dessen Antworten, auch nicht darüber, daß Bettina den Dichter mit einer rührenden, treuen, wunderbar beseelten Liebe geliebt hat, bis zu ihrem Tode, und daß Goethe diese Liebe nicht nur nicht erwidert, sondern auch nicht ganz anerkannt und verstanden hat, daß ihm diese ewige Bettina mit ihren langen Briefen und ihrer wortreichen Begeisterung im Grunde eher lästig war und daß seine Höflichkeit und sein gelegentliches Entgegenkommen stets einen frostigen Beigeschmack hat. Wäre Bettina nicht von Goethes alter Mutter an ihn empfohlen worden, so hätte er sie vielleicht gleich beim ersten Kennenlernen abgelehnt und sie später nie ermuntert, ihm zu schreiben. Sein Fehler und Versäumnis gegen Bettina bestand darin, daß er nicht nein sagen konnte, auch wo er nicht ja sagen mochte, und so hat er dies Verhältnis, das von seiten der Verehrerin stets völlig aufrichtig war, durch die Jahre und Jahrzehnte hingeschleppt, eine halbe und kühle Sache, eine im Grund unnütze und von seiner Seite unwahre Beziehung.

Wenn man schon nach Schuld suchen will, so ist dies Goethes Schuld gewesen.

Wenn wir aber das Buch, das jenen so eigentümlichen Briefwechsel enthält, nicht mit Richteraugen betrachten und ihm in seiner Ausdehnung durch mehr als zwanzig Jahre folgen, so sehen wir am Ende nicht bloß der Liebe einer jüngeren Dichterin zu einem verehrten älteren Dichter zu und ihrem gegenseitigen Verhalten von Jahr zu Jahre, sondern einem halben Menschenleben, auf beiden Seiten. Wir sehen Bettina aus einem naseweisen Mädchen eine Frau und Mutter werden, wie denn das ganze Buch mit einem Verse endet, den der alte Goethe einem Sohne Bettinas ins Stammbuch schreibt und der das letzte ist, was Goethe vor seinem Tode geschrieben hat. Ihn aber, Goethe, sehen wir in diesem Buch umgekehrt sich entwickeln, wir sehen seinem Altwerden, seinem Abbauen, seiner zunehmenden Versteifung und Vereinsamung und seinem ganzen Absterben zu, und wenn wir dies ohne die Voreingenommenheit Arnims betrachten, der über Goethes Altwerden nur Witze macht, dann ist das Schauspiel ergreifend und groß. Es scheint mir wertvoll, sich dieser Betrachtung hinzugeben; wenn wir den Blick eine Weile auf diesem merkwürdigen Schauspiel ruhen lassen, so sehen wir nicht nur ein Stück Leben in seiner Größe und Unerbittlichkeit, sondern es wird uns auch der sogenannte „alte Goethe" neu beleuchtet.

So betrachtet, verwandelt sich der Briefwechsel in ein langes, symbolisches Gespräch zwischen Jugend und

Alter, worin die reizenden Töne der Jugend zunächst werbend im Kampf mit der Müdigkeit des Alters stehen. Goethe wird umworben, er wird in eine Wolke von Anbetung und Liebe gehüllt, es wird ihm nahegelegt, die Rolle des Alten zu vergessen und sich von der liebenden Jugendlichkeit anstecken zu lassen. Und ganz erfolglos ist dies Werben nicht, es wird dem ältern Herrn dies und jenes freundliche Wort, dies und jenes Lächeln, der und jener wohlwollende Blick abgetrotzt, doch ist das Maximum an Entgegenkommen sehr rasch erreicht, und von nun an geht es unerbittlich, langsam und sicher abwärts, so daß man bei der Attacke Christianes schon nicht mehr verwundert darüber ist, daß Goethe sich über die Unbeherrschtheit seiner Frau nicht nur kein bedauerndes Wort, sondern nicht einmal eine versöhnliche Gebärde abgewinnen kann. Später, nach Christianes Tode, begann Bettina ihr Briefschreiben an Goethe aufs neue, und mit einem neuen, rührenden Ton, dem der frühere Goethe nicht widerstanden hätte, aber der jetzige konnte nicht mehr darauf eingehen, und er hat ihr nie mehr geschrieben, obwohl er sie bei ihren spätern Besuchen in Weimar empfing, auch mit ihrem Mann noch einige Briefe wechselte.

Und diese zweite Hälfte des „Briefwechsels", der nun aufgehört hat, ein Zwiegespräch zu sein, diese neue Reihe von Werbungen, Liebesgeständnissen und seelischen Geschenken, welche alle ohne Antwort bleiben, spricht noch beredter von jenem Vorgang in Goethes

Seele, der mit den Worten Altern und Absterben nur negativ bezeichnet ist, der wohl ein Müdewerden, aber zugleich eine tiefe Verwandlung war. Während die jugendliche Stimme der Duetts weiter und weiter singt und sich in holden Tönen bis zur Verschwendung ausgibt, ist die andre Stimme überhaupt nicht mehr da, es ist kein Goethe mehr, an den Bettina ihre herrlichen Briefe richtet, es ist ein geheimnisvoller alter Mann da, der im Begriffe ist, sich mehr und mehr zu entpersönlichen und völlig ins Anonyme zu entschwinden. Er ist keineswegs altersschwach, das wissen wir aus seinen Studien und Leistungen jener Jahre, aber er ist keine Person mehr, man kann Liebeslieder und Gebete an ihn richten, den großen Thronenden, aber man kann keine Antwort mehr von ihm erhalten, man weiß nicht mehr, ob sein Ohr von den Stimmen dieser Welt noch erreicht wird.

Wenn man aber zu ihm nach Weimar reist und ihn aufsucht, dann ist der Gewaltige ein etwas klein und brummig gewordener Greis, und man kann kleine Szenen mit ihm erleben wie jene ergreifende, über die Bettina im Herbst 1824 berichtet. Da hat der Olympier, während Bettina bei ihm ist, im Nebenzimmer eine Bouteille Wein aufgestellt, und viele Male im Lauf des Abends verschwindet er dorthin, und der zurückbleibende Gast hört im Nebengemach die Flasche glucksen, aus der er sich jedesmal ein Glas einschenkt. Und am Schlusse dieses Abends spricht der alte und etwas verwahrloste Weintrinker zum Gast einige Worte,

welche auf die weinende Frau den Eindruck machen, daß sie darüber an eine Verwandte schreibt, Goethes Genie sei jetzt im Begriff, „sich ganz in Güte aufzulösen". An diesem Abend kommt noch einmal Antwort vom Angebeteten, es ist der letzte Ton aus dem Mund des Geliebten, den Bettina im Leben vernimmt — aber es ist nicht Er mehr, nicht Goethe mehr, welcher spricht, es spricht aus den mit Wein befeuchteten Greisenlippen der Namenlose, nicht mehr Persönliche, in den er sich verwandelt hat. Sein Haus ist verödet, seine Frau seit vielen Jahren tot, bald wird ihn auch die Botschaft vom Untergang des einzigen Sohnes treffen, ringsum bersten die Räume von der Menge der in Jahrzehnten angehäuften Sammlungen, die wie eine wuchernde Kruste dies hinsterbende Leben umschließen, in den Schränken gilben die Zehntausende von registrierten Briefen, alles riecht schon nach Verfall und Moder, alles nimmt schon Abschied, und inmitten steht, neben der leer getrunkenen Flasche, das, was von Goethe noch übrig ist, und aus seinem welken Munde kommen Worte, die besten, die er je an diese Liebende gerichtet hat und die zugleich von einer leisen Selbstverhöhnung gefärbt sind.

So erstaunlich reich und dichterisch schön die Briefe Bettinas an Goethe sind — die Seite, auf der sie ihrer Nichte von dieser Weimarer Abendstunde berichtet, ist ergreifender als alles andere. Es enthüllt sich plötzlich, daß dieses ganze, Jahrzehnte alte, oft so gequälte Verhältnis Goethes zu Bettina gar kein menschliches, gar

kein persönliches war und daß es dennoch gut war und Wert hatte. Es enthüllt sich, für einen Augenblick, der ganze sinnvolle Widersinn des Goetheschen Lebens, der Sinn einer Formensteifheit, der Sinn seiner gehäuften Sammlungen, der Sinn seiner unheimlichen Betriebsamkeit, welche ihn auch das Phänomen Bettina, so wenig es ihm bequem war, nicht wegweisen, sondern mit in sein Naturalienkabinett aufnehmen hieß. Es enthüllt sich die Tendenz des alten Goethe: aus der Haft einer nahezu überkultivierten Persönlichkeit ins Überpersönliche, ins Anonyme hinüber zu sterben, hinüber zu wachsen. Plötzlich, für einen Augenblick, fühlen wir, daß dieser späte, alte Goethe gar nicht mehr der Bettina als ein Zweiter gegenübersteht, nicht mehr der Geliebte, der Empfänger ihrer Briefe und ihrer Verehrung ist, sondern sie ein Teil, eine Schöpfung, eine Ausstrahlung von ihm!

So empfand ich, als ich beim Lesen des Briefwechsels an jene gefährliche und unvergeßliche Stelle kam, wo Bettina von ihrem letzten Weimarer Besuch berichtet. Hatte sie nicht viele, viele Jahre lang, beinah ohne Dank und Erwiderung, ihr Herz und ihren Geist an diesen Goethe verblutet, verschwendet? Hatte sie nicht jüngst noch sein Denkmal entworfen, all ihr künstlerisches Vermögen in den Versuch konzentriert, dem Vergötterten einen würdigen Denkstein zu setzen — ein Versuch, über den sich Goethe gegen Bettina selbst gar nicht und gegen dritte mit recht süffisanten Worten äußerte? Aber nein! All die hundert umfangreichen

Briefe, samt Denkmal und allem, waren ebenso Goethes wie Bettinens Werk, ihr zeugendes Zentrum, ihre erhaltende Sonne war er, nicht sie — aber nicht die Person Goethe, sondern jener Goethe, der schon seit langem auf der Reise über sich hinaus begriffen war.

Der Gedanke mag etwas anmaßend klingen, die ganze Bettina, oder doch ihr ganzes Goethebuch, nur als eine Ausstrahlung oder eine Relation Goethes zu betrachten. In der Tat hat ja Bettina, selbst ein vom Genie gestreifter Mensch, Eigenes und Schöpferisches genug. Aber daß sie fruchtbar wurde, daß sie tief lieben, tief allein sein, tief leiden lernte, daß sie das Gefühl der Anbetung und zugleich das Gefühl der Unzulänglichkeit aller Anbetung kennenlernte, dies alles ist von Goethe mitbestimmt, wäre nicht ohne ihn. Wenn wir ihr Briefbuch lesen, so scheint es uns im Anfang, als ob da ein kleines munteres Schiff tapfer und sehnsüchtig einem fernen Berg entgegenstrebe. Alles scheint ganz eindeutig: das Schiff fährt, der Berg weilt; das Schiff ist Aktion, der Berg ist Passivität. Aber sobald wir den Berg als Magnetberg erkennen, werden all diese Verhältnisse umgedreht. Und es ist das Geheimnis des älteren Goethe, daß er, der wunderliche, steife Greis in seinem zu großen Gehäuse voll Kram und Sammlungen, weit um sich her wie ein chinesischer Magier jene magisch zwiefältige Atmosphäre, jene laotsehafte Luft erzeugt, in welcher Tun und Nichttun, Schaffen und Leiden nicht mehr zu unterscheiden sind.

Von Leonardo da Vinci strahlt ein ähnliches Geheimnis aus, gefährlich lockend wie der Reiz eines Hermaphroditen, dies ist ja oft schon gesagt worden.

Bei weniger aktiven und bedeutenden Personen, als Bettina eine war, wird das Aufgesogensein durch Goethe ja noch unendlich viel deutlicher! Wer sind sie denn, all die Riemer, die Eckermann, die Müller und Meyer, selbst Zelter nicht ausgenommen — wer sind sie? Warum leben sie? Warum drucken und lesen wir ihre Briefe? Warum zuckt nach hundert Jahren noch dies Gespensterlicht um alle diese so wenig wichtigen, so wenig großen Figuren? Weil in jeder von ihnen ein kleiner Strahl Goethe nachschimmert. Wahrlich, wenn Goethe 120 Jahre alt geworden wäre, er hätte aus ganz Deutschland eine solche Kruste und gespenstische Spinnwebhülle um seine sich auflösende Person herum gemacht, wie es das Gehäuse seiner Kunst- und Briefsammlungen, Archive und Naturalienkästen war! Nur gab es da und dort Naturen von eigenem Gewicht, mit Eigenbewegung, die ließen sich nicht von der Mumie aufsaugen. Die mußten entweder unter Schmerzen sich von der Sonne Goethe, oder vom Gespenst Goethe, lösen oder zugrunde gehen, und im Untergang an dem Abgott wenigstens dadurch Rache nehmen, daß in den Augen der Bürger er an ihrem Untergange schuldig scheinen muß. Wir wissen, wie die Kleist, Novalis, Beethoven an ihm gelitten haben.

Diese fatale, unheimliche und geradezu schauerliche Wirkung eines übergroßen Genies ist ein neuer,

tausendster Beweis für die Problematik des Menschen, für die Ungelöstheit und vielleicht Mißglücktheit dieses interessantesten Versuches der Natur. Das Genie, wo es auch auftaucht, wird entweder von der Umgebung erdrosselt oder tyrannisiert sie; es gilt ohne Widerspruch als die Blüte der Menschheit und richtet doch überall Not und Wirrnis an, es tritt stets vereinzelt auf, zur Einsamkeit verurteilt, ist unvererblich und hat stets eine Tendenz zur Selbstaufgabe. So stirbt Novalis, unter einem Raketenregen von blühendster Geistigkeit, so bringt Kleist sich um, so flieht Hölderlin, flieht Nietzsche in den Wahnsinn. Und die scheinbar bejahenden Genies, die scheinbaren Optimisten, jene Bürgerlichen, Gesunden, Erfolgreichen, Altwerdenden, sie zeigen im Altern all diese Tendenz zur Entpersönlichung, welche ebensowohl das Gesicht einer Vergöttlichung wie einer Selbstzerfleischung annehmen kann. Man sehe sich den alten Goethe, den alten Leonardo, den alten Rembrandt an, um den alten Fritz von Preußen, den schrecklichsten dieser Greise, aus dem Spiel zu lassen! Sind das Bejaher? Sind das überhaupt noch Menschen? O ja, Bejaher des Lebens, Bejaher der Natur sind sie alle, aber Verneiner ihrer selbst, Verneiner des Menschen. Je mehr sie sich „vollenden", desto mehr nimmt ihr Leben wie ihr Werk die Tendenz an, sich aufzulösen, einer geahnten fernen Möglichkeit entgegen, die nicht mehr Mensch, höchstens noch Übermensch heißt, einer neuen Lebensform entgegen, deren niemand sich mehr zu schämen brauchte, auf welche die Natur stolz sein könnte.

Ist es nötig zu sagen, daß diese Betrachtungen beim Anblick jenes alten Geheimrats mit der Weinflasche nicht geschichtlich sind, daß nichts leichter ist, als sie mit gültigen, vollwertigen Beweisen gründlich zu widerlegen? Und warum soll die Bettina, die so viel fabuliert, so viel erfunden, so viel gelogen hat, gerade hier, bei dieser interessanten Szene, ausgerechnet einmal die Wahrheit erzählt haben? Wie leicht ist es, zu zeigen, daß die Riemer und Kanzler Müller usw. auch abgesehen von ihrer Goethisierung recht wackere und des Gedächtnisses werte Leute waren! Wie leicht, zu beweisen, daß Goethe, wenn er gerade verliebt oder zornig war, auch noch im hohen Alter sich außerordentlich persönlich, strebsam und egoistisch zeigen konnte!

Darüber ist nicht zu streiten, dies alles ist richtig. Doch, wenn man von jenen Gedanken einmal infiziert ist, verliert zum Beispiel die Frage, ob Bettina vielleicht geflunkert habe, alle Bedeutung. Ist es nicht ganz einerlei, was diese Bettina sagt, ist denn nicht sie selbst, ihre ganze Beziehung zu Goethe, ihr Weinen und Knien in seinem Zimmer neben jener Weinflasche, ist dies alles zusammen denn eine Eigenwelt, mit eigenen Gesetzen, mit freiem Willen zu Lüge oder Wahrheit, ist es nicht vielmehr ein Luftkreis um Goethe, ein Faden seines Geistesnetzes, eine Ausstrahlung seines Zentrums?

Jene Gedanken von der Gespenstigkeit des alten Goethe, des alten Rembrandt, des alten Fritz, jene

Gedanken von der Tendenz des Genies zur Selbstaufhebung, sei es auch in der sublimierten Form der Entpersönlichung durch sittliche Selbstüberwindung (dies der Weg des Genies Buddha, eines der größten), und jener letzte Gedanke, der diese gefährliche Tendenz des Genies als die Folge der Selbsterkenntnis dessen deutet, der am Menschen, als einem Experiment der Natur, verzweifeln muß — alle jene Gedanken haben keine Möglichkeit, sich durch Beweise zu erwahren, keine Fähigkeit, sich gegen Gegenbeweise zu wehren. Sie kommen uns ungerufen in kontemplativen Stunden, sind da und haben die unheimliche und gespenstische Tendenz, nach jeder noch so sorgfältig ausgeführten Hinrichtung hartnäckig wieder zu erscheinen.

Über Dostojewski

(1925)

Es ist über Dostojewski nichts Neues zu sagen. Was über ihn Kluges und Richtiges zu sagen ist, ist alles schon gesagt, ist alles einmal neu und geistreich gewesen und ist schon wieder veraltet, während die geliebte und schreckliche Gestalt des Dichters immer neu von Geheimnis und Rätsel umzogen uns erscheint, wenn wir in Stunden der Not und Einkehr zu ihm kommen.

Der Bürger, der den Raskolnikow liest und sich auf dem Kanapee aus dieser Spukwelt ein angenehmes Grauen holt, ist nicht der wahre Leser dieses Dichters, so wenig wie der Gelehrte und Kluge, der die Psychologie

seiner Romane bewundert und über seine Weltanschauung gute Broschüren schreibt. Wir müssen Dostojewski lesen, wenn wir elend sind, wenn wir bis zur Grenze unserer Leidensfähigkeit gelitten haben und das ganze Leben als eine einzige brennende, glühende Wunde empfinden, wenn wir Verzweiflung atmen und Tode der Hoffnungslosigkeit gestorben sind. Dann, wenn wir aus dem Elend vereinsamt und gelähmt ins Leben hinüberstarren und es in seiner wilden, schönen Grausamkeit nicht mehr begreifen und nichts mehr von ihm haben wollen, dann sind wir offen für die Musik dieses schrecklichen und herrlichen Dichters. Dann sind wir nicht mehr Zuschauer, dann sind wir nicht mehr Genießer und Beurteiler, dann sind wir arme Brüder unter all den armen Teufeln seiner Dichtungen, dann leiden wir ihre Leiden, starren mit ihnen gebannt und atemlos in den Strudel des Lebens, in die ewig mahlende Mühle des Todes. Und dann auch erhorchen wir Dostojewskis Musik, seinen Trost, seine Liebe, dann erst erleben wir den wunderbaren Sinn seiner erschreckenden und oft so höllischen Welt.

Zwei Mächte sind es, die uns in diesen Dichtungen ergreifen, aus dem Hin und Her und Gegensatz zweier Elemente und Gegenpole wächst die mythische Tiefe und gewaltige Räumlichkeit seiner Musik.

Das eine ist die Verzweiflung, das Erleiden des Bösen, das Hingenommensein und Nichtmehrwiderstreben gegen die grausame, blutige Roheit und Zweifelhaftigkeit alles Menschenwesens. Dieser Tod muß gestorben,

diese Hölle muß betreten sein, ehe auch die andre, die himmlische Stimme des Meisters uns wirklich erreichen kann. Die Aufrichtigkeit und Unverblümtheit des Eingeständnisses, daß es mit unserem Dasein und Menschentum eine ärmliche, eine zweifelhafte und vielleicht hoffnungslose Sache ist, das ist die Voraussetzung. Wir müssen uns dem Leiden ergeben, dem Tod überlassen haben, das ganze höllische Grinsen der nackten Wirklichkeit muß unsere Augen frieren gemacht haben, ehe wir die Tiefe und Wahrheit der zweiten, der anderen Stimme aufnehmen können.

Die erste Stimme bejaht den Tod, verneint die Hoffnung, verzichtet auf all die gedanklichen und dichterischen Beschönigungen und Besänftigungen, mit welchen wir gewohnt sind, uns von angenehmen Dichtern über die Gefährlichkeit und Grausigkeit des Menschendaseins wegtäuschen zu lassen. Die zweite Stimme aber, die wahrhaft himmlische zweite Stimme dieser Dichtung, zeigt uns auf der anderen, himmlischen Seite ein anderes Element als den Tod, eine andere Wirklichkeit, eine andere Wesenheit: das Gewissen des Menschen. Mag alles Menschenleben Krieg und Leid, Gemeinheit und Scheußlichkeit sein — außerdem aber gibt es auch noch etwas anderes, das Gewissen, die Fähigkeit des Menschen, sich Gott gegenüberzustellen. Wohl führt auch das Gewissen uns durch Leid und Todesangst, führt zu Elend und Schuld, aber es führt heraus aus der unerträglichen einsamen Sinnlosigkeit, es führt uns in Beziehungen zum Sinn, zum Wesen, zum Ewigen.

Das Gewissen hat nichts zu tun mit Moral, nichts mit Gesetz, es kann zu ihnen in die furchtbarsten, tödlichsten Gegensätze kommen, aber es ist unendlich stark, es ist stärker als Trägheit, stärker als Eigennutz, stärker als Eitelkeit. Es zeigt noch im tiefsten Elend, in der letzten Verirrtheit immerzu einen schmalen Weg offen, nicht in die todgeweihte Welt zurück, sondern über sie hinaus, zu Gott. Schwer ist der Weg, der den Menschen zu seinem Gewissen führt, fast alle leben immer und immer gegen dieses Gewissen, sträuben sich, beladen sich schwer und schwerer, gehen zugrunde an ersticktem Gewissen, aber jedem steht in jedem Augenblick, jenseits der Leiden und der Verzweiflung, der stille Weg offen, der das Leben sinnvoll und das Sterben leicht macht. Der eine muß so lange gegen sein Gewissen toben und sündigen, bis er alle Höllen erlebt und sich mit allem Grausigen besudelt hat, um endlich, aufseufzend, den Irrtum zu fühlen und die Stunde der Wandlung zu erleben. Andere leben mit ihrem Gewissen in guter Freundschaft, seltene, glückliche und heilige Menschen, und ihnen mag geschehen, was da will, es trifft sie alles nur von außen, es trifft sie nie ins Herz, sie bleiben stets rein, das Lächeln verschwindet nicht von ihrem Gesicht. So einer ist der Fürst Myschkin.

Diese beiden Stimmen, diese beiden Lehren habe ich bei Dostojewski gehört, in den Zeiten, wo ich ein guter Leser seiner Bücher war, in den Stunden, wo Verzweiflung und Leid mich vorbereitet hatten. Es gibt einen

Künstler, bei dem ich Ähnliches erlebt habe, einen Musiker, den ich nicht zu aller Zeit liebe und hören mag, ebenso wie ich gar nicht zu allen Zeiten Dostojewski lesen möchte. Es ist Beethoven. Er hat jenes Wissen um Glück, um Weisheit und Harmonie, die aber nicht auf ebenen Wegen zu finden sind, die nur aufleuchten auf Wegen am Abgrund hin, die man nicht lächelnd pflückt, sondern nur mit Tränen und erschöpft vom Leid. In seinen Symphonien, in seinen Quartetten gibt es Stellen, wo aus lauter Elend und Verlorenheit unendlich rührend, kindlich und zart etwas aufstrahlt, eine Ahnung von Sinn, ein Wissen um Erlösung. Diese Stellen finde ich alle bei Dostojewski wieder.

Balzac

zu seinem fünfundsiebzigsten Todestag (1925)

Im März des Jahres 1850 war Balzac, einundfünfzig Jahre alt, nach endlosen Jahren zähesten Werbens so weit gelangt, daß sein großer Lebenswunsch sich erfüllte, in der Heirat mit Frau Hanska. Ein unglaublich wildes, begieriges, arbeitsreiches, beständig unter Volldampf keuchendes Leben schien damit seine Beruhigung gefunden, ein Wunderschiff nach hundert Stürmen und voll Schätzen aller Zonen, glücklich den Hafen erreicht zu haben. Wenige Monate später, am 18. August 1850, ist er gestorben.

Es gab keinen Hafen, es gab keine Ruhe für diesen schrecklichen Riesen, für dies Genie der Strebsamkeit, des Ehrgeizes und des Arbeitsschweißes.

Er gehört zu den großen Dichtern, die man auf sehr viele Arten lesen kann. Man kann ihn, was bei der Mehrzahl der großen Dichter unmöglich ist, tatsächlich von jeder Lebensstufe aus lesen, als Jüngling oder alter Mann, als Dienstmädchen oder als Denker, als literarischer Feinschmecker oder als barbarischer Büchervielfraß. Die gewaltigen literarischen Qualitäten und Energien, die hinter der riesengroßen bunten Fassade seiner vielen Werke stecken, zeigen sich nicht ohne weiteres, oft scheint Balzac sogar recht banal, recht geschmacklos, recht unverfeinert, nicht selten auch langweilig. Erst beim Versuch, den Umfang seines Lebenswerkes, die Welt dieser zahllosen Bände voll zahlreicher Figuren und Schicksale sich als Einheit, als Werk eines einzelnen, bewußt schaffenden Gehirns, vorzustellen, beginnt man, die zweite Kraft dieses Athleten zu ahnen, die Macht des Auswählens, Ordnens, Komponierens. Seine erste Kraft, die der Zeugung, die des sprudelnden Schaffens, liegt vor jedem naivsten Leser ohne weiteres zutage.

Sein Lebenswerk duftet nach Fruchtbarkeit und strahlt Fülle aus wie das keines anderen Dichters, Shakespeare ausgenommen. Häufig scheint diese Fruchtbarkeit sich einfach um ihrer selbst willen zu ergießen und zu verschwenden, scheint dieser unbändige Schöpfungstrieb richtungslos und beinah unsinnig sich auszuströmen,

blind wühlend wie eine furchtbare Naturkraft. Nicht immer ist diesem blinden Schaffen der ordnende Sinn, ist diesem Schaffensdrang der läuternde Geschmack ganz gefolgt. Manchmal aber ist nicht bloß Trieb und Geist, Naturdrang und Bewußtsein in Einklang gekommen, sondern darüber hinaus spürt man noch einen dritten, geheimnisvollen Balzac, einen Weisen, der die Kindlichkeit seines titanischen Tuns, die Sinnlosigkeit seiner zweiten Weltschöpfung kennt und sieht und sie bejaht und sich selber lächelnd zusieht, wie er immer und immer wieder das Unmögliche versucht.

Auch die Moral Balzacs, die sich ja oft so einfach und klar gebärdet, wenn er eifrig und äußerst beredt, zuweilen auch etwas schulmeisterlich, sein Programm verkündet, das Programm eines Legitimisten, Royalisten, Katholiken und Aristokraten — auch diese Moral erweist sich immer wieder als eine Fiktion, als eine glatte Wand, welche die kubische Welt flächig erscheinen lassen möchte, und hinter dieser Flächenmoral fühlt man, oft mit Erschauern, eine moralloſe hingegebene Weltbejahung stehen, für die es kein Gut und Böse, noch Schön und Häßlich gibt, sondern nur die Ehrfurcht vor dem Leben, vor dem Seienden, an dessen Geheimnis unsere Maßstäbe und Kritikversuche nicht heranreichen.

Daß der barbarisch-kindliche Schöpfer Balzac hinter der Wand, auf welcher er uns seine bunte, grelle, volle, laute, üppige Bilderwelt sichtbar macht, doch immer die geheimnisvolle Tiefe ahnen läßt, daß seine

scheinbar so wirklichen, so blutig lebendigen Figuren und Situationen immer wieder zu Symbolen werden, daß dieser Demiurg ebensosehr den Geist verehrt wie seinen Gegenpol, die blind zeugende Natur, das macht ihn für uns zum Dichter, das macht aus dem Chaos seines Werkes einen Kosmos. Sonst wäre er nur ein Phänomen, nur ein Niagara oder ein Gaurisankar. Wenn er jene dritte Dimension nicht hätte, würde auch seine Bilderwelt für uns Heutige schon erblaßt sein oder doch nach wenigen weiteren Generationen erblassen und hinsterben, denn was geht uns die Wirklichkeit an, die vor neunzig und vor hundert Jahren in Paris, im damaligen französischen Volksleben, in der damaligen französischen Politik vorhanden war?

Aber diese „Wirklichkeit", so sehr sie oft uns Leser mit ihrem Außenbilde fesselt und einspinnt, ja schwer bedrückt, sie löst sich immer wieder zu einem System von Symbolen auf, in welchem Paris nicht Paris, 1840 nicht 1840, Frankreich nicht Frankreich, Politik nicht Politik, Geld nicht Geld ist. Gerade das Geld, dies ewige, bis zum Überfluß die Balzacsche Welt beherrschende Geld, wäre uns längst gleichgültig und langweilig geworden, wenn es nicht in seinen Romanen immer wieder das große Symbol wäre für das Verhaftetsein des Geistes an die Materie, ja für die ganze Reihe der ewigen Antinomien überhaupt.

So wird Balzac, wenn sein hundertster und sein zweihundertster Todestag kommen wird, trotz aller Schlacke in seinem Werk noch immer lebendig sein.

Wenn wir seiner denken (mir wenigstens geht es unweigerlich so, so oft ich es tue), so sehen wir nicht nur den Balzac, den wir gelesen haben, oder den historischen Balzac der Biographen, sondern es erscheint uns die Vision eines anderen großen Fruchtbaren und Magiers, die Balzac-Figur Auguste Rodins.

In dieser Figur, in dieser visionären Gestalt eines überzeitlichen, eines gotischen, eines dämonischen Balzac ist, zumindest für uns Heutige, das vielfältige Phänomen umschrieben und sichtbar gemacht, das dieser Meister für uns bedeutet.

Angelus Silesius
(1925)

Drei geistige Zeitströmungen trafen zusammen, um der Person und dem Werk des frommen Dichters Angelus Silesius ein neues, starkes Interesse zuzuführen: der Zug zur Mystik, die Wiederentdeckung der deutschen Barockdichtung und schließlich die starke katholische Welle. Hans Ludwig Held hat vor kurzem in drei Bänden die poetischen Werke des Meisters neu herausgegeben, und schon jetzt ist eine zweite Auflage notwendig geworden.

Damit tritt eine der merkwürdigsten Erscheinungen unserer Literatur aufs neue vor unsern Blick, eine anziehende und in mancher Hinsicht auch unheimliche Erscheinung. Angelus Silesius, eigentlich Johannes Scheffler, ist der Kirchengeschichte wohlbekannt, während

Literaturfreunden meist nur sein Name nebst einigen wundervollen Zweizeilern aus seinem „Cherubinischen Wandersmann" bekannt ist. Der Herausgeber der neuen Ausgabe hat sich bemüht, über Schefflers Leben alles Material zu sammeln und vorzulegen, zahlreiche Dokumente sind im ersten Bande mit abgedruckt. Auf die Abfassung einer eigentlichen Biographie hat H. L. Held verzichtet, eine solche würde übrigens Außerordentliches von ihrem Autor verlangen.

Betrachten wir nun Leben und Werk dieses Angelus Silesius, der Medizin studierte und Leibarzt bei einem protestantischen Herzog war, dann Katholik wurde und ungezählte heftige Propagandaschriften verfaßt hat (er lebte von 1624 bis 1677), so zeigt dies Leben und Werk einen auffallenden Höhe- und Blütepunkt und von da an einen tödlichen Bruch, eine tiefe Erkrankung. Scheffler muß ein außerordentlich unglückliches Leben gehabt haben. Da dies Schicksal bei ihm nicht Zufall und Außenseite, sondern Kern und Herz eines bedeutenden Lebens ist, lohnt es sich wohl, es ein wenig zu betrachten.

Die katholische Kirche betrachtet den Konvertiten Scheffler mit Recht als einen ihrer bedeutenden Söhne, sie hat sich seiner während der schlesischen Gegenreformation als eines politischen Werkzeuges bedient und ein Teil seines Ruhmes fällt in der Tat ihr zu. Und dennoch ist gerade Schefflers Konversion, sein Übertritt zum Katholizismus, die böse Tat in seinem Leben gewesen, ein Verrat des Geistes, für den er nie

Verzeihung erlangt hat. Daß er der lutherischen Gemeinschaft den Rücken wandte, tief ernüchtert und enttäuscht von ihrem ewigen Mangel, wozu noch einige üble Zeiterscheinungen hinzukamen, ist durchaus begreiflich und richtig gewesen. Zur Zeit seines Abfalls vom Luthertum war Scheffler frei und reif zu diesem Schritt. Daß er jedoch, aus furchtbarer Angst und Schwäche, den Schritt nicht in die Freiheit und in das edle Martyrium geistiger Einsamkeit hinein tat, sondern bloß von einer Kirche in die andere übertrat, mochte die neugewählte auch die bessere sein, diesen Verrat am Geist hat er mit lebenslangem Seelenkummer bezahlen müssen.

Die Befreiung vom damaligen Luthertum, wie es in einer schon verknöcherten Kirche betrieben wurde, verdankte Angelus nämlich nicht der katholischen Lehre, sondern einer deutschen Geheimlehre, die ihm durch Freunde, namentlich durch den ehrwürdigen (natürlich vergessenen!) Abraham Franckenberg bekannt geworden war, und deren größter Lehrer Jakob Boehme ist. Tausende von entzückten und begeisterten Lesern haben sich am kühnen Geist des „Cherubinischen Wandersmann" berauscht und tun es heute noch, ohne zu wissen, daß diese herrlichen Gottesgedichte eine Frucht Boehmeschen Geistes sind. Es gehört zum deutschen Schicksal, daß in diesem Volk den großen Geistern die Wirkung auf das Volk versagt scheint.

Statt also den Schritt aus der engen lutherischen Glaubensgemeinschaft in die Freiheit Gottes und in die Gefahr einer einsamen Freiheit zu wagen, floh

dieser arme Wandersmann zur katholischen Kirche, welche weiter, größer und schöner war als die verlassene, ohne doch diesem weiten, leidenschaftlichen Geist die wahre Heimat ersetzen zu können. Scheffler ist der katholischen Kirche treu geblieben, aber er hat ihr nicht mit befreitem Herzen in Freude gedient, sondern er hat es mit gedrücktem Herzen, fanatisch und in Finsternis getan, mit dem überanstrengten Willen des Unbefriedigten, mit den krampfhaften Übertreibungen des sich verdammt Fühlenden. In dieser Verfassung schrieb der unselige Mann eine Menge von antilutherischen Streitschriften, Pamphlete voll Bosheit und auch Roheit, die zum Glück längst vergessen sind.

Über das persönliche Schicksal dieses merkwürdigen Deutschen wissen wir sehr wenig, namentlich zeigen sich uns die Beweggründe nicht deutlich, die ihn zu jener Pseudo-Konversion brachten. Ein Rätsel liegt da verborgen, dem vielleicht einst ein Deuter kommt.

Ein Stück überpersönlichen, zeitlosen, menschheitlichen Schicksals aber spricht sich in Schefflers Leben sichtbar aus: die Gefahr dessen, der ein tiefes inneres Wissen aussprechen und vielen mundgerecht machen konnte. Das Aussprechen des Heiligsten geschieht nicht ohne furchtbare Gefahr. Die Weisheit des cherubinischen Wandersmanns verlangte von dem Manne, der sie in so glänzender, ja virtuoser Form auszusprechen wußte, ein nahezu übermenschliches Leben, wenn er nicht an der Verantwortung solchen Aussprechens erliegen sollte. Er ist erlegen, und sein demütiger, zuzeiten

sogar wilder und selbstvernichtender Dienst am neu gewählten Altar ist eine vieljährige furchtbare Buße gewesen, furchtbar wie die Buße Robert des Teufels. Unsere Zeit ist schlecht zum Verständnis solcher Geheimnisse vorbereitet, doch hat zum Beispiel Franz Werfel in vielen seiner Gedichte von ähnlichen Kämpfen gesprochen.

Das Leben und Werk des großen Angelus ist nicht bloß eine Kuriosität, und auch nicht bloß ein literarisches Kleinod. Es ist eine tiefe Mahnung.

Nachwort zu „Schubart"
(1926)

Schon in meiner Knabenzeit ist mir der schwäbische Dichter Schubart bekannt und merkwürdig geworden, und seit langem habe ich den Wunsch gehabt, diesem erstaunlichen Mann und seinem ungewöhnlichen Schicksal ein Denkmal zu setzen. Hier ist es denn endlich, und mir scheint, niemand wird diese Bekenntnisse lesen können, ohne schon bei den ersten Seiten vom Klang dieser außerordentlichen Stimme, von der Wucht und Wärme dieses Menschen und Dichters ergriffen zu werden, wenn auch seine Sprache die einer anderen Zeit ist. Es wäre aber sehr zu wünschen, daß nicht bloß die Dokumente dieses aufregenden Schicksals, wie unser Buch sie sammelt, der Neugierde und Teilnahme heutiger Leser wieder vorgelegt würden, sondern auch die Werke des Dichters. Eine zeitgemäße knappe Auswahl aus

Schubarts Werken, und zwar nicht nur aus seinen Gedichten, sondern namentlich auch aus seiner prächtigen Prosa, würde diesen leider Vergessenen vielleicht wieder zu Ehren bringen.

Kennengelernt habe ich Schubart zuerst in einem unsrer schwäbischen Schul-Lesebücher, wo Gedichte von ihm abgedruckt waren, und wenig später wurde mir auch zum erstenmal die klägliche Geschichte seiner Gefangenschaft erzählt, welche damals in Württemberg, obwohl mehr als hundert Jahre alt, noch zu den volkstümlichen Legenden gehörte. Im Alter von dreizehn Jahren besuchte ich zum erstenmal die Solitude bei Stuttgart, das entzückende Jagdschloß des Herzogs Karl Eugen, der nicht bloß Schillers eigenwilliger Jugendpatron, sondern eine Zeitlang auch Schubarts Landesfürst und sein böser Gewaltherr und Kerkermeister war, und aus den üppigen eleganten Sälen der Solitude sah man hinüber auf Ludwigsburg und auf den Asperg, in dessen Festung Schubart so lang und grausam eingekerkert sitzen mußte.

Es vergingen immerhin manche Jahre, ehe ich von Schubart mehr wußte und erfuhr als den starken Duft von Poesie und Eigenwilligkeit, den jene paar Gedichte ausströmten, und die rührende Geschichte von seiner schmählichen politischen Gefangenschaft, welche mich, als Knaben noch, zum erstenmal gegen Fürsten und Polizeigewalt für arme leidende Menschen Partei ergreifen ließ. Das Ganze von Schubarts Leben und Werk habe ich erst viel später erfaßt, als ich viele seiner

glühenden und pathetischen Gedichte und Teile seiner so sehr frischen, volkstümlichen, prachtvollen Prosa kennengelernt hatte. In der Öffentlichkeit war er vergessen, selbst in den schwäbischen Schulen erfuhr man kaum etwas von ihm außer dem Namen, namentlich schien seine Zeitung, die eigentliche literarische Tat seines Lebens, völlig vergessen zu sein. In den Literaturgeschichten wurde sein Name wohl neben denen von Bürger, Lenz und Klinger genannt, mehr über ihn zu erfahren aber war mühsam, und wären nicht glücklicherweise seine Gedichte einst bei Reclam erschienen, so wäre er ganz und gar vergessen worden. Ich war schon etwa dreißig Jahre alt, als mir die dreibändige Ausgabe der Briefe Schubarts in die Hände fiel, welche David Friedrich Strauß einst besorgt hat. Und wieder um Jahre später lernte ich auch das Buch kennen, in dem Schubarts Sohn die merkwürdige Leidensgeschichte seines Vaters erzählt hat.

Das Gedächtnis dieses Meteors, dieses feurigen, wilden und weichen Menschen und seines wilden, traurigen und sonderbaren Schicksals aufzubewahren, es für unsre Tage, ohne fälschende moderne Redaktion, wieder zu erwecken und zum Sprechen zu bringen, habe ich mir seither gewünscht. Nun ist der Wunsch erfüllt.

Wer die ersten Seiten unsres Buches mit der Schilderung von Schubarts Jugendjahren liest, wird ohne weiteres vom Zauber dieser strahlenden, kindlichen und zugleich gefährlichen Persönlichkeit, vom Genius dieses

extravaganten Menschen gefesselt sein. Wild und laut, prahlerisch und sentimental, ein Freund der großen Gebärden und der heftigen Ausdrücke, in seiner Sprache wie in seinem Leben von einer turbulenten, suggestiven, zuweilen sich beinah drollig übersteigernden Saftigkeit, steht er da, nicht frei von einem etwas theatralischen Genietum, ja einer gewissen Aufschneiderei, ein übersprudelnder Sanguiniker, ein Mensch des blühenden Trieblebens, liebenswürdig und erobernd allein schon durch die Wärme seiner Vitalität, ein ewiges Kind, aber mit Riesenkräften, stets mit Affekten überladen, stets um einen heftigen und eindrucksvollen Ausdruck für diese Affekte bemüht, aber in diesem Ausdruck auch immer wieder genial. Was für ein weicher, weinerlich rührsamer Ton ist zum Beispiel in seiner verdächtigen Zerknirschungsreligiosität, und doch ist auch hier, auch in diesem vielleicht wenigst aufrichtigen Winkel seiner reichen Kinderseele, zuweilen ein Aufblitzen und eine Erlebenskraft, eine Vollsaftigkeit und zeugende Wärme des Fühlens, welche an sich schon einen Wert bedeutet.

Und doch ist dieser Schubart, wie wir ihn aus den erhaltenen Dokumenten kennenlernen können, noch lange nicht der ganze Schubart. Es ist erst der Dichter und Literat Schubart, den wir da kennenlernen. Alle diese Eindrücke einer starken, wilden, brausend lebendigen Persönlichkeit, eines bis ins Geniale und bis ins Pathologische gesteigerten Charakters zeigen nur erst die eine Hälfte seines Lebens und Genies. Denn Schubart

war keineswegs bloß Dichter und Publizist, er war ebensosehr Musiker. Wie er als Lehrer, als Kanzelredner, als Zeitungsschreiber und Dichter abwechselnd sich auslebte, so tat er es außerdem noch als fruchtbarer Komponist, als Kapellmeister, als Orgel- und Klaviervirtuose, als Musiklehrer und Leiter von Dilettantenorchestern, ein reiches Leben voll von Auf und Nieder, voll von Strebungen, Eitelkeiten, Erfolgen, voll Glanz und Elend, von dem wir nur noch eine blasse Legende überkommen haben. Er war eine jener durch und durch musikalischen, durch und durch vom Dämon besessenen Musikantenfiguren, wie sie damals hier und dort auftauchten und die wir in der Dichtung noch bis zum Ende der Romantik häufig antreffen. Hoffmanns Kapellmeister Kreisler ist die schönste dieser Figuren und die letzte Erscheinungsform dieses Typus.

Es ist nicht unwichtig, daß Schubart auch noch Musiker, daß er vielleicht sogar in erster Linie Musiker war. In seinem großenteils ärmlichen äußeren Leben, wie auch im Umkreis seiner Dichtung, die zum großen Teil aus reinen Gelegenheitsgedichten besteht, konnte die warme Fülle, die Geschmeidigkeit und strömende Lebensbejahung dieses vulkanischen Temperamentes nicht voll zur Auswirkung kommen. Der Schubart der enthusiastischen Gedichte und der kräftigen Zeitungsaufsätze samt dem Schubart der schmachtenden Gefangenschaftsjahre und der pietistisch exaltierten Bekehrung ist immer noch nicht der ganze Schubart. Die andre Hälfte ging uns verloren, der musikalische Schubart, der in Musik

schwimmende, um Ausdruck nie verlegene, faszinierende Musikant, Komponist, Sänger, Organist, Klavierspieler und Dirigent. Ich denke mir, daß hier, in seinem musikalischen Leben, all das zum Blühen kam und sich strahlend auslebte, wovon Schubarts Dichtung nur Anklänge enthält und was seine äußere Biographie niemals wiedergeben oder nur ahnen lassen kann. Und eben hier geben seine eigenen Bekenntnisse, seine wenigen Äußerungen über sein musikalisches Leben hier und dort etwas wie Ersatz für das Unersetzliche.

Jene Zeit war ja voll von Genies, es war die Zeit eines geistigen Pubertätsrausches, die Zeit der Lenz, Miller, Klinger und des jungen Goethe. Aber keiner von ihnen, selbst Lenz nicht, hat diese Durchtränktheit eines sich vergeudenden Lebens, hat diese heftige persönliche Tragik, keiner zeigt so rein die fatale und doch großartige Psychologie des genialen Amokläufers gegen Philistertum und Alltag. All dies, in Schubarts Gedichten nur zu fragmentarischem Ausdruck gediehen, glüht unverwelklich in der erschütternden Legende seines armen, wilden, verstürmten Lebens, in dieser Legende vom strahlend aufleuchtenden, schnell verloderten, traurig verluderten Genius.

Diese merkwürdige und herzzerreißende Legende in ihrer Reinheit, nur aus den echten Dokumenten heraus wiederherzustellen, ist meines Wissens seit Strauß nie mehr versucht worden. Wir haben es in diesem Buche getan.

Ein grell und sensationell geschriebener historischer Roman, eine mit Kinoromantik hingeschwindelte populäre Biographie Schubarts könnte heute ein Welterfolg sein. Möge auch dieser ernstere Versuch, mit reinern Mitteln das wahrhaft Merkwürdige dieses Lebens wieder sichtbar zu machen, zu vielen Herzen sprechen!

Aufsätze aus den Kriegsjahren

O Freunde, nicht diese Töne!

(September 1914)

Die Völker liegen einander in den Haaren, und jeden Tag leiden und sterben Ungezählte in furchtbaren Kämpfen. Mitten zwischen den aufregenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz fiel mir, wie das so geht, ein längst vergessener Augenblick aus meinen Knabenjahren ein. Da saß ich, vierzehnjährig, an einem heißen Sommertag in Stuttgart in dem berühmten schwäbischen Landexamen, und als Aufsatzthema wurde uns diktiert: „Welche guten und welche schlechten Seiten der menschlichen Natur werden durch einen Krieg geweckt und entwickelt?“ Meine Arbeit über dies Thema beruhte auf keinerlei Erfahrung und fiel entsprechend traurig aus, und was ich damals, als Knabe, unter Krieg sowohl wie unter Kriegstugenden und Kriegslastern verstand, stimmt nicht mehr mit dem zusammen, was ich heute so nennen würde. Aber im Anschluß an die täglichen Ereignisse und an jene kleine Erinnerung habe ich dem Krieg in dieser Zeit viel nachgedacht, und da jetzt doch einmal der Brauch eingerissen ist, daß Männer der Studierstube und des Ateliers ihre Meinungen hierüber kundgeben, scheue ich mich nicht länger, auch die meine auszusprechen. Ich bin Deutscher, und

meine Sympathien und Wünsche gehören Deutschland, aber was ich sagen möchte, bezieht sich nicht auf Krieg und Politik, sondern auf die Stellung und Aufgaben der Neutralen. Damit meine ich nicht die politisch neutralen Völker, sondern alle diejenigen, die als Forscher, Lehrer, Künstler, Literaten am Werk des Friedens und der Menschheit arbeiten.

Da sind uns in letzter Zeit betrübende Zeichen einer unheilvollen Verwirrung des Denkens aufgefallen. Wir hören von Aufhebung der deutschen Patente in Rußland, von einem Boykott deutscher Musik in Frankreich, von einem ebensolchen Boykott gegen geistige Werke feindlicher Völker in Deutschland. Es sollen in sehr vielen deutschen Blättern künftig Werke von Engländern, Franzosen, Russen, Japanern nicht mehr übersetzt, nicht mehr anerkannt, nicht mehr kritisiert werden. Das ist kein Gerücht, sondern Tatsache und schon in die Praxis getreten.

Also ein schönes japanisches Märchen, ein guter französischer Roman, von einem Deutschen noch vor Kriegsbeginn treu und liebevoll übersetzt, muß jetzt totgeschwiegen werden. Eine schöne, gute Gabe, mit Liebe unserm Volk dargebracht, wird zurückgestoßen, weil einige japanische Schiffe Tsingtau bekriegen. Und wenn ich heute das Werk eines Italieners, eines Türken, eines Rumänen lobe, so darf das nur mit dem Vorbehalt gelten, daß nicht vor Beendigung des Abdrucks in diesen Völkern ein Diplomat oder Journalist die politische Lage ändert!

Anderseits sehen wir Künstler und Gelehrte mit Protesten gegen kriegführende Mächte auf den Plan treten. Als ob jetzt, wo die Welt in Brand steht, solche Worte vom Schreibtisch irgendeinen Wert hätten. Als ob ein Künstler oder Literat, und sei er der beste und berühmteste, in den Dingen des Krieges irgend etwas zu sagen hätte.

Andere nehmen am großen Geschehen teil, indem sie den Krieg ins Studierzimmer tragen und am Schreibtisch blutige Schlachtgesänge verfassen oder Artikel, in denen der Haß zwischen den Völkern genährt und ingrimmig geschürt wird. Das ist vielleicht das Schlimmste. Jeder, der im Felde steht und täglich sein Leben wagt, habe das volle Recht zu Erbitterung und momentanem Zorn und Haß, und jeder aktive Politiker ebenso. Aber wir anderen, wir Dichter, Künstler, Journalisten — kann es unsere Aufgabe sein, das Schlimme zu verschlimmern, das Häßliche und Beweinenswerte zu vermehren?

Gewinnt Frankreich etwas, wenn alle Künstler der Welt gegen die Gefährdung eines schönen Bauwerkes protestieren? Gewinnt Deutschland etwas, wenn es keine englischen und französischen Bücher mehr liest? Wird irgend etwas in der Welt besser, gesünder, richtiger, wenn ein französischer Schriftsteller den Feind mit gemeinen Schimpfworten bewirft und das Heer zu tierischer Wut aufzustacheln sucht?

Alle diese Äußerungen, vom frech erfundenen „Gerücht" bis zum Hetzartikel, vom Boykott „feindlicher"

Kunst bis zum Schmähwort gegen ganze Völker beruhen auf einem Mangel des Denkens, auf einer geistigen Bequemlichkeit, die man jedem kämpfenden Soldaten ohne weiteres zugute hält, die aber einem besonnenen Arbeiter oder Künstler schlecht ansteht. Ich nehme von vorneherein alle diejenigen von meinem Vorwurf aus, denen schon vorher die Welt bei den Grenzpfählen aufhörte. Die Leute, denen jedes der französischen Malerei erteilte Lob ein Greuel war und denen bei jedem Fremdwort der Zornschweiß ausbrach, die sind es nicht, von denen hier die Rede ist, die tun weiter, was sie vorher taten. Aber die anderen alle, die sonst mit mehr oder weniger Bewußtsein am übernationalen Bau der menschlichen Kultur tätig gewesen sind und jetzt plötzlich den Krieg ins Reich des Geistes hinübertragen wollen, die begehen ein Unrecht und einen groben Denkfehler. Sie haben solange der Menschheit gedient und an das Vorhandensein einer übernationalen Menschheitsidee geglaubt, als dieser Idee kein grobes Geschehen widersprach, als es bequem und selbstverständlich war, so zu denken und zu tun. Jetzt, wo es zur Arbeit, zur Gefahr, zum Sein oder Nichtsein wird, an jener größten aller Ideen festzuhalten, jetzt kneifen sie aus und singen den Ton, den der Nachbar gerne hört.

Wohlverstanden, dies geht nicht gegen die vaterländische Gesinnung und die Liebe zum eigenen Volkstum. Ich bin der letzte, der in dieser Zeit sein Vaterland verleugnen möchte, und es würde mir nicht einfallen, einen

Soldaten vom Erfüllen seiner Pflicht abzuhalten. Da man jetzt einmal am Schießen ist, soll geschossen werden — aber nicht des Schießens und der verabscheuungswürdigen Feinde wegen, sondern um so bald wie möglich eine höhere und bessere Arbeit wieder aufzunehmen! Es wird jetzt jeden Tag viel von dem vernichtet, wofür alle Gutgesinnten unter den Künstlern, Gelehrten, Reisenden, Übersetzern, Journalisten aller Länder sich ihr Leben lang bemühten. Das ist nicht zu ändern. Töricht und falsch aber ist es von jedem, der je eine einzige helle Stunde lang an die Idee der Menschheit, an eine internationale Wissenschaft, eine nicht national beschränkte Schönheit in der Kunst geglaubt hat, wenn er jetzt, über das Ungeheure erschrokken, die Fahne wegwirft und sein Bestes mit in den allgemeinen Ruin schmeißt. Ich glaube, es sind sehr wenige, es ist vielleicht nicht einer unter unseren Dichtern und Literaten, in dessen Gesamtwerke später einmal das Beste das sein wird, was er heute im Zorn der Stunde gesagt und geschrieben hat. Es ist auch unter ihnen, soweit sie überhaupt ernst zu nehmen sind, nicht einer, dem Körners Vaterlandslieder im Herzen lieber wären als die Gedichte jenes Goethe, der sich vom großen Befreiungskrieg seines Volkes so merkwürdig fernhielt.

Ja eben, rufen jetzt die Nurpatrioten, dieser Goethe ist uns immer verdächtig gewesen, er war nie ein Patriot, und er hat den deutschen Geist mit jener milden, kühlen Internationalität verseucht, an der wir lang

gelitten haben und die unser deutsches Bewußtsein merklich geschwächt hat.

Da sitzt der Kern der Frage. Goethe war nie ein schlechter Patriot, obwohl er Anno 1813 keine Nationallieder gedichtet hat. Aber über die Freude am Deutschtum, das er kannte und liebte wie nur einer, ging ihm die Freude am Menschentum. Er war ein Bürger und Patriot in der internationalen Welt des Gedankens, der inneren Freiheit, des intellektuellen Gewissens, und er stand in den Augenblicken seines besten Denkens so hoch, daß ihm die Geschicke der Völker nicht mehr in ihrer Einzelwichtigkeit, sondern nur noch als untergeordnete Bewegungen des Ganzen erschienen.

Mag man das einen kühlen Intellektualismus schelten, der im Augenblick ernster Gefahr zu schweigen habe — es ist dennoch der Geist, in dem die besten deutschen Denker und Dichter gelebt haben. An ihn zu erinnern und an die Mahnung zu Gerechtigkeit, Mäßigung, Anstand, Menschenliebe, die er enthält, dazu ist es jetzt mehr Zeit als je. Soll es denn dazu kommen, daß Mut dazu gehört für einen Deutschen, ein gutes englisches Buch besser zu finden als ein schlechtes deutsches? Soll der Geist unsrer Kriegführenden selber, der den feindlichen Gefangenen schont und erhält, den Geist unsrer Denker beschämen, der den Feind auch da, wo er friedlich ist und Gutes bringt, nicht mehr anerkennen und schätzen will? Was sollte da nach dem Kriege werden, in jener Zeit, vor der wir alle schon ein wenig bangen, wo Reisen und geistiger Austausch zwischen

den Völkern daniederliegen werden? Und wer soll dazu beitragen und daran arbeiten, daß es wieder anders wird, daß man sich wieder versteht, wieder anerkennt, wieder voneinander lernt — wer soll das tun, wenn nicht wir, die wir am Schreibtisch sitzen und unsere Brüder im Felde stehen wissen? Ehre jedem, der mitkämpft, mit Blut und Leben, auf dem Schlachtfeld unter den Granaten! Uns andern, die es mit der Heimat gut meinen und an der Zukunft nicht verzweifeln wollen, uns ist die Aufgabe geworden, ein Stück Frieden zu erhalten, Brücken zu schlagen, Wege zu suchen, aber nicht mit dreinzuhauen (mit der Feder!) und die Fundamente für die Zukunft Europas noch mehr zu erschüttern.

Noch ein Wort für jene vielen, die man unter diesem Krieg verzweifelnd leiden sieht und denen jede Kultur, jede Menschlichkeit dadurch vernichtet scheint, daß jetzt Krieg ist. Krieg war immer, seit wir von Menschengeschicken wissen, und es waren keine Gründe für den Glauben da, er sei nun abgeschafft. Es war lediglich die Gewohnheit langen Friedens, die uns das vortäuschte. Krieg wird solange sein, als die Mehrzahl der Menschen noch nicht in jenem Goetheschen Reich des Geistes mitleben kann. Krieg wird noch lange sein, er wird vielleicht immer sein. Dennoch ist die Überwindung des Krieges nach wie vor unser edelstes Ziel und die letzte Konsequenz abendländisch-christlicher Gesittung. Der Forscher, der das Mittel gegen eine Seuche sucht, wird seine Arbeit nicht wegwerfen, wenn eine neue

Epidemie ihn überrascht. Noch viel weniger wird „Friede auf Erden" und Freundschaft unter den Menschen, die eines guten Willens sind, jemals aufhören, unser höchstes Ideal zu sein. Menschliche Kultur entsteht durch Veredlung tierischer Triebe in geistigere, durch Scham, durch Phantasie, durch Erkenntnis. Daß das Leben wert sei, gelebt zu werden, ist der letzte Inhalt und Trost jeder Kunst, obgleich alle Lobpreiser des Lebens noch haben sterben müssen. Daß Liebe höher sei als Haß, Verständnis höher als Zorn, Friede edler als Krieg, das muß ja eben dieser unselige Weltkrieg uns tiefer einbrennen, als wir es je gefühlt. Wo wäre sonst sein Nutzen?

An einen Staatsminister

(August 1917)

Nach einem strengen Arbeitstage habe ich heute abend meine Frau gebeten, mir eine Sonate von Beethoven zu spielen. Von den Geschäften und Sorgen riefen die Stimmen dieser Musik, Engelsstimmen, mich zurück in die wirkliche Welt, in die Welt der einzigen Realität, die wir besitzen, die uns Freuden und Qualen macht, in der und für die wir leben.

Nachher las ich noch einige Zeilen in dem Buch, in dem die Bergpredigt steht und das hohe, uralte, grundlegende Wort: „Du sollst nicht töten!"

Aber ich fand keine Ruhe, ich konnte weder zu Bette gehen noch weiterlesen. Ich war voll Unruhe und Angst,

und indem ich sann und suchte, wo die Ursache läge, erinnerte ich mich plötzlich an einige Sätze aus einer Rede von Ihnen, Herr Minister, die ich dieser Tage gelesen.

Ihre Rede war formgewandt, im übrigen ist sie nicht besonders neu, wichtig oder provozierend gewesen. Sie sagte, auf das Wesentliche reduziert, so ziemlich dasselbe, was alle Reden aller Regierenden seit längerer Zeit zu sagen pflegen: daß man zwar so im allgemeinen nichts sehnlicher wünsche als einen Frieden, als eine neue Einigkeit und fruchtbare Arbeit für die Zukunft der Völker, daß man weder sich bereichern noch Mordgelüste befriedigen wolle — daß aber „der Augenblick für Verhandlungen" noch nicht gekommen sei, und daß man also zunächst einmal tapfer weiter Krieg führen müsse. So ziemlich jeder Minister jedes kriegführenden Volkes hätte eine ähnliche Rede halten können, hält sie vielleicht morgen und übermorgen.

Daß diese Rede mich heute nicht schlafen läßt, obwohl ich schon oft ganz ähnliche Reden mit demselben traurigen Schlusse gelesen und daraufhin gut geschlafen habe, daran ist, wie ich jetzt genau weiß, die Sonate von Beethoven schuld, sie und jenes alte Buch, in dem ich nachher noch gelesen habe, wo die wundersamen Gebote vom Sinai stehen und die lichten Worte des Heilandes.

Die Musik Beethovens und die Worte der Bibel sagten zu mir genau dasselbe, es war Wasser aus einer Quelle — aus der einzigen Quelle, aus welcher den Menschen Gutes kommt. Und nun empfand ich

plötzlich, daß Ihre Rede, Herr Minister, und die Reden Ihrer regierenden Kollegen hier und dort nicht aus dieser Quelle stammen, daß sie dessen entbehren, was Menschenworte wichtig und wertvoll machen kann. Sie entbehren der Liebe, sie entbehren der Menschlichkeit.

Ihre Rede zeigt ein tiefes Gefühl der Sorge und Verantwortlichkeit für Ihr Volk, für das Heer Ihres Volkes, für die Ehre Ihres Volkes. Sie zeigt aber kein Gefühl für die Menschheit. Und sie bedeutet, in kurzen Worten, einige Zehntausend neue Menschenopfer.

Sie werden vielleicht meine Erinnerung an Beethoven eine Sentimentalität nennen. Die Worte Jesu und der Bibel werden Sie, wenigstens öffentlich, schon eher mit einem gewissen Respekt bedenken. Aber wenn Sie auch nur an ein einziges der Ideale glauben, für die Sie Krieg führen, sei es die Freiheit der Länder oder der Meere, sei es der politische Fortschritt oder die Rechte der kleinen Nationen — wenn Sie auch nur an ein einziges dieser Ideale, an einen einzigen dieser nichtegoistischen Gedanken wirklich in Ihrer Seele glauben, so müssen Sie beim Durchlesen Ihrer Rede erkennen, daß Sie nicht diesem Ideal gedient hat, daß sie überhaupt keinem Ideal gedient hat. Sie ist nicht Ausdruck und Ergebnis eines Glaubens, eines Gefühls, einer menschlichen Notwendigkeit, sondern sie ist leider nur Ausdruck und Ergebnis einer Verlegenheit. Einer begreiflichen Verlegenheit gewiß, denn nichts mag schwerer sein als jetzt, heute, sich zu einer gewissen Enttäuschung

über die Resultate des Krieges zu bekennen und den nächsten Weg zu einem Frieden zu suchen.

Indessen eine Verlegenheit, sei sie auch die von zehn Regierungen, ist ein Ding, das nicht fortbestehen kann. Über die Verlegenheiten siegen die Notwendigkeiten. Und einmal, irgendeinmal wird es notwendig sein, für Sie und alle Ihre feindlichen Kollegen notwendig und unumgänglich sein, die Verlegenheit einzugestehen und ihr durch Entschlüsse ein Ende zu bereiten.

Denn von den Resultaten des Krieges sind, heute und schon längere Zeit, sämtliche Kriegführenden enttäuscht. Einerlei wer hier und dort gesiegt hat, einerlei wieviel Gefangene man gemacht und verloren, wieviel Land man besetzt und wieviel eingebüßt hat — das Resultat ist nicht das gewesen, das man von einem Kriege erwartet. Es ist keine Lösung, keine Klärung, keine Entscheidung gekommen, und es ist auch keine abzusehen.

Um diesen Zustand einer großen Verlegenheit vorübergehend vor sich und vor Ihrem Volke zu verschleiern, um große und wichtige Entschlüsse (die immer Opfer kosten) einstweilen noch zu verschieben — darum haben Sie Ihre Rede gehalten, und darum halten die andern Regierenden die ihren. Das ist begreiflich. Es ist leichter für einen Revolutionär, oder auch für einen Schriftsteller, das Menschliche in einer Weltlage zu bekennen und Folgen daraus zu ziehen, als für einen verantwortlichen Staatsmann. Es ist leichter für unsereinen, weil er nicht für seine Person sich für die

ungeheure Depression verantwortlich fühlen muß, die ein Volk ergreift, wenn es einsieht, es habe sein Kriegsziel nicht erreicht, es habe vielleicht Hunderttausende an Menschen und Milliarden an „Werten" vergeblich geopfert.

Aber nicht bloß darum haben Sie es schwerer, die Verlegenheit zu bekennen und das Ende des Krieges durch Entschlüsse zu fördern. Sie haben es auch darum schwerer, weil Sie zu wenig Musik hören, zu wenig in der Bibel und in großen Dichtern lesen.

Das macht Sie lächeln. Vielleicht sagen Sie auch, Sie als Privatmann hätten zu Beethoven und allem Schönen und Edlen das innigste Verhältnis, und haben es wirklich. Aber ich möchte sehr wünschen, Sie möchten dieser Tage einmal zufällig eine edle Musik hören und dabei plötzlich wieder einmal die Stimmen vernehmen, die aus jener heiligen Quelle kommen! Ich möchte sehr wünschen, Sie läsen dieser Tage einmal in einem Augenblick der Ruhe ein Gleichnis Jesu, einen Vers von Goethe, einen Spruch von Lao Tse.

Der Augenblick, in dem Sie es täten, könnte für die Welt unendlich wichtig werden. Es könnte sein, daß Sie innere Befreiung fänden. Es könnte sein, daß Ihnen Augen und Ohren plötzlich geöffnet würden. Ihre Augen und Ohren, Herr Minister, sind seit Jahren darauf abgerichtet, theoretische Ziele statt der Wirklichkeit zu sehen, sie sind — das war ja notwendig! — seit langer Zeit daran gewöhnt, eine Menge von Dingen der Wirklichkeit nicht zu sehen, zu übersehen, vor sich selbst zu leugnen. Sie wissen, was ich meine? Ja, Sie

wissen es. Aber die Stimme eines großen Dichters, die Stimme der Bibel, die ewige klare Stimme der Menschlichkeit, die aus der Kunst zu uns spricht, sie vermöchte vielleicht, Sie für einen Augenblick wirklich sehend und hörend zu machen. Ach, was würden Sie da sehen und hören! Nichts mehr von Arbeitermangel und Kohlenpreisen, nichts mehr von Tonnage und von Bündnissen, von Anleihen, Aushebungen und allen den Dingen, die seit langem allein noch Realitäten für Sie waren. Statt ihrer würden Sie die Erde sehen, unsere alte geduldige Erde, wie sie voll von Leichen und von Sterbenden liegt, wie sie zerrissen und zerstört, verbrannt und geschändet ist. Sie würden Soldaten sehen, die zwischen den Fronten liegen, tagelang, und mit den zerschossenen Händen die Fliegen nicht von den Wunden jagen können, an denen sie zugrunde gehen. Sie würden die Stimmen der Verwundeten, die Schreie der Wahnsinnigen, die Klagen und Anklagen der Mütter und Väter, der Bräute und Schwestern hören, den Schrei des Hungers im Volk.

Wenn Sie dies alles erst wieder hörten, was Sie geflissentlich in Monaten und Jahren nicht mehr hören durften, dann würden Sie vielleicht noch einmal mit neuen Sinnen Ihre Kriegsziele, Ihre Ideale und Theorien betrachten und prüfen und würden ihren wirklichen Wert abzuwägen suchen gegen das Elend eines einzigen Kriegsmonates, eines einzigen Kriegstages.

Wenn doch das irgendwie zu erreichen wäre, diese Stunde Musik, diese Rückkehr zur wahren Wirklichkeit!

Ich weiß, Sie würden die Stimme der Menschheit hören, ich weiß, Sie würden sich einschließen und weinen. Und andern Tags würden Sie gehen und tun, was Ihre Pflicht gegen die Menschheit ist. Sie würden ein paar Millionen oder Milliarden Geld, Sie würden die Geringfügigkeit einer kleinen Einbuße an Prestige, Sie würden tausend Dinge (alle die Dinge, für die Sie in Wirklichkeit jetzt allein noch kämpfen) in den Wind schlagen und nötigenfalls Ihren Ministerstuhl dazu, und Sie würden dafür das tun, was die Menschheit in unsagbarer Angst und Qual von Ihnen hofft und erfleht — Sie würden als Erster unter den Regierenden diesen jammervollen Krieg verdammen, würden als Erster unter den Verantwortlichen das aussprechen, was heimlich alle schon fühlen: daß ein Halbjahr, daß ein Monat Krieg mehr kostet, als alles, was er einbringen kann, wert ist.

Wir würden dann Ihren Namen nie mehr vergessen, Herr Minister, und Ihre Tat würde der Menschheit höher gelten als die Taten aller, welche jemals Kriege geleitet und gewonnen haben.

Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert

(Ende 1917)

Seit meiner Jugend hatte ich die Gewohnheit, von Zeit zu Zeit zu verschwinden und zur Erfrischung in andere Welten unterzutauchen; man pflegte mich dann zu suchen und nach einiger Zeit als vermißt auszuschreiben,

und wenn ich schließlich wiederkam, so war es mir stets ein Vergnügen, die Urteile der sogenannten Wissenschaft über mich und meine „Abwesenheits"- oder Dämmerzustände anzuhören. Während ich nichts anderes tat als das, was meiner Natur selbstverständlich war und was früher oder später die meisten Menschen werden tun können, wurde ich von diesen seltsamen Menschen für eine Art Phänomen angesehen, von den einen als ein Besessener, von den andern als ein mit Wunderkräften Begnadeter.

Kurz, ich war also wieder eine Weile fortgewesen. Nach zwei oder drei Kriegsjahren hatte die Gegenwart viel an Reiz für mich verloren, und ich drückte mich hinweg, um eine Weile andere Luft zu atmen. Auf dem gewohnten Wege verließ ich die Ebene, in der wir leben, und hielt mich gastweise auf anderen Ebenen auf. Ich war eine Zeitlang in fernen Vergangenheiten, jagte unbefriedigt durch Völker und Zeiten, sah den üblichen Kreuzigungen, Händeln, Fortschritten und Verbesserungen auf Erden zu und zog mich dann für einige Zeit ins Kosmische zurück.

Als ich wiederkam, war es 1920, und zu meiner Enttäuschung standen sich überall noch immer mit der gleichen geistlosen Hartnäckigkeit die Völker im Kriege gegenüber. Es waren einige Grenzen verschoben, einige ausgesuchte Regionen älterer höherer Kulturen mit Sorgfalt zerstört worden, aber alles in allem hatte sich äußerlich auf der Erde nicht viel geändert.

Groß war der erreichte Fortschritt in der Gleichheit auf Erden. Wenigstens in Europa sah es in allen Ländern, wie ich hörte, genau gleich aus, auch der Unterschied zwischen Kriegführenden und Neutralen war fast ganz verschwunden. Seit man die Beschießung der Zivilbevölkerung mechanisch durch Freiballons betrieb, welche aus Höhen von 15—20000 Metern im Dahintreiben ihre Geschosse fallen ließen, seither waren die Landesgrenzen, obwohl nach wie vor scharf bewacht, so ziemlich illusorisch geworden. Die Streuung dieser vagen Schießerei aus der Luft herab war so groß, daß die Absender solcher Ballons ganz zufrieden waren, wenn sie nur ihr eigenes Gebiet nicht trafen, und sich nicht mehr darum kümmerten, wieviele ihrer Bomben auf neutrale Länder oder schließlich auch auf das Gebiet von Bundesgenossen fielen.

Dies war eigentlich der einzige Fortschritt, den das Kriegswesen selbst gemacht hatte; in ihm sprach sich endlich einigermaßen klar der Sinn des Krieges aus. Die Welt war eben in zwei Parteien geteilt, welche einander zu vernichten suchten, weil sie beide das gleiche begehrten, nämlich die Befreiung der Unterdrückten, die Abschaffung der Gewalttat und die Aufrichtung eines dauernden Friedens. Gegen einen Frieden, der möglicherweise nicht ewig währen könnte, war man überall sehr eingenommen — wenn der ewige Friede nicht zu haben war, so zog man mit Entschiedenheit den ewigen Krieg vor, und die Sorglosigkeit, mit welcher die Munitionsballons aus ungeheuren Höhen

ihren Segen über Gerechte und Ungerechte regnen ließen, entsprach dem Sinn dieses Krieges vollkommen. Im übrigen wurde er jedoch auf die alte Weise mit bedeutenden, aber unzulänglichen Mitteln weitergeführt. Die bescheidene Phantasie der Militärs und Techniker hatte noch einige wenige Vernichtungsmittel erfunden — jener Phantast aber, der den mechanischen Streuballon ausgedacht hatte, war der letzte seiner Art gewesen; denn seither hatten die Geistigen, die Phantasten, Dichter und Träumer sich mehr und mehr vom Interesse für den Krieg zurückgezogen. Er blieb, wie gesagt, den Militärs und Technikern überlassen und machte also wenig Fortschritte. Mit ungeheurer Ausdauer standen und lagen sich überall die Heere gegenüber, und obwohl der Materialmangel längst dazu geführt hatte, daß die soldatischen Auszeichnungen nur noch aus Papier bestanden, hatte die Tapferkeit sich nirgends erheblich vermindert.

Meine Wohnung fand ich zum Teil durch Flugzeuggeschosse zertrümmert, doch ließ es sich noch darin schlafen. Immerhin war es kalt und unbehaglich, der Schutt am Boden und der feuchte Schimmel an den Wänden mißfiel mir, und ich ging bald wieder weg, um einen Spaziergang zu machen.

Ich ging durch einige Gassen der Stadt, die sich stark gegen früher verändert hatten. Vor allem waren keine Läden mehr zu sehen. Die Straßen waren ohne Leben. Ich war noch nicht lange unterwegs, da trat ein Mann mit einer Blechnummer am Hut auf mich zu

und fragte, was ich da tue. Ich sagte, ich gehe spazieren. Er: Haben Sie Erlaubnis? Ich verstand ihn nicht, es gab einen Wortwechsel, und er forderte mich auf, ihm in das nächste Amtshaus zu folgen.

Wir kamen in eine Straße, deren Häuser alle mit weißen Schildern behängt waren, auf denen ich Bezeichnungen von Ämtern mit Nummern und Buchstaben las.

„Beschäftigungslose Zivilisten" stand auf einem Schilde, und die Nummer 2487 B 4 dabei. Dort gingen wir hinein. Es waren die üblichen Amtsräume, Wartezimmer und Korridore, in welchen es nach Papier, nach feuchten Kleidern und Amtsluft roch. Nach manchen Fragen wurde ich auf Zimmer 72d abgeliefert und dort verhört.

Ein Beamter stand vor mir und musterte mich. „Können Sie nicht strammstehen?" fragte er streng. Ich sagte: „Nein." Er fragte: „Warum nicht?" „Ich habe es nie gelernt", sagte ich schüchtern.

„Also Sie sind dabei festgenommen worden, wie Sie ohne Erlaubnisschein spazieren gegangen sind. Geben Sie das zu?"

„Ja," sagte ich, „das stimmt wohl. Ich hatte es nicht gewußt. Sehen Sie, ich war längere Zeit krank —"

Er winkte ab. „Sie werden dadurch bestraft, daß Ihnen für drei Tage das Gehen in Schuhen untersagt wird. Ziehen Sie Ihre Schuhe aus!"

Ich zog meine Schuhe aus.

„Mensch!“ rief der Beamte da entsetzt. „Mensch, Sie tragen ja Lederschuhe! Woher haben Sie die? Sind Sie denn völlig verrückt?“

„Ich bin geistig vielleicht nicht völlig normal, ich kann das selbst nicht genau beurteilen. Die Schuhe habe ich früher einmal gekauft.“

„Ja, wissen Sie nicht, daß das Tragen von Leder in jedweder Form den Zivilpersonen streng verboten ist? — Ihre Schuhe bleiben hier, die werden beschlagnahmt. Zeigen Sie übrigens doch einmal Ihre Ausweispapiere!“

Lieber Gott, ich hatte keine.

„Das ist mir doch seit einem Jahre nimmer vorgekommen!“ stöhnte der Beamte und rief einen Schutzmann herein. „Bringen Sie den Mann ins Amt Nr. 194, Zimmer 8!“

Barfuß wurde ich durch einige Straßen getrieben, dann traten wir wieder in ein Amtshaus, gingen durch Korridore, atmeten den Geruch von Papier und Hoffnungslosigkeit, dann wurde ich in ein Zimmer gestoßen und von einem andern Beamten verhört. Dieser trug Uniform.

„Sie sind ohne Ausweispapiere auf der Straße betroffen worden. Sie bezahlen zweitausend Gulden Buße. Ich schreibe sofort die Quittung.“

„Um Vergebung,“ sagte ich zaghaft, „so viel habe ich nicht bei mir. Können Sie mich nicht statt dessen einige Zeit einsperren?“

Er lachte hell auf.

„Einsperren? Lieber Mann, wie denken Sie sich das? Glauben Sie, wir hätten Lust, Sie auch noch zu füttern? — Nein, mein Guter, wenn Sie die Kleinigkeit nicht zahlen können, bleibt Ihnen die härteste Strafe nicht erspart. Ich muß Sie zum provisorischen Entzug der Existenzbewilligung verurteilen! Bitte geben Sie mir Ihre Existenzbewilligungskarte!"

Ich hatte keine.

Der Beamte war nun ganz sprachlos. Er rief zwei Kollegen herein, flüsterte lange mit ihnen, deutete mehrmals auf mich, und alle sahen mich mit Furcht und tiefem Erstaunen an. Dann ließ er mich, bis mein Fall beraten wäre, in ein Haftlokal abführen.

Dort saßen und standen mehrere Personen herum, vor der Tür stand eine militärische Wache. Es fiel mir auf, daß ich, abgesehen von dem Mangel an Stiefeln, weitaus der am besten Gekleidete von allen war. Man ließ mich mit einer gewissen Ehrfurcht sitzen, und sogleich drängte ein kleiner scheuer Mann sich neben mich, bückte sich vorsichtig zu meinem Ohr herab und flüsterte mir zu: „Sie, ich mache Ihnen ein fabelhaftes Angebot. Ich habe zu Hause eine Zuckerrübe! Eine ganze, tadellose Zuckerrübe! Sie wiegt beinahe drei Kilo. Sie können sie haben. Was bieten Sie?"

Er bog sein Ohr zu meinem Munde, und ich flüsterte: „Machen Sie mir selbst ein Angebot! Wieviel wollen Sie haben?"

Leise flüsterte er mir ins Ohr: „Sagen wir hundertfünfzehn Gulden!"

Ich schüttelte den Kopf und versank in Nachdenken.

Ich sah, ich war zu lange weggewesen. Es war schwer, sich wieder einzuleben. Viel hätte ich für ein Paar Schuhe oder Strümpfe gegeben, denn ich hatte an den bloßen Füßen, mit denen ich durch die nassen Straßen hatte gehen müssen, schrecklich kalt. Aber es war niemand in dem Zimmer, der nicht barfuß gewesen wäre.

Nach einigen Stunden holte man mich ab. Ich wurde in das Amt Nr. 285, Zimmer 19f geführt. Der Schutzmann blieb diesmal bei mir; er stellte sich zwischen mir und dem Beamten auf. Es schien mir ein sehr hoher Beamter zu sein.

„Sie haben sich in eine recht böse Lage gebracht", fing er an. „Sie halten sich in hiesiger Stadt auf und sind ohne Existenzbewilligungsschein. Es wird Ihnen bekannt sein, daß die schwersten Strafen darauf stehen."

Ich machte eine kleine Verbeugung.

„Erlauben Sie," sagte ich, „ich habe eine einzige Bitte an Sie. Ich sehe vollkommen ein, daß ich der Situation nicht gewachsen bin und daß meine Lage nur immer schwieriger werden muß. — Ginge es nicht an, daß Sie mich zum Tode verurteilten? Ich wäre sehr dankbar dafür!"

Milde sah der hohe Beamte mir in die Augen.

„Ich begreife", sagte er sanft. „Aber so könnte schließlich jeder kommen! Auf alle Fälle müßten Sie vorher eine Sterbekarte lösen. Haben Sie Geld dafür? Sie kostet viertausend Gulden."

„Nein, soviel habe ich nicht. Aber ich würde alles geben, was ich habe. Ich habe großes Verlangen danach zu sterben."

Er lächelte sonderbar.

„Das glaube ich gerne, da sind Sie nicht der einzige. Aber so einfach geht das mit dem Sterben nicht. Sie gehören einem Staate an, lieber Mann, und sind diesem Staate verpflichtet, mit Leib und Leben. Das dürfte Ihnen doch bekannt sein. Übrigens — ich sehe da eben, daß Sie als Sinclair, Emil eingetragen sind. Sind Sie vielleicht der Schriftsteller Sinclair?"

„Gewiß, der bin ich."

„Oh, das freut mich sehr. Ich hoffe, Ihnen gefällig sein zu können. Schutzmann, Sie können inzwischen abtreten."

Der Schutzmann ging hinaus, der Beamte bot mir die Hand.

„Ich habe Ihre Bücher mit viel Interesse gelesen," sagte er verbindlich, „und ich will Ihnen gern nach Möglichkeit behilflich sein. — Aber sagen Sie mir doch, lieber Gott, wie Sie in diese unglaubliche Lage geraten konnten?"

„Ja, ich war eben eine Zeitlang weg. Ich flüchtete mich für einige Zeit ins Kosmische, es mögen so zwei, drei Jahre gewesen sein, und offen gestanden hatte ich so halb und halb angenommen, der Krieg würde inzwischen sein Ende gefunden haben. — Aber sagen Sie, können Sie mir eine Sterbekarte verschaffen? Ich wäre Ihnen fabelhaft dankbar."

„Es wird vielleicht gehen. Vorher müssen Sie aber eine Existenzbewilligung haben. Ohne sie wäre natürlich jeder Schritt aussichtslos. Ich gebe Ihnen eine Empfehlung an das Amt 127 mit, da werden Sie auf meine Bürgschaft hin wenigstens eine provisorische Existenzkarte bekommen. Sie gilt allerdings nur zwei Tage."

„Oh, das ist mehr als genug!"

„Nun gut! Kommen Sie dann, bitte, zu mir zurück."

Ich drückte ihm die Hand.

„Noch eines!" sagte ich leise. „Darf ich noch eine Frage an Sie stellen? Sie können sich denken, wie schlecht orientiert ich in allem Aktuellen bin."

„Bitte, bitte."

„Ja, also — vor allem würde es mich interessieren, zu wissen, wie es möglich ist, daß bei diesen Zuständen das Leben überhaupt noch weitergeht. Hält denn ein Mensch das aus?"

„O ja. Sie sind ja in einer besonders schlimmen Lage, als Zivilperson, und gar ohne Papiere! Es gibt sehr wenig Zivilpersonen mehr. Wer nicht Soldat ist, der ist Beamter. Schon damit wird für die meisten das Leben viel erträglicher, viele sind sogar sehr glücklich. Und an die Entbehrungen hat man sich eben so allmählich gewöhnt. Als das mit den Kartoffeln allmählich aufhörte und man sich an den Holzbrei gewöhnen mußte — er wird jetzt leicht geteert und dadurch recht schmackhaft —, da dachte jeder, es sei nicht mehr auszuhalten. Und jetzt geht es eben doch. Und so ist es mit allem."

„Ich verstehe", sagte ich. „Es ist eigentlich weiter nicht erstaunlich. Nur eins begreife ich nicht ganz. Sagen Sie mir: wozu eigentlich macht nun die ganze Welt diese riesigen Anstrengungen? Diese Entbehrungen, diese Gesetze, diese tausend Ämter und Beamte — was ist es eigentlich, was man damit beschützt und aufrecht erhält?"

Erstaunt sah der Herr mir ins Gesicht.

„Ist das eine Frage!" rief er mit Kopfschütteln. „Sie wissen doch, daß Krieg ist, Krieg in der ganzen Welt! Und das ist es, was wir erhalten, wofür wir Gesetze geben, wofür wir Opfer bringen. Der Krieg ist es. Ohne diese enormen Anstrengungen und Leistungen könnten die Armeen keine Woche länger im Felde stehen. Sie würden verhungern — es wäre unausstehlich!"

„Ja," sagte ich langsam, „das ist allerdings ein Gedanke! Also der Krieg ist das Gut, das mit solchen Opfern aufrechterhalten wird! Ja, aber — erlauben Sie eine seltsame Frage — warum schätzen Sie den Krieg so hoch? Ist er denn das alles wert? Ist denn der Krieg überhaupt ein Gut?"

Mitleidig zuckte der Beamte die Achseln. Er sah, ich verstand ihn nicht.

„Lieber Herr Sinclair," sagte er, „Sie sind sehr weltfremd geworden. Aber bitte, gehen Sie durch eine einzige Straße, reden Sie mit einem einzigen Menschen, strengen Sie Ihre Gedanken nur ein klein wenig an und fragen Sie sich: Was haben wir noch? Worin

besteht unser Leben? Dann müssen Sie doch sofort sagen: Der Krieg ist das einzige, was wir noch haben! Vergnügen und persönlicher Erwerb, gesellschaftlicher Ehrgeiz, Habgier, Liebe, Geistesarbeit — alles existiert nicht mehr. Der Krieg ist es einzig und allein, dem wir es verdanken, daß noch so etwas wie Ordnung, Gesetz, Gedanke, Geist in der Welt vorhanden ist. — Können Sie denn das nicht sehen?"

Ja, nun sah ich es ein, und ich dankte dem Herrn sehr.

Dann ging ich davon und steckte die Empfehlung an das Amt 127 mechanisch in meine Tasche. Ich hatte nicht im Sinne, von ihr Gebrauch zu machen, es war mir nichts daran gelegen, noch irgendeines dieser Ämter zu belästigen. Und noch ehe ich wieder bemerkt und zur Rede gestellt werden konnte, sprach ich den kleinen Sternensegen in mich hinein, stellte meinen Herzschlag ab, ließ meinen Körper im Schatten eines Gebüsches verschwinden und setzte meine vorige Wanderung fort, ohne mehr an Heimkehr zu denken.

Weihnacht

(Dezember 1917)

Auch früher schon, ehe die große Mahnung an uns ergangen war, bekam ich an Weihnachten je und je leise Widerstände, bekam einen etwas unangenehmen Geschmack auf der Zunge zu fühlen, wie bei einer Sache, welche zwar hübsch, aber nicht ganz echt ist, welche zwar allgemein Vertrauen und Achtung genießt,

welcher man aber ganz heimlich doch ein wenig mißtraut.

Jetzt, wo die vierte Kriegsweihnacht kommt, ist der Geschmack auf der Zunge unüberwindlich geworden. Gewiß, ich feiere Weihnacht, weil ich Kinder habe, die ich nicht um eine Freude bringen will. Aber ich begehe diese Kinderweihnacht ebenso, wie ich in meiner Kriegstätigkeit die Gefangenenweihnacht begehe — als einen hergebrachten, festlich-offiziellen Akt verjährten Herkommens, verstaubter Sentimentalität. Den armen Kriegsgefangenen, die wir seit drei Jahren wie Schwerverbrecher schmachten lassen, schicken wir hübsche Kisten und Päckchen mit Tannenzweigen darin — es ist rührend, und ich fühle das Rührende daran selber zu Zeiten stark, denke mir die Gefühle eines Gefangenen, der sein kleines Geschenkchen erhält, male mir aus, welch ein Strom von Erinnerungen ihn unter Umständen beim Duft eines Tannenzweiges überfallen kann. Aber auch das ist ja schließlich nichts als eine Sentimentalität.

Und ebenso wie wir die Gefangenen jahrelang einsperren, obwohl sie nichts getan haben, als sich von einem Sturmangriff oder einer gewaltsamen Erkundung überraschen zu lassen, und wie wir diese armen Hunderttausende und Millionen dann an Weihnachten mit einer gefühlvollen Gabe heimsuchen und sie an das Fest der Liebe erinnern — ebenso machen wir es mit unseren Kindern. Einmal im Jahr lassen wir sie sich an der Legende von der göttlichen Liebe freuen, sind

einen Abend lang beim Christbaum mit ihnen rührend nett und erziehen sie im übrigen zum selben Schicksal, das wir heut alle verfluchen.

Wenn der Kriegsgefangene mir das hübsche Weihnachtspaket, das ich ihm schicke, ins Gesicht schmeißt und den sentimentalen Tannenzweig mit Füßen tritt, so hat er ganz recht. Und wenn unsere Kinder uns am Lichterbaum unsere ganze Ergriffenheit und Erlöstheit durch das Christkind nicht recht glauben können und uns für ein wenig falsch oder doch für ziemlich komisch ansehen, so haben sie ebenfalls völlig recht.

Unsere Weihnacht ist, von den paar wirklich Frommen abgesehen, ja schon sehr lange eine Sentimentalität. Zum Teil ist sie noch Schlimmeres geworden, Reklameobjekt, Basis für Schwindelunternehmungen, beliebtester Boden für Kitschfabrikation.

Das kommt daher: die Weihnacht und das Fest der Liebe und Kindlichkeit ist für uns alle schon längst nicht mehr Ausdruck eines Gefühls. Es ist das Gegenteil, ist längst nur noch Ersatz und Talmi-Nachahmung eines Gefühls. Wir tun einmal im Jahre so, als legten wir großen Wert auf schöne Gefühle, als ließen wir es uns herzlich gern etwas kosten, ein Fest unserer Seele zu feiern. Dabei kann die vorübergehende Ergriffenheit von der wirklichen Schönheit solcher Gefühle sehr echt sein; je echter und gefühlvoller sie ist, desto mehr ist sie Sentimentalität. Sentimentalität ist unser typisches Verhalten der Weihnacht und den wenigen anderen äußeren Anlässen gegenüber, bei denen noch heute Reste

der christlichen Lebensordnung in unser Tagesleben eingreifen. Unser Gefühl dabei ist dieses: „Wie schön ist doch dieser Liebesgedanke, wie wahr ist es, daß nur Liebe erlösen kann! Und wie schade und bedauerlich, daß unsere Verhältnisse uns nur einen einzigen Abend im Jahr den Luxus dieses schönen Gefühls gestatten, daß wir sonst jahraus jahrein durch Geschäfte und andere wichtige Sorgen davon abgehalten sind!" Dies Gefühl trägt alle Merkmale der Sentimentalität. Denn Sentimentalität ist das Sich-Erlaben an Gefühlen, die man in Wirklichkeit nicht ernst genug nimmt, um ihnen irgendein Opfer zu bringen, um sie irgend je zur Tat zu machen.

Wenn die Pfarrer und Frommen klagen, daß der Glaube und damit das Glück aus der Welt geschwunden sei, so haben sie recht. Unser Verhalten gegen alle wirklichen Werte des Menschen ist von einer Barbarei und Roheit, wie sie die Welt seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen hat. Dies zeigt sich in unserm Verhalten zur Religion, in unserm Verhalten zur Kunst, in unserer Kunst selber. Denn die beliebte Meinung, daß die Kunst des modernen Europa auf einer ungeheuer hohen Stufe stehe, ist ebenso ein Irrtum der Bildungsphilister wie die Meinung vom Vorhandensein einer hochstehenden und Respekt verdienenden „Kultur" unserer Zeit.

Der „Gebildete" von heute verhält sich zur Lehre Jesu so, daß er das ganze Jahr hindurch an sie nicht denkt und nach ihr nicht lebt, daß er aber am

Weihnachtsabend einer vagen wehmütigen Kindererinnerung nachgibt und ein wenig in zahmen, wohlfeil-frommen Gefühlen schwelgt, ebenso wie er noch ein- oder zweimal im Jahre, etwa bei Aufführung der Matthäuspassion, dieser zwar längst verlassenen, dennoch aber noch unheimlichen und im Verborgenen mächtigen Welt seine Reverenz macht.

Ja, das alles gibt man zu, jedermann weiß es, und jeder weiß auch, daß es traurig ist. Schuld daran sind politische und ökonomische Entwicklungen, sagt man, schuld ist der Staat, schuld ist der Militarismus, und so weiter. Denn irgend etwas muß ja doch schuld sein. Kein Volk hat „den Krieg gewollt", ebenso wie kein Volk den Vierzehnstundentag, die Wohnungsnot und die Kindersterblichkeit „gewollt" hat.

Ehe wir wieder Weihnacht feiern und das Ewige und einzig Wichtige in uns mit einem verlogenen Ersatzartikel von Gefühl abspeisen, sollten wir uns lieber dieses ganzen Elendes recht bewußt werden, auch wenn es zur Verzweiflung führt. Schuld an unserem Elend, schuld an der Nichtigkeit und rohen Verödung unseres Lebens, schuld am Krieg, schuld am Hunger, schuld an allem Bösen und Traurigen ist keine Idee und kein Prinzip, schuld daran sind wir, wir selber. Und auch nur durch uns, durch unsere Erkenntnis, durch unsern Willen kann es anders werden.

Ob wir dann die Lehre Jesu wieder aufnehmen und uns neu zu eigen machen oder ob wir andere Formen suchen, das ist einerlei. Die Lehre Jesu und die Lehre

Lao Tses, die Lehre der Veden und die Lehre Goethes ist in dem, worin sie das ewig Menschliche trifft, dieselbe. Es gibt nur eine Lehre. Es gibt nur eine Religion. Es gibt nur ein Glück. Tausend Formen, tausend Verkünder, aber nur einen Ruf, nur eine Stimme. Die Stimme Gottes kommt nicht von Sinai und nicht aus der Bibel, das Wesen der Liebe, der Schönheit, der Heiligkeit liegt nicht im Christentum, nicht in der Antike, nicht bei Goethe, nicht bei Tolstoi — es liegt in dir, in dir und in mir, in jedem von uns. Dies ist die alte, einzige, immer in sich gleiche Lehre, unsere einzige ewig gültige Wahrheit. Es ist die Lehre vom „Himmelreich", welches wir „inwendig in uns" tragen.

Zündet euren Kindern die Weihnachtsbäume an! Lasset sie Weihnachtslieder singen! Aber betrüget euch selber nicht, seid nicht immer und immer wieder zufrieden mit diesem ärmlichen, sentimentalen, schäbigen Gefühl, mit dem ihr eure Feste alle feiert! Verlangt mehr von euch! Denn auch die Liebe und Freude, das geheimnisvolle Ding, das wir „Glück" nennen, ist nicht da und nicht dort, sondern nur „inwendig in uns".

Soll Friede werden?

(Dezember 1917)

Lloyd George und Wilson haben beide noch jüngst ihren unerschütterlichen Kriegswillen kundgegeben. In der italienischen Kammer ist der Sozialist Mergari, der

einige menschliche und natürliche Worte sprach, wie ein Irrsinniger behandelt worden. Und ein Wolff-Telegramm, das ein Gerücht über ein neues deutsches Friedensangebot dementiert, tut dies in der steifen Form: „Deutschland und seine Verbündeten haben nicht den geringsten Anlaß, ihr hochherziges Friedensangebot zu wiederholen."

Also alles wie immer, und wo in der Welt ein friedlicher Grashalm wachsen will, da tritt alsogleich ein Militärstiefel mit dem genagelten Absatz drauf!

Aber gleichzeitig liest man, wie in Brest-Litowsk die Friedensverhandlungen begonnen haben, wie Herr Kühlmann die Verhandlungen eröffnete mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Weihnacht und unter Anführung der Worte des Evangeliums vom Frieden auf Erden. Wenn es ihm damit Ernst ist, wenn er auch nur ahnungsweise etwas vom Sinn jener ungeheuren Worte je gespürt hat, so muß der Friede zustandekommen. Leider hat man mit den Bibelzitaten im Munde von Staatsmännern bisher keine frohen Erfahrungen gemacht.

Auf zwei Orte hin blickt seit vielen Tagen die ganze Welt. An zwei Orten fühlt man Völkerschicksale reifen, Zukunft winken, Verhängnis drohen. Im Osten sind es die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, denen die Welt mit der äußersten Spannung zuhört. Zugleich aber lauscht man mit Angst nach der deutschen Westfront hin, denn jedermann fühlt, jedermann weiß, daß hier, wenn nicht vorher ein Wunder geschieht, das

Furchtbarste bevorsteht, was jemals zwischen Menschen vor sich gegangen ist: der brutalste, grimmigste, blutigste, scheußlichste Riesenkampf, den die Welt bis heute gesehen hat.

Jedermann weiß das, und jedermann, mit Ausnahme einiger kühner politischer Redner und Kriegsgewinner, zittert davor. Über den Erfolg dieses Massenwürgens sind die Meinungen und Hoffnungen verschieden. Bei beiden Parteien gibt es eine Minderzahl, die ernstlich an einen entscheidenden Sieg glaubt. Woran aber niemand glaubt, der einen Rest von Denkfähigkeit besitzt, das ist die Erreichung der idealen Menschheitsziele, von denen in den Reden aller Staatsmänner so viel gesprochen wird. Je größer, je blutiger, je vernichtender diese Endkämpfe des Weltkrieges ausfallen, desto weniger wird erreicht für die Zukunft, desto weniger wird Haß und Rivalität gemildert, desto weniger der Gedanke an das Erreichen politischer Ziele durch das verbrecherische Mittel des Krieges zur Unmöglichkeit gemacht. Sollte gar tatsächlich eine Partei den Endsieg davontragen (und einzig mit diesem Ziel rechtfertigen ja die Anführer ihre Hetzreden), dann hat das, was man „Militarismus" nennt und mit Recht verabscheut, glücklich das Spiel gewonnen! Es ist nicht auszudenken, wie ziellos, wie irrsinnig alle Bestrebungen der Kriegsparteiler sind, vorausgesetzt, daß ihnen auch nur je ein einziges Wort von ihren idealen Zielen Ernst war und aus dem Herzen kam. Nicht auszudenken!

Und für diesen Knäuel von hoffnungslosen Trugschlüssen, für diese einander in sich selbst widersprechenden Pläne und Hoffnungen soll nun nochmals eine Totschlägerei von unabsehbarem Umfang beginnen? Während alle Völker, die auch nur die geringste Erfahrung vom Leide des Kriegs gemacht haben, atemlos und betend auf die Ereignisse der russischen Friedensverhandlungen warten, während alle Welt diesen Russen so von Herzen gut und dankbar dafür ist, daß sie als erste unter den Völkern den Krieg an der Wurzel gepackt haben, um ihm ein Ende zu machen, während die halbe Welt Hunger leidet und jede wertvolle Menschenarbeit unterbunden oder auf halben Betrieb gesetzt ist — während all dem bereitet sich in Frankreich das vor, wovon laut zu reden man sich beinahe scheut, die Riesenmetzelei, die den Krieg entscheiden soll und nicht entscheiden wird, das letzte sinnlose Aufgebot von Heroismus und Geduld, der letzte scheußliche Triumph des Dynamits und der Maschinen über Menschenleben und Menschengeist!

Angesichts dieser Lage ist es unser aller Pflicht, die einzige und heilige Pflicht jedes gutgesinnten Menschen auf der Erde, sich nicht mit Gleichgültigkeit zu wappnen und die Dinge laufen zu lassen, wohin sie mögen, sondern sein Äußerstes zu tun, um dies Letzte zu verhindern.

Ja, was tun? ruft ihr. Wären wir Staatsmänner und Regierende, wir täten gewiß das Unsre, aber so haben wir ja keine Macht!

Diese bequeme Antwort gibt der Mensch auf jede Verantwortung, solange sie ihm nicht allzusehr auf die Nägel brennt. Fragt man die Politiker und Leiter, so schütteln sie alle ebenso den Kopf und bekennen ihre Machtlosigkeit. Also nicht sie sind es, die im Wege stehen.

Im Wege steht unser aller Trägheit und Feigheit, unser aller Trotz und Unvernunft. Ebenso wie Sonnino jenem braven Mergari gegenüber sich weigerte, „etwas zu sagen, was den Feind freuen könnte", ebenso wie jenes Wolff-Telegramm behauptet, in Deutschland sei „nicht der geringste Anlaß" vorhanden, von neuem das Äußerste für den Frieden zu tun — ebenso tun wir alle jeden Tag. Wir nehmen die Dinge hin, wie sie gehen, wir freuen uns über Siege, bedauern Verluste der eigenen Partei, wir billigen und anerkennen stillschweigend den Krieg als Mittel der Politik.

Ach, jedes Volk und jede Familie, jeder einzelne Mensch in ganz Europa und weit darüber hinaus hat „Anlaß" übergenug, sein Letztes und Äußerstes für einen Frieden herzugeben, nach dem alle sich sehnen. Es gibt auf Erden nur eine verschwindend kleine Minderzahl von Menschen, welche ernstlich die Fortsetzung des Krieges wünschen — sie allerdings sind unserer Verachtung und unsres ehrlichsten Hasses gewiß. Niemandem sonst, niemandem außer einem winzig kleinen Häuflein von kranken Fanatikern oder gewissenlosen Verbrechern liegt das Mindeste am Kriege — und dennoch — unfaßlich! — geht er weiter und weiter, und man

rüstet auf allen Seiten wacker für die angeblich letzte große Schlächterei im Westen!

Möglich ist dies nur, weil wir alle zu träge, zu bequem, zu scheu sind. Möglich ist dies nur, weil wir heimlich im Herzen irgendwo den Krieg billigen und dulden, weil wir alle Erkenntnisse unsres Wissens wie unserer Seele immer wieder in den Wind schlagen und in Gottes Namen den verfahrenen Karren weiterrollen lassen. So tun die Regierenden, so tun die Heere, so tun wir Zuschauer. Daß man dem Krieg durch ernstliches Wollen ein Ende machen kann, wissen wir alle. Wir wissen, daß noch immer jede, auch die kühnste Verwirklichung wahrhaft erfühlter Notwendigkeiten geglückt ist, jedem Widerstand gegenüber. Wir haben mit Bewunderung und tiefem Herzklopfen zugesehen, wie die Russen die Waffen niedergelegt und ihren Friedenswillen bekundet haben. Kein Volk, das bei diesem wunderbaren Schauspiel nicht ergriffen und tief im Herzen und Gewissen angepackt worden wäre! Aber im nächsten Augenblick sagt man sich von den Verpflichtungen solcher Gefühle los. In der ganzen Welt ist jeder Politiker sehr für Revolution, für Vernunft und Niederlegen der Waffen — nur aber beim Feinde, ja nicht bei sich selber!

Wenn es uns Ernst ist, können wir den Krieg überwinden. Die Russen haben uns wieder einmal die uralte religiöse, heilige Lehre gegeben, wie der Schwache der Mächtigste sein kann. Warum folgt niemand nach? Warum begnügen sich Parlamente und Kammern

überall mit dem alten Weiterschwatzen über die täglichen Kleinigkeiten und stehen nirgends zugunsten des großen, zurzeit einzig wichtigen Gedankens auf? Warum ist man nur dort für die Selbstbestimmung der Nationen, wo man Profit davon hofft? Warum glaubt man den gelogenen idealistischen Phrasen der offiziellen Redner noch? Man hat längst gesagt, jedes Volk habe die Regierung, die es selber wolle und verdiene. Gut, dann haben wir Europäer eben auch das, was wir wollen und verdienen, nämlich die blutige, brutale und grausame Herrschaft des Krieges.

Wir wollen ja aber alle nicht! Wir wollen ja alle das Gegenteil! Ausgenommen eine kleine Schicht von Geschäftemachern will keine einzige Seele auf Erden die Fortsetzung dieses beschämenden und traurigen Zustandes! Rühren wir uns also! Bekunden wir doch unsere Friedensbereitschaft auf jede Weise! Unterlassen wir doch solche unnützen Provokationen, wie jenes Wolff-Dementi eine war, und wehren wir uns gegen Worte wie das Sonninos. Die Stunde hat geschlagen, wo uns eine kleine Demütigung, ein Zugeständnis, eine Regung der Menschlichkeit nicht mehr schänden kann! Wir haben nicht auf kleine nationale Eitelkeiten zu achten, jetzt, wo wir uns alle so über und über mit Blut besudelt haben!

Den Staatsmann, welcher heute noch Weltpolitik treiben will aus rein national-eigensüchtigen Programmen heraus, der den Ruf der Menschheit auch jetzt noch nicht vernommen hat, setzen wir ihn doch lieber heute

schon vor die Tür als erst, wenn noch mehr Millionen für seine Dummheit geblutet haben werden!

Und wir alle zusammen, Große und Kleine, Kriegführende und Neutrale: seien wir nicht blind für die grauenvolle Mahnung dieses Augenblicks, wo so Unausdenkliches sich vorbereitet! Der Friede ist da! Er ist da als Gedanke, als Wunsch, als Vorschlag, als still wirkende Macht, auf allen Seiten, in allen Herzen. Wenn jeder einzelne sich ihm öffnet, wenn jeder des festen Willens ist, dem Frieden zu helfen, ein Träger und Leiter seiner Gedanken, seiner Ahnungen zu sein — wenn jeder gutgesinnte Mensch jetzt eine kleine Weile nichts anderes will als dazu beitragen, daß der Friedenswille auf keine Störungen, keine Isolierschichten, keine Hemmnisse treffe, dann werden wir den Frieden haben.

Und dann werden wir alle mitgeholfen haben, ihn zu rufen, und werden uns seiner großen Aufgaben würdig fühlen dürfen — während wir bis heute keinen Gedanken im Herzen tragen, der stärker wäre als der unsrer Mitschuld.

Wenn der Krieg noch fünf Jahre dauert

(Anfang 1918)

Im „Regierungsblatt", der einzigen Zeitung, welche im Jahre 1925 noch im Königreich Sachsen erschien (einmal in der Woche), stand im Herbst 1925 einst folgender kleine Artikel mit der etwas gesuchten Überschrift:

„Ein neuer Kaspar Hauser."

Im Vogtlande, in der Ronneburger Gegend, wurde kürzlich ein ebenso rätselhafter wie bedenklicher Fund gemacht, ein Fund, von dem sich erst zeigen muß, ob er nur als ein Kuriosum aufzufassen sei oder möglicherweise doch ein weitergreifendes Interesse habe.

Bei der „amtlichen Abschaffung der nicht zivildienstfähigen Bevölkerung", die bei uns so wohl organisiert und trotz unvermeidlicher Härten so human durchgeführt worden ist, kam in der Ronneburger Gegend einer der ja nicht allzu seltenen Fälle vor, in welchen eine Privatperson trotz erwiesener Unfähigkeit, dem Staate und Gemeinwohl irgendwie noch zu nützen, die ihr gesetzte Existenzzeit ganz wesentlich (es soll sich um Monate handeln) überschritt. Der Privatmann Philipp Gaßner, der in der Nähe eines Dorfes ein einsam gelegenes kleines Landhaus bewohnte, war schon vor Jahresfrist bei der Altersmusterung als unbrauchbar bezeichnet und in üblicher Weise durch staffelweise Herabsetzung seiner Rationen an seine Untertanenpflicht erinnert worden. Als nach Ablauf des letzten Termins weder sein Hingang gemeldet noch die kreisamtliche Chloroformstelle für ihn in Anspruch genommen worden war, begab sich der Unteroffizier Kille im Auftrag des Bezirkskommandos in die Wohnung des Gaßner, um ihn in der vorgeschriebenen Form unter Strafandrohung an die Erfüllung seiner Bürgerpflicht zu erinnern.

Obwohl nun diese Mahnung völlig ordnungsgemäß erfolgte, auch das übliche Angebot kostenloser Erleichterungen nicht versäumt wurde, geriet dennoch Gaßner, ein Mann von bald siebzig Jahren, in eine außergewöhnliche Erregung und weigerte sich hartnäckig, dem Gesetz Folge zu leisten. Vergeblich stellte der Unteroffizier ihm vor, welchen Mangel an vaterländischer Gesinnung er damit bekunde und wie betrübend es sei, wenn ein alter, in bürgerlichen Ehren ergrauter Mann sich sperre, das notwendige Opfer zu bringen, zu welchem täglich die gesamte hoffnungsvolle Jungmannschaft an der Front bereit sei. Gaßner setzte sich, als er abgeführt werden sollte, sogar tätlich zur Wehr. Der Unteroffizier, dem schon die auffallende Körperkraft des seit Jahresfrist auf abnehmende Rationen gesetzten Mannes auffiel, schritt nun zu einer Hausuchung. Und da ergab sich das Unglaubliche: In einem gegen den Garten gehenden Zimmer des ersten Stockwerks wurde eine junge Mannsperson entdeckt, die der Alte seit Jahren bei sich verborgen hielt!

Der junge Mensch, sechsundzwanzig Jahre alt und kerngesund, entpuppte sich als Alois Gaßner, Sohn des Hausbesitzers. Auf welche Weise es dem durchtriebenen Alten gelungen ist, seinen Sohn jahrelang der Dienstpflicht zu entziehen und bei sich verborgen zu halten, bleibt noch aufzuklären; es dürfte sich dabei eine verbrecherische Urkundenfälschung mit Wahrscheinlichkeit ergeben. Die einsame Lage des Hauses, die Vermöglichkeit des Vaters und ein großer und sehr

sorgfältig angebauter Hausgarten, aus dessen Erträgen die beiden vorzugsweise lebten, erklären immerhin einiges.

Was uns hier interessiert, ist nicht so sehr der ungewöhnliche Fall einer schweren Hinterziehung und Dienstpflichtverletzung als eine psychologische Merkwürdigkeit, welche dabei zutage kam und zur Zeit von Sachverständigen untersucht wird. Es ist kaum zu glauben, aber die bisher vorliegenden Berichte lassen keinen Zweifel. Man höre!

Alois Gaßner scheint, nach übereinstimmender Aussage aller Fachleute, geistig vollkommen normal zu sein. Er schreibt, liest und rechnet nicht nur gewandt, er ist sogar geistig hochgebildet und hat mit Hilfe einer recht guten Privatbibliothek sich dem Studium der Philosophie gewidmet. Er hat eine Reihe von Arbeiten aus verschiedenen Gebieten der Philosophiegeschichte und der Erkenntnistheorie verfaßt, außerdem Gedichte und belletristische Versuche, welche alle zumindest ein klares Denken und einen geschulten Geist bekunden.

Aber dieser seltsame Verborgene zeigt in seinem geistigen und seelischen Leben eine äußerst merkwürdige Lücke — er weiß nichts vom Kriege! Er hat alle diese Jahre außerhalb der Welt gelebt, die uns alle umgibt! Wie er bürgerlich für die Welt nicht vorhanden war, so lebte er geistig außerhalb unserer Zeit und Welt, in Europa wohl der einzige erwachsene Mensch, der bei voller Zurechnungsfähigkeit doch ohne jedes Wissen

von seiner Zeit, vom Weltkriege, von den Geschehnissen und Umwälzungen dieser zehn Jahre geblieben ist!

So möchten wir diesen eigentümlichen Philosophen mit jenem Kaspar Hauser vergleichen, welcher einst die ganze Jugend außerhalb der Menschen- und Tageswelt in einer einsamen Dämmerung verlebte!

Der verhältnismäßig einfache Fall des Vaters G. wird vermutlich nicht lange auf seine Aufklärung und Aburteilung warten lassen. Er hat sich eines schweren Vergehens schuldig gemacht und wird die Folgen davon zu tragen haben. Über die Schuld oder Schuldbeteiligung des Sohnes hingegen gehen die Ansichten weit auseinander. Zur Zeit weilt er noch in einer Heilanstalt zur Untersuchung. Das wenige, was er bis jetzt dort vom Weltlauf, vom Staat und seinen staatsbürgerlichen Verpflichtungen erfahren hat, erregte bei ihm zunächst lediglich eine kindliche und etwas ängstliche Verwunderung. Es ist deutlich erkennbar, daß er die Versuche, ihn in diese Zusammenhänge einzuführen, nur teilweise ernst nimmt, er scheint in ihnen Fiktionen zu sehen, mit welchen er in Beziehung auf seinen Geisteszustand auf die Probe gestellt werden soll. Fragen und Assoziationsversuche mit den häufigsten, jedem Kinde geläufigen politischen Schlagwörtern blieben ohne jedes Ergebnis.

Wie wir in letzter Stunde noch erfahren, hat sich die philosophische Fakultät der Universität Leipzig soeben des Falles angenommen. Die Studien und Arbeiten

Gaßners sollen dort einer Prüfung unterzogen werden. Aber auch abgesehen vom Werte oder Unwerte dieser Arbeiten legt die Fakultät großen Wert darauf, den Mann kennenzulernen, ja ihn unter Umständen gewissermaßen zu erwerben, als einziges Exemplar einer Spezies von Mensch, welche nicht mehr auf Erden existiert. Dieser „Vorkriegsmensch" soll einem gründlichen Studium unterzogen und womöglich der Wissenschaft erhalten werden.

Der Europäer

(Januar 1918)

Endlich hatte Gott der Herr ein Einsehen und machte dem Erdentage, der mit dem blutigen Weltkrieg geendet, selber ein Ende, indem er die große Flut sandte. Mitleidig spülten die Wasserfluten hinweg, was das alternde Gestirn schändete, die blutigen Schneefelder und die von Geschützen starrenden Gebirge, die verwesenden Leichen zusammen mit denen, die um sie weinten, die Empörten und Mordlustigen zusammen mit den Verarmten, die Hungernden zusammen mit den geistig Irrgewordenen.

Freundlich sah der blaue Weltenhimmel auf die blanke Kugel herab.

Übrigens hatte sich die europäische Technik bis zuletzt glänzend bewährt. Wochenlang hatte sich Europa gegen die langsam steigenden Wasser umsichtig und zäh gehalten. Erst durch ungeheure Dämme, an welchen

Millionen von Kriegsgefangenen Tag und Nacht arbeiteten; dann durch künstliche Erhöhungen, die mit fabelhafter Schnelligkeit emporstiegen und anfangs das Aussehen riesiger Terrassen hatten, dann aber mehr und mehr zu Türmen gipfelten. Von diesen Türmen aus bewährte sich menschlicher Heldensinn mit rührender Treue bis zum letzten Tage. Während Europa und alle Welt versunken und ersoffen war, gleißten von den letzten ragenden Eisentürmen noch immer grell und unbeirrt die Scheinwerfer durch die feuchte Dämmerung der untergehenden Erde, und aus den Geschützen sausten in eleganten Bogen die Granaten hin und her. So wurde heldenhaft geschossen bis zur letzten Stunde.

Nun war alle Welt überschwemmt. Der einzige überlebende Europäer trieb auf einem Rettungsgürtel in der Flut und war mit seinen letzten Kräften damit beschäftigt, die Ereignisse der letzten Tage aufzuschreiben, damit eine spätere Menschheit wisse, daß sein Vaterland es gewesen war, das den Untergang der letzten Feinde um Stunden überdauert und sich so für ewig die Siegespalme gesichert hatte.

Da erschien am grauen Horizont schwarz und riesig ein schwerfälliges Fahrzeug, das sich langsam dem Ermatteten näherte. Er erkannte mit Befriedigung eine gewaltige Arche und sah, ehe er in Ohnmacht sank, den uralten Patriarchen groß mit wehendem Silberbart an Bord des schwimmenden Hauses stehen. Ein gigantischer Neger fischte den Dahintreibenden auf, er lebte und kam bald wieder zu sich. Der Patriarch lächelte

freundlich. Sein Werk war geglückt, es war von allen Gattungen der irdischen Lebewesen je ein Exemplar gerettet.

Während die Arche gemächlich vor dem Winde lief und auf das Sinken der trüben Wasser wartete, entspann sich an Bord ein buntes Leben. Große Fische folgten dem Fahrzeug in dichten Schwärmen, in bunten, traumhaften Geschwadern schwärmten die Vögel und Insekten über dem offenen Dache, jedes Tier und jeder Mensch war voll inniger Freude, gerettet und einem neuen Leben vorbehalten zu sein. Hell und schrill kreischte der bunte Pfau seinen Morgenruf über die Gewässer, lachend spritzte der frohe Elefant sich und sein Weib aus hochgerecktem Rüssel zum Bade, schillernd saß die Eidechse im sonnigen Gebälk; der Indianer spießte mit raschem Speerstoß glitzernde Fische aus der unendlichen Flut, der Neger rieb am Herde Feuer aus trockenen Hölzern und schlug vor Freude seiner fetten Frau in rhythmischen Taktfolgen auf die klatschenden Schenkel, mager und steil stand der Hindu mit verschränkten Armen und murmelte uralte Verse aus den Gesängen der Weltschöpfung vor sich hin. Der Eskimo lag dampfend in der Sonne und schwitzte, aus kleinen Augen lachend, Wasser und Fett von sich, beschnuppert von einem gutmütigen Tapir, und der kleine Japaner hatte sich einen dünnen Stab geschnitzt, den er sorgfältig bald auf seiner Nase, bald auf seinem Kinn balancieren ließ. Der Europäer verwendete sein Schreibzeug dazu, ein Inventar der vorhandenen Lebewesen aufzustellen.

Gruppen und Freundschaften bildeten sich, und wo je ein Streit ausbrechen wollte, wurde er von dem Patriarchen durch einen Wink beseitigt. Alles war gesellig und froh, nur der Europäer war mit seiner Schreibarbeit einsam beschäftigt. — Da entstand unter all den vielfarbigen Menschen und Tieren ein neues Spiel, indem jeder im Wettbewerb seine Fähigkeiten und Künste zeigen wollte. Alle wollten die ersten sein, und es mußte vom Patriarchen selber Ordnung geschaffen werden. Er stellte die großen Tiere und die kleinen Tiere für sich, und wieder für sich die Menschen, und jeder mußte sich melden und die Leistung nennen, mit welcher er zu glänzen dachte, dann kam einer nach dem andern an die Reihe.

Dieses famose Spiel dauerte viele Tage lang, da immer wieder eine Gruppe weglief und ihr Spiel unterbrach, um einer anderen zuzusehen. Und jede schöne Leistung wurde von allen mit lautem Beifall bewundert. Wieviel Wunderbares gab es da zu sehen! Wie zeigte da jedes Geschöpf Gottes, was für Gaben in ihm verborgen waren! Wie tat sich da der Reichtum des Lebens auf! Wie wurde gelacht, wie wurde Beifall gerufen, gekräht, geklatscht, gestampft, gewiehert!

Wunderbar lief das Wiesel, und zauberhaft sang die Lerche, prachtvoll marschierte der geblähte Truthahn, und unglaublich flink kletterte das Eichhorn. Der Mandrill ahmte den Malaien nach, und der Pavian den Mandrill! Läufer und Kletterer, Schwimmer und Flieger wetteiferten unermüdet, und jeder war in seiner

Weise unübertroffen und fand Geltung. Es gab Tiere, die konnten durch Zauber wirken, und Tiere, die konnten sich unsichtbar machen. Viele taten sich durch Kraft hervor, viele durch List, manche durch Angriff, manche durch Verteidigung. Insekten konnten sich schützen, indem sie wie Gras, wie Holz, wie Moos, wie Felsgestein aussahen, und andere unter den Schwachen fanden Beifall und trieben lachende Zuschauer in die Flucht, indem sie sich durch grausame Gerüche vor Angriffen zu schützen wußten. Niemand blieb zurück, niemand war ohne Gaben. Vogelnester wurden geflochten, gekleistert, gewebt, gemauert. Raubvögel konnten aus grausiger Höhe das winzigste Ding erkennen.

Und auch die Menschen machten ihre Sache vortrefflich. Wie der große Neger leicht und mühelos am Balken in die Höhe lief, wie der Malaie mit drei Griffen aus einem Palmblatt ein Ruder machte und auf winzigem Brett zu steuern und zu wenden wußte, das war des Zuschauens wert. Der Indianer traf mit leichtem Pfeil das kleinste Ziel, und sein Weib flocht eine Matte aus zweierlei Bast, die hohe Bewunderung erregte. Alles schwieg lange und staunte, als der Hindu vortrat und einige Zauberstücke zeigte. Der Chinese aber zeigte, wie man die Weizenernte durch Fleiß verdreifachen konnte, indem man die ganz jungen Pflanzen auszog und in gleichen Zwischenräumen verpflanzte.

Mehrmals hatte der Europäer, der erstaunlich wenig Liebe genoß, den Unwillen seiner Menschenvettern

erregt, da er die Taten anderer mit hartem und verächtlichem Urteil bemängelte. Als der Indianer seinen Vogel hoch aus dem Blau des Himmels herunterschoß, hatte der weiße Mann die Achseln gezuckt und behauptet, mit zwanzig Gramm Dynamit schieße man dreimal so hoch! Und als man ihn aufforderte, das einmal vorzumachen, hatte er es nicht gekonnt, sondern hatte erzählt, ja wenn er das und dies und jenes und noch zehn andere Sachen hätte, dann könne er es schon machen. Auch den Chinesen hatte er verspottet und gesagt, daß das Umpflanzen von jungem Weizen zwar gewiß unendlichen Fleiß erfordere, daß aber doch wohl eine so sklavische Arbeit ein Volk nicht glücklich machen könne. Der Chinese hatte unter Beifall erwidert, glücklich sei ein Volk, wenn es zu essen habe und die Götter ehre, der Europamann hatte aber auch hierzu spöttisch gelacht.

Weiter ging das fröhliche Wettspiel, und am Ende hatten alle, Tiere und Menschen, ihre Talente und Künste gezeigt. Der Eindruck war groß und freudig, auch der Patriarch lachte in seinen weißen Bart und sagte lobend, nun möge das Wasser ruhig verlaufen und ein neues Leben auf dieser Erde beginnen, um ein unendliches Glück auf Erden zu begründen.

Einzig der Europäer hatte noch kein Kunststück gezeigt, und nun verlangten alle andern stürmisch, er möge vortreten und das Seine tun, damit man sehe, ob auch er ein Recht habe, Gottes schöne Luft zu atmen und in des Patriarchen schwimmendem Hause zu

fahren. Lange weigerte sich der Mann und suchte Ausflüchte. Aber nun legte ihm Noah selbst den Finger auf die Brust und mahnte ihn, ihm zu folgen. „Auch ich," so begann nun der weiße Mann, „auch ich habe eine Fähigkeit zu hoher Tüchtigkeit gebracht und ausgebildet. Nicht das Auge ist es, das bei mir besser wäre als bei andern Wesen, und nicht das Ohr oder die Nase oder die Handfertigkeit oder irgend etwas dergleichen. Meine Gabe ist von höherer Art. Meine Gabe ist der Intellekt."

„Vorzeigen!" rief der Neger, und alle drängten näher herzu.

„Da ist nichts zu zeigen", sagte der Weiße mild. „Ihr habt mich wohl nicht recht verstanden. Das, wodurch ich mich auszeichne, ist der Verstand."

Der Neger lachte munter und zeigte schneeweiße Zähne, der Hindu kräuselte spöttisch die dünnen Lippen, der Chinese lächelte schlau und gutmütig vor sich hin.

„Der Verstand?" sagte er langsam. „Also zeige uns, bitte, deinen Verstand. Bisher war nichts davon zu sehen."

„Zu sehen gibt es da nichts", wehrte sich der Europäer mürrisch. „Meine Gabe und Eigenart ist diese: ich speichere in meinem Kopf die Bilder der Außenwelt auf und vermag aus diesen Bildern ganz allein für mich neue Bilder und Ordnungen herzustellen. Ich kann die ganze Welt in meinem Gehirn denken, also neu schaffen."

Noah fuhr sich mit der Hand über die Augen.

„Erlaube," sagte er langsam, „wozu soll das gut sein? Die Welt noch einmal schaffen, die Gott schon erschaffen hat, und ganz für dich allein in deinem kleinen Kopf innen — wozu kann das nützen?"

Alle riefen Beifall und brachen in Fragen aus.

„Wartet!" rief der Europäer. „Ihr verstehet mich nicht richtig. Die Arbeit des Verstandes kann man nicht so leicht vorzeigen wie irgendeine Handfertigkeit."

Der Hindu lächelte. „O doch, weißer Vetter, das kann man wohl. Zeige uns doch einmal eine Verstandsarbeit. Zum Beispiel: Rechnen. Laß uns einmal um die Wette rechnen! Also: ein Paar hat drei Kinder, welche jedes wieder eine Familie gründen. Jedes von den jungen Paaren bekommt jedes Jahr ein Kind. Wieviel Jahre vergehen, bis die Zahl 100 erreicht ist?"

Neugierig horchten alle zu, begannen an den Fingern zu zählen und krampfhaft zu blicken. Der Europäer begann zu rechnen. Aber schon nach einem Augenblick meldete sich der Chinese, der die Rechnung gelöst hatte. „Sehr hübsch," gab der Weiße zu, „aber das sind bloß Geschicklichkeiten. Mein Verstand ist nicht dazu da, solche kleine Kunststücke zu machen, sondern große Aufgaben zu lösen, auf denen das Glück der Menschheit beruht."

„Oh, das gefällt mir", ermunterte Noah. „Das Glück zu finden, ist gewiß mehr als alle andern Geschicklichkeiten. Da hast du recht. Schnell sage uns, was du über das Glück der Menschheit zu lehren hast, wir werden dir alle dankbar sein."

Gebannt und atemlos hingen nun alle an den Lippen des weißen Mannes. Nun kam es. Ehre sei ihm, der uns zeigen wird, wo das Glück der Menschheit ruht! Jedes böse Wort sei ihm abgebeten, dem Magier! Was brauchte er die Kunst und Geschicklichkeit von Auge, Ohr und Hand, was brauchte er den Fleiß und die Rechenkunst, wenn er solche Dinge wußte!

Der Europäer, der bisher eine stolze Miene gezeigt hatte, begann bei dieser ehrfürchtigen Neugierde allmählich verlegen zu werden.

„Es ist nicht meine Schuld," sagte er zögernd, „aber ihr verstehet mich immer falsch! Ich sagte nicht, daß ich das Geheimnis des Glückes kenne. Ich sagte nur, mein Verstand arbeitet an Aufgaben, deren Lösung das Glück der Menschheit fördern wird. Der Weg dahin ist lang, und nicht ich noch ihr werden sein Ende sehen. Viele Geschlechter werden noch über diesen schweren Fragen brüten!"

Die Leute standen unschlüssig und mißtrauisch. Was redete der Mann? Auch Noah schaute zur Seite und runzelte die Stirn.

Der Hindu lächelte dem Chinesen zu, und als alle andern verlegen schwiegen, sagte der Chinese freundlich: „Liebe Brüder, dieser weiße Vetter ist ein Spaßvogel. Er will uns erzählen, daß in seinem Kopfe eine Arbeit geschieht, deren Ertrag die Urenkel unserer Urenkel vielleicht einmal zu sehen bekommen werden, oder auch nicht. Ich schlage vor, wir anerkennen ihn als Spaßmacher. Er sagt uns Dinge, die wir alle nicht

recht verstehen können, aber wir alle ahnen, daß diese Dinge, wenn wir sie wirklich verstünden, uns Gelegenheit zu unendlichem Gelächter geben würden. Geht es euch nicht auch so? — Gut denn, ein Hoch auf unseren Spaßmacher!"

Die meisten stimmten ein und waren froh, diese dunkle Geschichte zu einem Schluß gebracht zu sehen. Einige aber waren ungehalten und verstimmt, und der Europäer blieb allein und ohne Zuspruch stehen. Der Neger aber, begleitet vom Eskimo, vom Indianer und dem Malaien, kam gegen Abend zu dem Patriarchen und sprach also:

„Verehrter Vater, wir haben eine Frage an dich zu richten. Dieser weiße Bursche, der sich heut über uns lustig gemacht hat, gefällt uns nicht. Ich bitte dich, überlege dir: Alle Menschen und Tiere, jeder Bär und jeder Floh, jeder Fasan und jeder Mistkäfer sowie wir Menschen alle haben irgend etwas zu zeigen gehabt, womit wir Gott Ehre darbringen und unser Leben schützen, erhöhen oder verschönen. Wunderliche Gaben haben wir gesehen, und manche waren zum Lachen; aber jedes kleinste Vieh hatte doch irgend etwas Erfreuliches und Hübsches darzubringen — einzig und allein dieser bleiche Mann, den wir zuletzt auffischten, hat nichts zu geben als sonderbare und hochmütige Worte, Anspielungen und Scherze, welche niemand begreift und welche niemand Freude machen können. — Wir fragen dich daher, lieber Vater, ob es wohl richtig ist, daß ein solches Geschöpf mithelfe, ein neues Leben auf dieser lieben Erde

zu begründen? Könnte das nicht ein Unheil geben? Sieh ihn doch nur an! Seine Augen sind trüb, seine Stirn ist voller Falten, seine Hände sind blaß und schwächlich, sein Gesicht blickt böse und traurig, kein heller Klang geht von ihm aus! Gewiß, es ist nicht richtig mit ihm — weiß Gott, wer uns diesen Burschen auf unsere Arche geschickt hat!"

Freundlich hob der greise Erzvater seine hellen Augen zu den Fragenden.

„Kinder," sagte er leise und voll Güte, so daß ihre Mienen sofort lichter wurden, „liebe Kinder! Ihr habt recht und habet auch unrecht mit dem, was ihr saget! Aber Gott hat schon seine Antwort darauf gegeben, noch ehe ihr gefragt habt. Ich muß euch zustimmen, der Mann aus dem Kriegslande ist kein sehr anmutiger Gast, und man sieht nicht recht ein, wozu solche Käuze da sein müssen. Aber Gott, der diese Art nun einmal geschaffen hat, weiß gewiß wohl, warum er es tat. Ihr alle habt diesen weißen Männern viel zu verdanken, sie sind es, die unsere arme Erde wieder einmal bis zum Strafgericht verdorben haben. Aber sehet, Gott hat ein Zeichen dessen gegeben, was er mit dem weißen Manne im Sinne hat. Ihr alle, du Neger und du Eskimo, habet für das neue Erdenleben, das wir bald zu beginnen hoffen, eure lieben Weiber mit, du deine Negerin, du deine Indianerin, du dein Eskimoweib. Einzig der Mann aus Europa ist allein. Lange war ich traurig darüber, nun aber glaube ich, den Sinn davon zu ahnen. Dieser Mann bleibt uns aufbehalten als eine

Mahnung und ein Antrieb, als ein Gespenst vielleicht. Fortpflanzen aber kann er sich nicht, es sei denn, er tauche wieder in den Strom der vielfarbigen Menschheit unter. Euer Leben auf der neuen Erde wird er nicht verderben dürfen. Seid getrost!"

Die Nacht brach ein, und am nächsten Morgen stand im Osten spitz und klein der Gipfel des heiligen Berges aus den Wassern.

Traum am Feierabend

(März 1918)

Es geht mir, dem Beamtenstellvertreter auf seinen Bureaus, so wie es wohl den meisten geht, welche nun, gegen frühere Gewohnheiten, seit Jahren ihren Dienst tun — tagelang und wochenlang hält einen die Arbeit in Atem, man geht mit ihr zu Bett und steht mit ihr auf, man macht die Sorgen des Dienstes zu den seinen, sucht bessere, neue Wege, einfachere Methoden, und steckt seine Person ohne Rest in den Schmelztiegel der Zeit. Und dann kommt plötzlich eine Stunde, wo das eigene Ich — der „alte Adam" der Theologen — sich wieder mit einer Regung meldet, erwachend und schwerfällig wie ein Mann, der aus einer Narkose zu erwachen strebt und dem seine Glieder und Gedanken noch nicht wieder richtig dienen wollen.

So ging es mir dieser Tage, als ich mit einem Stoß Akten unterm Arm vom Amt nach Hause wanderte. Es war ein Frühlings-Vorklang in der Gegend, die

Sonne schien warm und es roch, als müßten schon irgendwo Haselbüsche blühen. Eben noch, in der Trambahn, hatte ich alle meine Gedanken bei meinen Gefangenenfragen gehabt und mir eine Anzahl von Briefen und Vorschlägen überlegt, die ich nach Tisch zu Hause schreiben wollte. Nun ging ich, von der Stadt weg, meiner ländlichen Wohnung entgegen, und meine Gedanken waren plötzlich nicht mehr bei den Gefangenen, nicht mehr bei der Zensur, nicht mehr beim Papiermangel, den Ausfuhrsorgen und Krediten. Sondern es sah mich unvermutet wieder einmal die Welt an, wie sie ohne unsere Sorgen aussieht, es schlüpften schwarze fette Amseln durch die kahlen Hecken, und die Lindenbäume vor den Gutshöfen zeichneten die feinen Netze ihrer Kronen in einen hellblau atmenden, weißlich durchzogenen, frühlingshaften Himmel, an den Feldrändern schimmerte es da und dort von frischem Grün, und das Moos an den Stämmen der Nußbäume spielte saftig im Licht. Und da war alles vergessen, was ich unterm Arm im Aktendeckel und im Kopfe trug, und eine Viertelstunde lang, so lang mein Weg dauerte, lebte ich nicht in dem, was wir „Wirklichkeit" nennen, sondern in der richtigen, echten, schönen Wirklichkeit, die wir in uns haben. Ich tat, was Kinder und Liebende und Dichter zu tun pflegen, ich trieb willenlos und eifrig hinter farbigen Wunschträumen her.

Indem ich so willenlos zusah, was da in mir gewünscht und geträumt wurde, kamen lauter alte Dinge zum Vorschein, die ich alle als völlig neu und heute

erfunden empfand. Zum Vorschein kam ein reiner, unschuldiger, fleckenloser Egoismus, eine runde, in sich begnügte Welt von egoistischen, unethischen, unsozialen Wünschen und Zukunftsbildern. Nichts von Krieg und Frieden, nichts von Gefangenenaustausch, nichts von Zukunftskunst, Zukunftsgesellschaft, Zukunftsschule, Zukunftsreligion. Das alles saß nicht zutiefst, das war nur obendrauf. Wenn mein alter Adam sich einmal unverhüllt zeigte, so war er ein Kind und hatte lauter Wünsche, die ihm selber und seinem kleinen Wohlsein galten.

Ich träumte wundervoll. Ich träumte, es sei Frieden und wir seien alle entlassen und auseinandergelaufen, und die Sonne scheine und ich könne jetzt ganz und gar machen, was ich mochte.

Dreierlei war es, was ich in meinen Träumen tat.

Zuerst lag ich an einem Seestrand, die Füße im Wasser, auf dem Sande. Ich nagte an einem Grashalm, hatte die Augen halb geschlossen und summte ein Lied. Dazwischen versuchte ich mich zu besinnen, was es eigentlich für ein Lied sei, das ich summte, aber das war zu mühsam. Was ging es mich an? Ich summte weiter, bis ich genug hatte, und plätscherte mit den Füßen im Wasser. Fast wäre ich in der Sonnenwärme eingeschlafen, da fiel mir plötzlich meine ganze Lage ein: daß ich frei und mein eigener Herr war, daß ich tun und lassen konnte, was mir beliebte, daß ich an einem Seestrand lag und eine Stunde ringsum kein Mensch außer mir da sei. Da sprang ich auf, stieß ein kurzes Indianergeheul aus und stürzte mich mit einem

Sprung ins blaue Wasser, daß es klatschte. Ich schlug und ruderte, schwamm hinaus und wieder zurück, fühlte Hunger, sprang ans Land, schüttelte die Tropfen aus dem Haar und legte mich vor meinen geöffneten Rucksack. Langsam nahm ich ein dickes Stück Brot heraus, vorzügliches Schwarzbrot von gestern, und eine Wurst — dieselbe Wurst, wie wir sie als Knaben auf festlichen Schulausflügen bekommen hatten — und weiter ein Stück Schweizerkäse, einen Apfel, ein Stück Schokolade. Das alles legte ich nebeneinander vor mich hin und sah es so lange an, bis ich es nimmer aushielt und mich darüber stürzte. Da fühlte ich mit Freude und tiefer Rührung im Kauen aus dem Brot und der Wurst eine ferne, versunkene, innige Knabenwonne strömen, die mich ganz hinnahm und selig machte.

Nicht lange, so war die Szene verändert. Ich saß angekleidet und ernsthaft in einem kühlen Gartenzimmer. Zweigeschatten spielten an den Fenstern herein. Und ich saß und hatte ein Buch im Schoß, in das ich ganz und gar vertieft war. Ich wußte nicht, was für ein Buch es sei. Ich wußte nur, es war ein Philosoph — aber nicht Kant und nicht Plato, sondern mehr so einer wie Angelus Silesius — und ich las und las und sog in tiefen Zügen den unsäglichen Genuß, mich frei und ungestört und ohne Gestern oder Morgen in dies Meer zu stürzen, in dies schöne, volle Meer von Aufmerksamkeit und Erhöhung, Gespanntheit und Vorahnung von Ergebnissen, die mich selber und mein Denken bestätigen würden. Ich las und sann, langsam wendete ich die

Blätter um, und am Fenster sang und brummte eine Biene goldig braun und tief, als sei die ganze verstummte Welt in ihr und begehre nichts als ihre satte Stille und Zufriedenheit auszudrücken.

Manchmal schien mir, ich höre aus der Ferne oder aus der Tiefe des Hauses her feine edle Klänge, eine Violine oder ein Cello, und mit der Zeit wurde das stärker und wirklicher, und mein Lesen und Denken wurde ein Hören und genießerisches Versunkensein, Mozarttakte herrschten in einer beruhigten, reinen Welt.

Und noch einmal verschob sich die Traumwelt. Als wäre es niemals anders gewesen, saß ich in einem südlichen Tal am Rand eines Weinberges, neben der niedrigen Mauer auf einem kleinen Feldstuhl. Auf den Knien hatte ich einen kleinen Karton liegen, in der Linken eine leichte Palette, in der Rechten einen Haarpinsel. Neben mir stak im weichen Boden mein Wanderstock und lag mein Rucksack, der war geöffnet und man sah die kleinen zerdrückten Farbentuben darin liegen. Ich holte eine her, schraubte das Köpfchen ab und ließ mit Wonne einen kleinen Klecks vom schönsten, reinsten Kobaltblau auf die Palette, und dann Weiß, und ein feines smaragdenes Veronesergrün für die abendliche Luft, und sparsam einen Spritzer Krapplack. Und ich blickte lang vor mich hinaus, auf die fernen Berge und das goldigbraun rauchende Gewölk, und mischte Ultramarin ins Rot und hielt den Atem an vor Sorgfalt, weil das alles unsäglich zart und leicht und

luftig werden mußte. Und mein Pinsel schwang nach kurzem Zaudern rasch und rund eine lichte Wolke ins Blau, mit grauen und violetten Schatten, und die erst angedeuteten grünen Gründe der Nähe und der laubigen Kastanienbäume begannen nun mit dem gedämpften Rot und Blau der Fernen zusammenzuklingen und aufeinander zu wirken, und Freundschaften und Neigungen der Farben, Anziehungen und Feindschaften klangen auf, und nicht lange, so war alles Leben in mir und außer mir zusammengezogen auf den kleinen Karton, der auf meinen Knien lag, und alles, was die Welt mir und ich der Welt zu sagen und anzutun, zu gestehen und abzubitten hatte, das geschah still und glühend in Weiß und Blau, in frohem kühnem Gelb und süßem lauschigem Grün. Und ich fühlte: das war das Leben! Das war mein Teil an der Welt, mein Glück, meine Last. Hier war ich zu Hause. Hier blühte mir Lust, hier war ich König, hier kehrte ich der ganzen sehr geehrten Welt mit Wonne und Gleichmut den Rücken.

Ein Schatten fiel auf mein kleines Bild, ich sah auf — da stand ich vor meinem Hause, und der Traum war aus.

Krieg und Frieden

(Sommer 1918)

Gewiß haben jene recht, welche den Krieg den Ur- und natürlichen Zustand nennen. Insofern der Mensch ein Tier ist, lebt er durch Kampf, lebt auf Kosten anderer, fürchtet und haßt andere. Leben ist also Krieg.

Was „Friede" sei, ist viel schwerer zu bestimmen. Friede ist weder ein paradiesischer Urzustand noch eine Form durch Übereinkunft geregelten Zusammenlebens. Friede ist etwas, was wir nicht kennen, was wir nur suchen und ahnen. Friede ist ein Ideal. Er ist etwas unsäglich Kompliziertes, Labiles, Bedrohtes — ein Hauch genügt, um ihn zu zerstören. Daß auch nur zwei Menschen, die aufeinander angewiesen sind, in wahrem Frieden miteinander leben, ist seltener und schwieriger als jede andere ethische oder intellektuelle Leistung.

Dennoch ist der Friede, als Gedanke und Wunsch, als Ziel und Ideal, schon sehr alt. Seit Jahrtausenden schon besteht das mächtige, für Jahrtausende grundlegende Wort: „Du sollst nicht töten." Daß der Mensch solcher Worte, solch ungeheurer Forderungen fähig ist, das kennzeichnet ihn mehr als jedes andere Merkmal, es scheidet ihn vom Tier, trennt ihn scheinbar von der „Natur".

Der Mensch, so fühlen wir bei solchen mächtigen Worten, ist nicht Tier, er ist überhaupt nichts Festes, Gewordenes und Fertiges, nichts Einmaliges und Eindeutiges, sondern etwas Werdendes, ein Versuch, eine Ahnung und Zukunft, Wurf und Sehnsucht der Natur nach neuen Formen und Möglichkeiten.

„Du sollst nicht töten" war zur Zeit, wo das Wort zuerst aufgestellt wurde, eine Forderung von ungeheuerstem Umfang. Es war nahezu gleichbedeutend mit: „Du sollst nicht atmen!" Es war scheinbar unmöglich, scheinbar wahnsinnig und vernichtend Dennoch ist dieses

Wort in vielen Jahrhunderten aufrecht geblieben und gilt heute wie immer, hat Gesetze, Anschauungen, Sittenlehren geschaffen, hat Frucht getragen und das Menschenleben umgerüttelt und umgepflügt wie wenig andere Worte.

Das „Du sollst nicht töten!" ist nicht das starre Gebot eines lehrhaften „Altruismus". Altruismus ist etwas, was in der Natur nicht vorkommt. Und „Du sollst nicht töten" heißt nicht: du sollst dem Andern nicht weh tun! Es heißt: du sollst dich selbst des Andern nicht berauben, du sollst dich selbst nicht schädigen! Der Andere ist ja kein Fremder, ist ja nichts Fernes, Beziehungsloses, für sich Lebendes. Alles auf der Welt, alle die tausend „Anderen" sind ja für mich nur da, insofern ich sie sehe, sie fühle, Beziehungen zu ihnen habe. Aus Beziehungen zwischen mir und der Welt, den „Anderen", besteht ja einzig mein Leben.

Dies zu erkennen, dies zu ahnen, diese komplizierte Wahrheit zu erfassen, war der bisherige Weg der Menschheit. Es gab Fortschritte und Rückschritte. Es gab Lichtgedanken, aus denen wir uns dann doch wieder finstere Gesetze und Gewissenshöhlen bauten. Es gab seltsame Dinge wie die Gnosis, wie die Alchimie, von welchen manche Heutige genau zu wissen glauben, wie töricht sie waren, während sie vielleicht höchste Gipfel auf dem Menschheitswege der Erkenntnis waren. Und aus der Alchimie, welche ein Weg zur reinsten Mystik und zur letzten Erfüllung des „Nicht töten!" war, haben wir lächelnd und überlegen eine technische

Wissenschaft gemacht, welche Sprengstoffe und Gifte herstellt. Wo ist da Fortschritt? Wo Rückschritt? Es gibt beides nicht.

Auch der große Krieg dieser Jahre zeigt beide Gesichter, sieht oft wie Fortschritt, oft wie Rückschritt aus. Die wüste Massenhaftigkeit und grausame Technik des Mordens sahen sehr wie Rückschritt aus, ja wie Hohn auf jeden Versuch des Fortschritts und des Geistes. Fast wie Fortschritte aber empfinden wir manche neuen Bedürfnisse, Erkenntnisse und Bestrebungen, die der Krieg gezeitigt hat. Ein Journalist glaubte alle diese seelischen Dinge mit dem Wort „Verinnerlichungsrummel" abtun zu dürfen — aber sollte dieser Mann sich nicht sehr getäuscht haben? Sollte er nicht am Ende gerade das Lebendigste, das Feinste, das Wesentlichste und Innerste dieser Zeit mit seinem rohen Wort verworfen haben?

Völlig falsch jedenfalls war die Meinung, die man während des Krieges oft äußern hörte: dieser Krieg sei schon durch seinen bloßen Umfang, seine gräßliche Riesenmechanik geeignet, künftige Generationen vom Kriege abzuschrecken. Abschrecken ist kein Erziehungsmittel. Wem das Töten Spaß macht, dem wird es durch keinen Krieg verleidet. Auch die Einsicht in den materiellen Schaden, den der Krieg anrichtet, wird gar nichts helfen. Die Handlungen der Menschen entspringen kaum zu einem Hundertstel rationellen Erwägungen. Man kann völlig von der Unsinnigkeit irgendeines Tuns überzeugt sein und es dennoch inbrünstig tun. Jeder Leidenschaftliche tut so. —

Eben darum bin ich auch nicht Pazifist, wie viele meiner Freunde und Feinde meinen. Ich glaube an die Herbeiführung des Weltfriedens auf rationellem Wege, durch Predigt, Organisation und Propaganda, so wenig wie an die Entdeckung des Steins der Weisen durch Chemikerkongresse.

Woher aber wird vielleicht doch einst die wahre Friedfertigkeit auf Erden kommen? Nicht von Geboten und nicht aus materiellen Erfahrungen. Sie kommt, wie jeder Menschenfortschritt, aus der Erkenntnis. Alle Erkenntnis aber, wenn man darunter etwas Lebendiges und nicht Akademisches versteht, hat nur Einen Gegenstand. Es wird von Tausenden und tausendfach erkannt, und in tausend verschiedenen Arten ausgedrückt, ist aber stets nur eine Wahrheit. Es ist die Erkenntnis des Lebendigen in uns, in jedem von uns, in mir und dir, des geheimen Zaubers, der geheimen Göttlichkeit, die jeder von uns in sich trägt. Es ist die Erkenntnis von der Möglichkeit, von diesem innersten Punkte aus alle Gegensatzpaare zu jeder Stunde aufzuheben, alles Weiß in Schwarz, alles Böse in Gut, alle Nacht in Tag zu verwandeln. Der Inder sagt „Atman", der Chinese sagt „Tao", der Christ sagt „Gnade".

Wo jene höchste Erkenntnis da ist (wie bei Jesus, bei Buddha, bei Plato, bei Lao Tse), da wird eine Schwelle überschritten, hinter der die Wunder beginnen. Da hört Krieg und Feindschaft auf. Man kann davon im Neuen Testament und in den Reden Gotamas lesen, und wer will, kann auch darüber lachen und es „Ver-

innerlichungsrummel" heißen. Wer es erlebt, dem wird der Feind zum Bruder, der Tod zur Geburt, die Schmach zur Ehre, Unglück zu Schicksal. Jedes Ding auf Erden zeigt sich doppelt, einmal als „von dieser Welt" und einmal als „nicht von dieser Welt". „Diese Welt" aber bedeutet, was „außer uns" ist. Alles, was außer uns ist, kann Feind, kann Gefahr, kann Angst und Tod werden. Mit der Erfahrung, daß all dies „Äußere" nicht nur Gegenstand unserer Wahrnehmung, sondern zugleich Schöpfung unserer Seele ist, mit der Verwandlung des Äußeren in das Innere, der Welt in das Ich, beginnt das Tagen.

Ich sage Selbstverständlichkeiten. Aber wie jeder totgeschossene Soldat die ewige Wiederholung eines Irrtums ist, so wird auch die Wahrheit, in tausend Formen, ewig und immer wiederholt werden müssen.

Weltgeschichte

(November 1918)

Als ich ein Knabe war und in eine schlechte Lateinschule ging, da war mir das, was man „Weltgeschichte" nannte, etwas unendlich Ehrwürdiges, Fernes, Edles, Mächtiges, so etwas wie Jehova und Moses. Weltgeschichte war früher einmal gewesen, war einmal Gegenwart und Wirklichkeit gewesen, hatte geblitzt und gedonnert und war jetzt lang vergangen, fern und ehrwürdig geworden, stand in Büchern und wurde von Schülern gelernt. Das letzte aus der Welt-

geschichte, wovon wir Knaben vernahmen, war der Siebziger Krieg. Das war schon erstaunlicher und erregender: da waren unsere Väter und Onkel noch dabeigewesen, ja es fehlten bloß ein paar Jahre, so hätten wir selber das noch erlebt. Und wie herrlich mußte es gewesen sein: Krieg, Heldentum, wehende Fahnen, reitende Feldherrn, neugewählter Kaiser. Wie uns glaubwürdig und heilig versichert wurde, waren in diesem Krieg Wunder und Heldentaten geschehen, war es wahrhaft großzügig und wirklich weltgeschichtlich zugegangen, nicht bloß so wie gestern und heut und immer. Männer und Frauen hatten Unerhörtes geleistet, Unerhörtes ertragen, Massen Volks hatten geweint und gelacht, hingerissen vom Rausch des Erlebnisses, Fremde hatten sich auf der Straße umarmt, Tapferkeit und Selbstlosigkeit waren selbstverständlich gewesen. Herrgott, wenn man das noch erlebt hätte! Die Leute, die wir kannten, waren alle keine Helden, auch die Lehrer nicht, die zu gewissen Zeiten uns diese erhebenden Geschichten erzählten, auch unsere Väter und Onkel nicht, deren so viele doch wirklich jenen großen heldischen Krieg mitgemacht hatten. Aber irgend etwas mußte daran sein, es waren dicke illustrierte Bücher darüber gedruckt, der Bismarck hing an allen Stubenwänden, und in jedem Herbst wurde das Sedansfest gefeiert, der schönste Tag im Jahr.

Mit fünfzehn Jahren erst sah ich diesen Schimmer verblassen. Ich begann an der Ehrwürdigkeit der Weltgeschichte zu zweifeln, ich ließ mir nicht mehr vorreden,

es seien in früheren Zeiten Menschen und Völker anders gewesen als heute, sie hätten damals nicht das Alltagsleben, sondern Opern und Heldenstücke gelebt. Ich wußte, unsere Lehrer hatten die Aufgabe, uns möglichst zu belasten und niederzudrücken, sie forderten Tugenden von uns, die sie selber nicht hatten, und so war wohl auch die Weltgeschichte, die sie uns vorsetzten, so ein Schwindel der Erwachsenen, um uns herabzusetzen und klein zu machen.

Daß ich so töricht und respektlos über die Weltgeschichte denken konnte, hatte seine Gründe. Junge Menschen leben nicht von Kritik und Negationen, sondern von Gefühlen und Idealen. Und in mir ging damals etwas vor, was seither angedauert hat: Ich wurde mißtrauisch gegen die Stimmen von außen, und desto mißtrauischer, je offizieller sie waren. Und überhaupt begann ich zu fühlen, daß das eigentlich Interessante und Lebenswerte, das, was eigentlich uns erfüllen und beschäftigen und in Atem halten kann, nicht außer uns liegt, sondern in uns. Nicht, daß ich davon etwas gewußt hätte — aber ich fühlte es, und ich begann, Philosophen zu lesen, Freigeist zu werden, mich in geliebte Dichter einzuwühlen — alles mit dem dunklen Gefühl, das sei mein Weg, das sei der Weg zu mir, zu mir selbst, und alle anderen Wege seien nicht die, die ich brauche und auf die ich gehöre. Es begann in mir das, was der Christ „Einkehr", der Psychoanalytiker „Introversion" heißt. Ich kann nicht sagen, ob dieser Weg, diese Art zu sein und zu leben, irgend besser ist

als eine andere; ich weiß nur, für den Religiösen und für den Dichter ist sie notwendig, und ihnen wird es niemals, auch nicht, wenn sie wollen und sich darum Mühe geben, gelingen, das zu lernen, was die neueren offiziellen Weisheitslehrer „historisch denken" heißen.

Viele Jahre lang konnte ich die Welt ihren Lauf gehen lassen, und sie mich. Für mich war das, was in der Welt wichtig genommen wurde und in den Reden und Leitartikeln die große Rolle spielte, nur Oper und Getue — für die Welt hingegen war das, was ich tat und was ich ernst und heilig nahm, eine Schrulle und Spielerei. Und dabei hätte es bleiben können. Aber auf einmal war wieder die Weltgeschichte da! Auf einmal behaupteten Leitartikel, Universitätsprofessoren und Oberlehrer, jetzt sei wieder Weltgeschichte, nicht mehr Alltag, jetzt sei eine „große Zeit" angebrochen. Wir Dichter und andern Außenweltler, welche darüber die Achseln zuckten, und wir Religiösen, die wir vor dem wahnsinnigen Übermut und der grausigen Sorglosigkeit unserer Führer warnten, wir waren jetzt nicht mehr harmlose Poeten, über die man lacht — wir waren jetzt Vaterlandsfeinde, Defaitisten, Miesmacher und wie alle die neuen hübschen Worte hießen. Wir wurden denunziert, wir wurden auf schwarzen Listen geführt, man schlug uns in „gutgesinnten" Zeitungen giftige Schmähartikel um die Ohren. Im Privatleben war es nicht anders. Als ich im Frühjahr 1915 einem deutschen Freunde sagte, warum denn der Gedanke eigentlich so schrecklich sei, daß wir unter Umständen das Elsaß wieder

herausgeben sollten, da ließ er mich merken, daß er persönlich mir zwar manches verzeihe, daß ich aber mit solchen Reden bei andern meine Knochen riskieren würde.

Immer noch sprach man von der „großen Zeit", und immer noch gelang es mir nicht, sie zu sehen. Das heißt, ich verstand wohl, warum diese Zeit den andern groß schien. Sie schien ihnen so, weil für Tausende zum erstenmal ein Stück inneres Leben aufblitzte, ein wenig Seele aufglimmte. Alte Jungfern, die vorher Möpse gefüttert hatten, konnten nun Verwundete pflegen, junge Menschen trugen ihre Haut zu Markt und empfanden dabei tief schauernd zum erstenmal in aller Fülle, was Leben sei. Das war nicht wenig, das war etwas Großes, etwas Ungeheures — aber es war es nur für jene, die geschichtlich dachten und von großen und andern Zeiten wußten. Für uns andere, für die Religiösen und die Dichter, die auch werktags an Gott glaubten, und denen das Dasein der Seele schon zuvor bekannt war, für uns konnte die Zeit nicht größer, nicht kleiner aussehen als jede. Denn wir lebten mit unserem Innersten und Innigsten nicht in ihr.

So geht es uns auch jetzt, wo wieder Weltgeschichte aufgeführt wird und große Oper in der Welt stattfindet. Es geschieht ja heute vieles, was wir selbst wünschten — es fielen Mächte, die wir teuflisch nannten, und es traten Männer von der Bühne ab, die wir als gefährlich und schlecht gehaßt und bekämpft hatten.

Aber es will uns trotzdem nicht gelingen, auch heute nicht, in den großen Ereignissen aufzugehen und

berauscht eine neue „große Zeit" mitzuerleben. Wir spüren das Zittern der Erde, wir leiden unter den Opfern mit, wir verarmen und verhungern mit, aber wir sehen weder in diesen Leiden, noch in den roten Fahnen, neuen Republiken und Volksbegeisterungen die wahrhaft „großen" Dinge. Wir anerkennen auch jetzt nur das und leben nur das wirklich mit, was uns als wirkliche Beseelung der Geschichte, als Aufblitzen des Göttlichen erscheint. Wir hätten mit dem Kaiser, der unser Feind gewesen war, tiefe Teilnahme gefühlt, wenn es ihm gegeben gewesen wäre, auf eine große und würdige Art abzutreten. Und der junge Soldat, der im tollsten und verblendetsten Vaterlands- und Kaiserwahn sein Leben gelassen hat, ist uns unendlich viel lieber und wichtiger als der klügste demokratische Redner, der ihn einen Toren schilt. Demokratie oder Monarchie, Bundesstaat oder Staatenbund, es gilt uns gleich, denn wir fragen einzig nach dem Wie, nie nach dem Was. Und wenn ein Wahnsinniger die tollste Tat aus voller Seele begeht, so ist er uns lieber als alle Professoren, welche vermutlich jetzt mit derselben Biegsamkeit zum neuen Regime übergehen, mit der sie vorher vor Fürsten und Altären sich verbeugt haben. Wir sind blinde Anhänger einer „Umwertung aller Werte" — aber diese Umwertung hat nirgend sonst zu geschehen als in unseren eigenen Herzen.

Ich höre die Stimmen derer, die in unserer ungeschichtlichen und unpolitischen Denkart nichts sehen als die blasierte Gleichgültigkeit von „Intellektuellen".

Sie denken, wir seien Leute, denen eben alles zu Papier wird, für welche Krieg und Revolution, Tod und Leben nur noch Worte sind. Es gibt solche, gewiß. Mit uns aber haben sie nichts zu tun. Wir sind nicht Gesinnungslose. Wir kennen zwar nicht „gute" und „schlechte" Gesinnungen, nicht rechte und linke — wir kennen aber zweierlei Menschen und urteilen einzig danach: solche, die ihre Gesinnungen zu leben suchen, und solche, die ihre Gesinnungen nur in der Brusttasche tragen. Den deutschen Kaisertreuen, der die Umwälzung der Dinge nicht ertragen kann und sich in ritterlicher Romantik am Fuß eines Denkmals das Leben nimmt, den halten wir nicht gerade für vorbildlich, aber wir lieben und verstehen ihn, während wir den Klugen verachten, der heute den revolutionären Jargon schon ebenso gut redet wie noch gestern den altmodisch-patriotischen.

Wie Mächtiges geht jetzt vor, wie viele Herzen schlagen in diesen Tagen wieder leidenschaftlich in Hingabe und Hoffnung! Wie Großes kann jetzt geschehen! Wir Sonderlinge und Wüstenprediger stehen nicht abseits, sind nicht gleichgültig, fühlen uns nicht erhaben — aber wir halten für „groß" immer nur das, was in Menschenseelen vor sich geht. Die Umbekehrung vom Kaiserglauben zum demokratischen Glauben ist für uns nur ein Flaggenwechsel. Möchte sie bei vielen Tausenden mehr sein als das!

Das Ende des vierjährigen Krieges, das dieser Tage mit dem Waffenstillstand im Westen eintrat, ist nirgends gefeiert worden. Hüben feierte man den Sturz

des Despotismus, drüben den Sieg. Die Tatsache, daß von einer gewissen Stunde an die ganze unsinnige Schießerei nach vier Schreckensjahren aufgehört hat, die hat eigentlich niemand aufgeregt. Merkwürdige Welt! Um wieviel kleinere Dinge schlägt man jetzt wieder Fensterscheiben und auch Menschenschädel ein!

Das Reich

(Dezember 1918)

Es war ein großes, schönes, doch nicht eben reiches Land, darin wohnte ein braves Volk, bescheiden, doch kräftig, und war mit seinem Los zufrieden. Reichtum und gutes Leben, Eleganz und Pracht gab es nicht eben viel, und reichere Nachbarländer sahen zuweilen nicht ohne Spott oder spöttisches Mitleid auf das bescheidene Volk in dem großen Lande.

Einige Dinge jedoch, die man nicht für Geld kaufen kann und welche dennoch von den Menschen geschätzt werden, gediehen in dem sonst ruhmlosen Volke gut. Sie gediehen so gut, daß mit der Zeit das arme Land trotz seiner geringen Macht berühmt und geschätzt wurde. Es gediehen da solche Dinge wie Musik, Dichtung und Gedankenweisheit, und wie man von einem großen Weisen, Prediger oder Dichter nicht fordert, daß er reich, elegant und sehr gesellschaftsfähig sei, und ihn in seiner Art dennoch ehrt, so taten es die mächtigeren Völker mit diesem wunderlichen armen Volk. Sie zuckten die Achseln über seine Armut und sein etwas

schwerfälliges und ungeschicktes Wesen in der Welt, aber sie sprachen gern und ohne Neid von seinen Denkern, Dichtern und Musikern.

Und allmählich geschah es, daß das Land der Gedanken zwar arm blieb und oft von seinen Nachbarn unterdrückt wurde, daß aber über die Nachbarn und über alle Welt hin ein beständiger, leiser, befruchtender Strom von Wärme und Gedanklichkeit sich ergoß.

Eines aber war da, ein uralter und auffallender Umstand, wegen dessen das Volk nicht bloß von den Fremden verspottet wurde, sondern auch selber litt und Pein empfand —: die vielen verschiedenen Stämme dieses schönen Landes konnten sich von alters her nur schlecht miteinander vertragen. Beständig gab es Streit und Eifersucht. Und wenn auch je und je der Gedanke aufstand und von den besten Männern des Volkes ausgesprochen wurde, man sollte sich einigen und sich in freundlicher, gemeinsamer Arbeit zusammentun, so war doch schon der Gedanke, daß dann einer der vielen Stämme, oder dessen Fürst, sich über die andern erheben und die Führung haben würde, den meisten so zuwider, daß es nie zu einer Einigung kam.

Der Sieg über einen fremden Fürsten und Eroberer, welcher das Land schwer unterdrückt hatte, schien diese Einigung endlich doch bringen zu wollen. Aber man verzankte sich schnell wieder, die vielen kleinen Fürsten wehrten sich dagegen, und die Untertanen dieser Fürsten hatten von ihnen so viele Gnaden in Form von Ämtern, Titeln und farbigen Bändchen erhalten, daß

man allgemein zufrieden und nicht zu Neuerungen geneigt war.

Inzwischen ging in der ganzen Welt jene Umwälzung vor sich, jene seltsame Verwandlung der Menschen und Dinge, welche wie ein Gespenst oder eine Krankheit aus dem Rauch der ersten Dampfmaschinen sich erhob und das Leben allüberall veränderte. Die Welt wurde voll von Arbeit und Fleiß, sie wurde von Maschinen regiert und zu immer neuer Arbeit angetrieben. Große Reichtümer entstanden, und der Weltteil, der die Maschinen erfunden hatte, nahm noch mehr als früher die Herrschaft über die Welt an sich, verteilte die übrigen Erdteile unter seine Mächtigen, und wer nicht mächtig war, ging leer aus.

Auch über das Land, von dem wir erzählen, ging die Welle hin, aber sein Anteil blieb bescheiden, wie es seiner Rolle zukam. Die Güter der Welt schienen wieder einmal verteilt, und das arme Land schien wieder einmal leer ausgegangen zu sein.

Da nahm plötzlich alles einen andern Lauf. Die alten Stimmen, die nach einer Einigung der Stämme verlangten, waren nie verstummt. Ein großer, kraftvoller Staatsmann trat auf, ein glücklicher, überaus glänzender Sieg über ein großes Nachbarvolk stärkte und einigte das Land, dessen Stämme sich nun alle zusammenschlossen und ein großes Reich begründeten. Das arme Land der Träumer, Denker und Musikanten war aufgewacht, es war reich, es war groß, es war einig geworden und trat seine Laufbahn als ebenbürtige

Macht neben den großen ältern Brüdern an. Draußen in der weiten Welt war nicht mehr viel zu rauben und zu erwerben, in den fernen Weltteilen fand die junge Macht die Lose schon verteilt. Aber der Geist der Maschine, der bisher in diesem Land nur langsam zur Macht gekommen war, blühte nun erstaunlich auf. Das ganze Land und Volk verwandelte sich rasch. Es wurde groß, es wurde reich, es wurde mächtig und gefürchtet. Es häufte Reichtum an, und es umgab sich mit einer dreifachen Schutzwehr von Soldaten, Kanonen und Festungen. Bald kamen bei den Nachbarn, die das junge Wesen beunruhigte, Mißtrauen und Furcht auf, und auch sie begannen Palisaden zu bauen und Kanonen und Kriegsschiffe bereit zu stellen.

Dies war jedoch nicht das Schlimmste. Man hatte Geld genug, diese ungeheuren Schutzwälle zu bezahlen, und an einen Krieg dachte niemand, man rüstete nur so für alle Fälle, weil reiche Leute gern Eisenwände um ihr Geld sehen.

Viel schlimmer war, was innerhalb des jungen Reiches vor sich ging. Dies Volk, das so lang in der Welt halb verspottet, halb verehrt worden war, das so viel Geist und so wenig Geld besessen hatte — dies Volk erkannte jetzt, was für eine hübsche Sache es sei um Geld und Macht. Es baute und sparte, trieb Handel und lieh Geld aus, keiner konnte schnell genug reich werden, und wer eine Mühle oder Schmiede hatte, mußte jetzt schnell eine Fabrik haben, und wer drei Gesellen gehabt hatte, mußte jetzt zehn oder zwanzig haben, und viele brachten es

schnell zu Hunderten und Tausenden. Und je schneller die vielen Hände und Maschinen arbeiteten, desto schneller häufte das Geld sich auf — bei jenen einzelnen, die das Geschick zum Aufhäufen hatten. Die vielen, vielen Arbeiter aber waren nicht mehr Gesellen und Mitarbeiter eines Meisters, sondern sanken in Fron und Sklaverei.

Auch in andern Ländern ging es ähnlich, auch dort wurde aus der Werkstatt die Fabrik, aus dem Meister der Herrscher, aus dem Arbeiter der Sklave. Kein Land der Welt konnte sich diesem Geschick entziehen. Aber das junge Reich hatte das Schicksal, daß dieser neue Geist und Trieb in der Welt mit seiner Entstehung zusammenfiel. Es hatte keine alte Zeit hinter sich, keinen alten Reichtum, es lief in diese rasche neue Zeit hinein wie ein ungeduldiges Kind, hatte die Hände voll Arbeit und voll Gold.

Mahner und Warner zwar sagten dem Volk, daß es auf Abwegen sei. Sie erinnerten an die frühere Zeit, an den stillen heimlichen Ruhm des Landes, an die Sendung geistiger Art, die es einst verwaltet, an den steten edlen Geistesstrom von Gedanken, von Musik und Dichtung, mit dem es einst die Welt beschenkt hatte. Aber dazu lachte man im Glück des jungen Reichtums. Die Welt war rund und drehte sich, und wenn die Großväter Gedichte gemacht und Philosophien geschrieben hatten, so war das ja sehr hübsch, aber die Enkel wollten zeigen, daß man hierzulande auch anderes könne und vermöge. Und so hämmerten und kesselten sie in ihren tausend Fabriken neue Maschinen, neue Eisenbahnen, neue Waren, und für alle Fälle auch stets neue

Gewehre und Kanonen. Die Reichen zogen sich vom Volk zurück, die armen Arbeiter sahen sich alleingelassen und dachten auch nicht mehr an ihr Volk, dessen Teil sie waren, sondern sorgten, dachten und strebten auch wieder für sich allein. Und die Reichen und Mächtigen, welche gegen äußere Feinde all die Kanonen und Flinten angeschafft hatten, freuten sich über ihre Vorsorge, denn es gab jetzt im Innern Feinde, die vielleicht gefährlicher waren.

Dies alles nahm sein Ende in dem großen Kriege, der jahrelang die Welt so furchtbar verwüstete und zwischen dessen Trümmern wir noch stehen, betäubt von seinem Lärm, erbittert von seinem Unsinn und krank von seinen Blutströmen, die durch all unsere Träume rinnen.

Und der Krieg ging so zu Ende, daß jenes junge blühende Reich, dessen Söhne mit Begeisterung, ja mit Übermut in die Schlachten gegangen waren, zusammenbrach. Es wurde besiegt, furchtbar besiegt. Die Sieger aber verlangten, noch ehe von einem Frieden die Rede war, schweren Tribut von dem besiegten Volk. Und es geschah, daß Tage und Tage lang, während das geschlagene Heer zurückflutete, ihm entgegen aus der Heimat in langen Zügen die Sinnbilder der bisherigen Macht geführt wurden, um dem siegreichen Feind überliefert zu werden. Maschinen und Geld flossen in langem Strom aus dem besiegten Lande hinweg, dem Feinde in die Hand.

Währenddessen hatte aber das besiegte Volk im Augenblick der größten Not sich besonnen. Es hatte

seine Führer und Fürsten fortgejagt und sich selbst für mündig erklärt. Es hatte Räte aus sich selbst gebildet und seinen Willen kundgegeben, aus eigener Kraft und aus eigenem Geist sich in sein Unglück zu finden.

Dieses Volk, das unter so schwerer Prüfung mündig geworden ist, weiß heute noch nicht, wohin sein Weg führt und wer sein Führer und Helfer sein wird. Die Himmlischen aber wissen es, und sie wissen, warum sie über dies Volk und über alle Welt das Leid des Krieges gesandt haben.

Und aus dem Dunkel dieser Tage leuchtet ein Weg, der Weg, den das geschlagene Volk gehen muß.

Es kann nicht wieder Kind werden. Das kann niemand. Es kann nicht einfach seine Kanonen, seine Maschinen und sein Geld hinweggeben und wieder in kleinen friedlichen Städtchen Gedichte machen und Sonaten spielen. Aber es kann den Weg gehen, den auch der einzelne gehen muß, wenn sein Leben ihn in Fehler und tiefe Qual geführt hat. Es kann sich seines bisherigen Weges erinnern, seiner Herkunft und Kindheit, seines Großwerdens, seines Glanzes und seines Niederganges, und kann auf dem Wege dieses Erinnerns die Kräfte finden, die ihm wesentlich und unverlierbar angehören. Es muß „in sich gehen", wie die Frommen sagen. Und in sich, zu innerst, wird es unzerstört sein eigenes Wesen finden, und dies Wesen wird seinem Schicksal nicht entfliehen wollen, sondern ja zu ihm sagen und aus seinem wiedergefundenen Besten und Innersten neu beginnen.

Und wenn es so geht, und wenn das niedergedrückte Volk den Weg des Schicksals willig und aufrichtig geht, so wird etwas von dem sich erneuern, was einst gewesen ist. Es wird wieder ein steter stiller Strom von ihm ausgehen und in die Welt dringen, und die heut noch seine Feinde sind, werden in der Zukunft diesem stillen Strom von neuem ergriffen lauschen.

Der Weg der Liebe

(Dezember 1918)

Wem es gut geht, der kann manches tun, was überflüssig und was töricht ist. Wo das Behagen aufhört und die Not beginnt, da setzt die Erziehung ein, die das Leben uns geben will.

Wenn ein unartiges Kind sich gegen Strafe und Besserung sträubt, weil andre Kinder ebenso unartig seien, so lächeln wir und haben die Antwort schnell bereit. Aber ebenso wie das unartige Kind haben wir Deutsche den ganzen traurigen Krieg hindurch uns immer wieder darauf berufen, daß unsre Feinde zum mindesten nicht besser seien als wir. War von Eroberungslust die Rede, so wies man auf Englands Kolonien hin. Sprach man von persönlichem Regiment, so hieß es, Wilson regiere viel unumschränkter als irgendein deutscher Fürst. Und so weiter.

Die Not hat begonnen. Möge nun auch die Erziehung beginnen! Es geht uns Deutschen heute überaus schlecht, wir wissen noch nicht, ob und wie wir

morgen leben werden. Und gerade jetzt ist die Versuchung zu unnützen Gebärden und Gefühlen groß. Man liest Briefe und Gedichte, Artikel und Anregungen, welche auf alle üblen Instinkte spekulieren, die im bestraften Kind sich gerne regen. Man beginnt da und dort auch schon wieder „historisch" (das heißt unmenschlich) zu denken. Man vergleicht unsre heutige Lage mit der Lage, in die wir Frankreich im Jahr 1870 gebracht hatten, und zieht dieselben Schlüsse draus: Zähne zusammenbeißen, das Unabwendbare ertragen, im Herzen aber Rache brüten und das Unglück später einmal wieder gutmachen!

Als vor vier Jahren deutsche Soldaten im frohen Übermut des Kriegsbeginns an ihre Kasernentore schrieben: „Hier werden noch Kriegserklärungen entgegengenommen", da durften wir, die anders dachten, nichts sagen. Jeder von uns hat jedes Wort der Menschlichkeit, der Warnung und der ernsten Zukunftsgedanken mit Schmähung und Verdächtigung, mit Verfolgung und Freundschaftskündigungen bezahlen müssen.

Das wollen wir nun nicht wieder beginnen. Es hat sich gezeigt, daß unsre Psychologie falsch war, daß wir zu Kriegsbeginn Gebärden und Worte vollführt hatten, deren Quelle nicht wahrer Wille, sondern Hysterie war. Gewiß, es war bei den „Andern" genau ebenso, und die Schmähungen des Feindes bis in seine edelsten übernationalen Leistungen und Eigenschaften hinein waren bei einigen unsrer Feinde ebenso schlimm wie bei uns, und es waren auch dort die üblen „Führer"

des Volkes, die sich hysterisch benahmen und unverantwortliche Dinge sagten.

Aber gerade das Sichberufen darauf, daß es ja der Feind auch nicht besser mache, muß nun endlich bei uns aufhören. Wenn heute General Foch eine ähnliche Härte zeigt, wie sie unser tüchtiger General Hoffmann einst in Brest-Litowsk zeigte, so ist es nicht an uns und kleidet uns schlecht, wenn wir ihn anbellen. Er benimmt sich als Sieger, wie wir uns damals als Sieger benahmen.

Heute sind wir nicht Sieger. Unsre Rolle ist eine andre. Und ob es uns weiter in der Welt zu leben und zu gedeihen glückt, das hängt einzig und allein davon ab, wieweit wir unsre Rolle erkennen, wie weit wir ernst und bereit genug sind, die Folgen unsrer Lage auf uns zu nehmen.

Die Not hat unser Volk dazu gebracht, sich seiner alten Führer zu entledigen und sich für selbstherrlich zu erklären. Das war eine Tat aus der fruchtbaren Tiefe des Unbewußten, woher jede wahre Tat kommt. Es war die Gebärde eines Erwachens aus tiefen Täuschungen. Es war ein Bruch mit Überkommenem, Verkalktem. Es war ein erstes Aufdämmern der Erkenntnis: „Da es mit den nationalen Idealen unsrer alten Führer ein Schwindel war — ist nicht Menschlichkeit, Vernunft, guter Wille der bessere Weg?"

Unser Herz hat ja dazu gerufen. Die „heiligsten Güter" der alten Zeit sind uns plötzlich abhanden gekommen, wir warfen sie weg, weil wir sahen, daß sie nur bemalte Theaterkleinodien waren.

Dabei müssen wir nun bleiben. Wir haben den schwersten Weg betreten, den ein Mensch — und gar ein Volk! — gehen kann: den Weg der Aufrichtigkeit, den Weg der Liebe. Gehen wir diesen Weg zu Ende, dann haben wir gewonnen. Dann ist dieser lange Krieg und diese schmerzliche Niederlage unser gutes, verdientes, zu Wert und Zukunft verwandeltes Schicksal geworden, unser Besitz und Stolz, nicht mehr unsre Krankheit und Wunde.

Der Weg der Liebe ist darum so schwer zu gehen, weil in der Welt an Liebe wenig geglaubt wird, weil sie überall auf Mißtrauen stößt. Das sehen ja auch wir schon jetzt am Beginn unsres neuen Weges. Die Feinde sagen: Ihr habt euch unter die rote Fahne geflüchtet, weil ihr euch um die Folgen eurer Taten drücken wollt! — Es gilt nun aber nicht, dem Feind unsre Aufrichtigkeit mit Worten zu beweisen. Es gilt, ihn langsam und unwiderstehlich durch Wahrhaftigkeit und Liebe zu gewinnen. Alle guten Gedanken von Menschheit und Völkerbund, von brüderlicher gemeinsamer Arbeit aller Völker, von Verzicht auf Machtzuwachs — alles das, wovon bei uns und bei den Feinden viel geredet worden ist und zum Teil ohne vollen Ernst, das muß unser voller und innigster Ernst und Wille sein und bleiben.

Wir haben die Rolle und Aufgabe des Besiegten. Diese Aufgabe ist die uralte, heilige Aufgabe jedes Unglücklichen auf Erden: sein Los ertragen, und nicht nur ertragen, sondern es ganz in sich aufnehmen, sich mit ihm eins machen, es verstehen — bis das Unglück nicht

mehr als ein fremdes, aus fernen Wolken über uns herabgehageltes Schicksal empfunden wird, sondern uns gehört, unser Wesen durchdringt, unsre Gedanken leitet.

Vor allem hindert viele von uns an diesem Einswerden mit dem Schicksal (welches das einzige Überwinden des Schicksals ist) eine falsche Scham. Wir sind gewohnt, etwas von uns zu verlangen, was von Natur in keinem Menschen ist: Heroismus! Während man siegt, sieht der Heroismus auch ganz hübsch aus. Sobald man unterliegt und Kräfte braucht, seiner Lage bewußt und Herr zu werden, dann zeigt sich der Heroismus als eine feindliche, gefährliche, lähmende Macht — dann zeigt er sich als der Moloch, der er ist. Er, der uns soviel Tausende von Brüdern gekostet hat, er, der die Welt nun jahrelang wie ein wahnsinniger Gott regiert hat, er darf nicht mehr unser Ideal und Führer sein!

Nein, wir müssen den begonnenen Weg, den schweren einsamen Weg der Aufrichtigkeit und der Liebe, weiter und zu Ende gehen. Denn wir wollen und dürfen nicht wieder werden, was wir einmal waren: ein mächtiges Volk mit viel Geld und viel Kanonen, regiert von Geld und von Kanonen. Auch wenn wir auf diesem Weg die ganze alte Macht und die Weltherrschaft dazu erreichen könnten, wir dürfen ihn doch nicht gehen, auch nicht mit ihm liebäugeln. Sonst schlagen wir allem ins Gesicht, was wir aus tiefster Not und verzweifelter Selbsterkenntnis in diesen letzten Wochen getan und begonnen haben. Wenn unsre Revolution nichts war als ein Versuch, auf anderem Wege vielleicht

wohlfeiler zu entkommen, uns um ein Stück Schicksal zu drücken, dann taugt diese Revolution nichts.

Auch das kann ja nicht sein! Nein, diese herrliche, ungewollte, machtvoll plötzliche Bewegung ist nicht aus Klugheiten und Berechnungen geflossen, sie kam aus dem Herzen, aus Millionen Herzen. Möge nun, was aus dem Herzen kam, herzlich und wahrhaftig fortgeführt werden! Widerstehen wir der Versuchung zu allen effektvollen, theaterhaften, hysterischen Heroismen, spielen wir nicht die Trotzigen, zu Unrecht Gezüchtigten, und halten wir uns namentlich nicht daran, daß wir denen, die jetzt unsre Richter spielen, das Recht dazu aberkennen! Ob unsre Feinde dieses furchtbaren Rechtes würdig sind oder nicht, das ist für uns von gar keiner Bedeutung. Schicksal kommt von Gott, und wenn wir nicht lernen, es als göttlich, als heilig und weise anzuerkennen, wenn wir es nicht lieben und erfüllen lernen, dann sind wir unterlegen. Dann sind wir nicht mehr edle Besiegte, die das Unabänderliche zu tragen wissen, sondern schmählich Liegengebliebene.

Aufrichtigkeit ist eine gute Sache, aber sie ist wertlos ohne die Liebe. Liebe heißt jede Überlegenheit, jedes Verstehenkönnen, jedes Lächelnkönnen im Schmerz. Liebe zu uns selbst und unsrem Schicksal, herzliches Einverstandensein mit dem, was das Unerforschliche mit uns will und plant, auch wo wir es noch nicht übersehen und verstehen können, — das ist unser Ziel. Möglich, daß die Völker Rußlands und Österreichs den Weg später mit uns gemeinsam gehen werden — für

heute brauchen wir nichts als den Willen und Entschluß, unsern begonnenen Weg fortzusetzen.

Und aus dem Willen, unser Schicksal zu erfüllen, dem Neuen offen und bereit zu stehen, aus dem Vertrauen in die einfache Beredtsamkeit unsrer Not, unseres leidenden Menschentums, werden hundert andre, neue Kräfte wachsen. Wer einmal das Ganze eines Schicksals auf sich genommen hat, dem wird das Auge heller für das Einzelne. Der „gute Wille", den die alte selige Verheißung meint, wird unsern Armen die Armut tragen helfen, wird unsern Industriellen helfen, den Weg vom egoistischen Kapitalismus zum selbstlosen Verwalten menschlicher Arbeit zu finden. Dieser Wille wird unsre künftigen Gesandten im Auslande fähig machen, statt der alten verlogenen Betriebsamkeit eine neue würdige Vertretung unsres Gesamtwillens zu leisten. Er wird aus unsern Dichtern und Künstlern und aus all unsrer Arbeit sprechen und wird still und langsam, aber eindringlich uns das erobern, was wir der Welt gegenüber verloren haben: das Vertrauen und die Liebe.

Nachruf an Hugo Ball

Da wir dich jetzt in dein Grab gelegt und von deinem lieben Anblick Abschied genommen haben, wollen wir uns nochmals dankbar dessen erinnern, was du uns gewesen bist. Du warst uns nicht nur ein zuverlässiger, hochherziger und nachsichtiger Freund, ein lieber und überlegener Kollege, dazu ein prachtvoller Kamerad und Gegner für Stunden und Nächte des Plauderns, des Disputierens, des dialektischen Spiels. Du warst nicht nur ein begabter, angenehmer, interessanter und geistvoller Mensch, den wir lieben und bewundern und mit dem wir plaudern und Kameradschaft halten konnten — du warst viel mehr. Du warst uns ein Vorbild.

In der Zucht deines Denkens, in der Strenge deines sprachlichen Verantwortungsgefühls, im unablässigen Dienst am Worte, im bewußten Kampf gegen die Neigung der Epoche zur Fahrlässigkeit und Verantwortungslosigkeit im Denken und im Reden, bist du uns manche Jahre hindurch ein Beispiel gewesen, das uns in mancher Stunde der Not tröstlich angespornt, in mancher Stunde der Schwäche mahnend erinnert hat.

Es war in deiner Nähe unmöglich, mit einer flachen Alltagsgeistigkeit oder mit einer virtuosen Berufsgeistigkeit vorliebzunehmen. Im Gespräch mit dir ging es stets um das Ganze, niemand war mehr als du ein

Feind alles gewissenlosen Schwatzens. Wie waren wir dir dankbar für den heißen, rücksichtslosen Wahrheitsdrang deiner Zeitkritik! Und wie dankbar und glücklich atmeten wir die wahrhaft magische Atmosphäre deiner Heiligenleben! Und neben deinen Büchern und Gedanken stand dein Leben, dein eigenes armes und tapferes Asketenleben: dem Geiste dienend, der Welt abgewandt, von der Welt verachtet.

Dies alles bleibt. Deine Schriften werden einmal zu den besten deutschen Büchern unsrer Zeit gezählt werden. Und indem wir von deiner sterblichen Person mit tiefer Trauer Abschied nehmen, sehen wir beinahe erschrocken, wieviel Unsterbliches sie uns schon jetzt bedeutet. Du hast uns durch deinen stillen Aufbruch aus dieser zweifelhaften Welt tief betrübt, Freund, aber du hast uns Unvergängliches hinterlassen. Von den Wenigen, die dich wirklich gekannt haben, ist keiner von deinem Grabe weggegangen ohne das stille Gelöbnis, deiner würdig zu bleiben und deines Vorbildes nie zu vergessen.

Geschrieben am Tag des Begräbnisses 16. September 1927

Inhalt

Am Ende des Jahres 11
Die blaue Ferne 16
Reiselust 18
Alte Musik 22
Ein Achtzigjähriger 28
Brief an einen Philister 36
Sprache 45
Die Zuflucht 53
Von der Seele 60
Bei Christian Wagners Tod 73
Ein Stück Tagebuch 76
Phantasien 85
Schlechte Gedichte 93
Die Brüder Karamasoff oder Der Untergang Europas 99
Gedanken zu Dostojewskis „Idiot“ 122
Eine Bücherprobe 132
Variationen über ein Thema von Wilhelm Schäfer .. 135
Eigensinn 142
Gespräch mit dem Ofen 150
Brief an einen jungen Deutschen 153
Vom Bücherlesen 159
Vorrede eines Dichters zu seinen ausgewählten Werken 168
Über Jean Paul 175
Chinesische Betrachtung 189
Brentanos Werke 193
Exotische Kunst 195
Jakob Boehmes Berufung 199
Über Hölderlin 203
Nachruf zu „Novalis“ 208
Goethe und Bettina 212

Über Dostojewski 223
Balzac 227
Angelus Silesius 231
Nachwort zu „Schubart“ 235

Aufsätze aus den Kriegsjahren

O Freunde, nicht diese Töne! 245
An einen Staatsminister 252
Wenn der Krieg noch zwei Jahre dauert 258
Weihnacht 269
Soll Friede werden? 274
Wenn der Krieg noch fünf Jahre dauert 281
Der Europäer 286
Traum am Feierabend 297
Krieg und Frieden 302
Weltgeschichte 307
Das Reich 314
Der Weg der Liebe 321

Nachruf an Hugo Ball 329

*

Druck vom
Bibliographischen Institut
in Leipzig

*